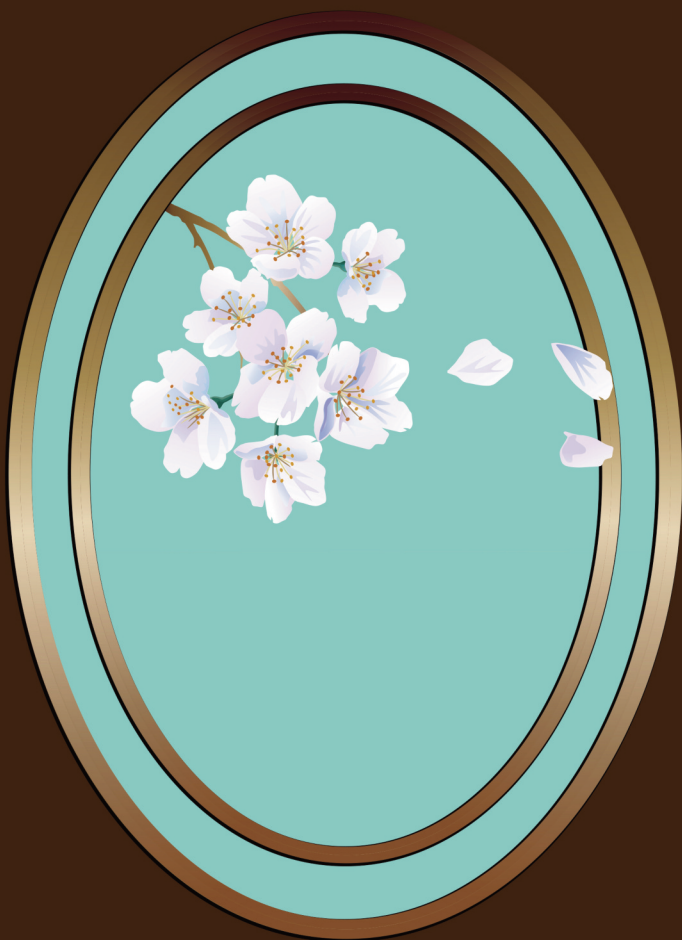


Anastasia Powerennaja



An steilen Ufern



Крымъе бепеза

An steilen Ufern



Anastasia Powerennaja

*An steilen
Ufern*

München 2021

Anastasia Powerennaja
An steilen Ufern
©Vela-Verlag, München, 2021. — 452 S.

ISBN: 978-3-946227-72-4

© Anastasia Powerennaja 2021
© übersetzt aus dem Russischen von Emilia Holzer 2021
© Fotos aus dem Archiv der Autorin

Das Buch erzählt von dem nicht einfachen Schicksal der Autorin Anastasia Powerennaja, die den Zweiten Weltkrieg unter der Besatzung überlebte. Sie studierte und arbeitete in der UdSSR, bis sie sich dafür entschied das Land zu verlassen und in den Westen zu gehen.

Der zweite Teil besteht aus Artikeln der Autorin für russischsprachige Publikationen in verschiedenen Ländern, in denen sie gelebt und gearbeitet hat, die zum Zeitpunkt der Veröffentlichung sowohl aktuell sind, als auch polemischer Natur.

Dieses Buch ist für einen breiten Leserkreis von Interesse, um in die Geschichte der UdSSR und die russische Emigration einzutauchen.

*Meinen lieben Töchtern, Regina und Emilia
sowie meiner Enkelin Aimée Sophie gewidmet.*

BIOGRAPHIE

Anastasia Powerennaja ist 1939 geboren. Ihre berufliche Laufbahn begann mit dem Dienst beim Komsomol der Stadt Murom an der Oka. Anschließend wurde sie (in derselben Stadt) auf den Direktionsposten des Hauses der Kultur namens Lenin versetzt. Einige Jahre später leitete sie das regionale Lektorat der Gesellschaft »Wissen« in Welikij Nowgorod. Sie übersiedelte nach Leningrad und begann dort ihre Tätigkeit als Dozentin und Beraterin beim Leningrader Militärbezirk. Nach einem (etwa dreijährigen) Hausarrest emigrierte sie mit ihrer Familie nach Europa. Lebte in Wien, West-Berlin und seit Anfang 1985 in München.

Dort arbeitete sie zuerst beim Radiosender »Radio Liberty« (»Radio Freies Europa«). Später unterrichtete sie Russisch im amerikanischen »Marshal Center« in Garmisch-Partenkirchen.

Als Journalistin wurde sie in München, Bonn, Nürnberg, Hannover, Paris, der Tschechoslowakei, Ungarn, Weißrussland und Russland publiziert.



INHALT

Biografie.....	6
Vorwort	10
Resümees.....	12
Unkindliche Kindheit.....	15
Von der Tribüne abgetreten	81
Nicht nach Programm.....	97
Der »kommunistischen Moral« verpflichtet	114
Zeit der Versöhnung.....	123
Von einem Treffen zum nächsten.....	128
Aus dem Gestern ins Morgen.....	133
Die Hand die gibt kennt keinen Mangel... ..	136
Ein Freund inmitten von Fremden, Fremder inmitten von Freunden... ..	141
Über Manuskripte und Lebensformen.....	147
Kühle Unbehaglichkeit der Freiheit.....	154
Ungelöste Rätsel.....	162
Aus dem ungarischen Hinterland	166
Des Willens unfreie Wahl.....	173
»Niemand wird vergessen, nichts wird vergessen«.....	176

VORWORT

Ich kenne Anastasia Powerennaja seit über zwanzig Jahren... Wir begegneten ihr, als wir nach München übersiedelten und diese außergewöhnliche Frau, die so viel materielles und geistiges Gut in unsere Familie brachte, in gewisser Weise umgehend kennenlernten, und uns sogleich innerlich verbunden fühlten.

Zu jener Zeit wohnten wir, wie üblich, in einem vorübergehenden Wohnheim, mit mehr als asketischen Aufenthaltsbedingungen, weit entfernt von dem, das wir von Moskau gewohnt waren. Gemeinsame Bekannte machten uns mit Anastasia (Taja), wie wir sie zu nennen pflegen, bekannt. Sie wohnte nur fünf Gehminuten von unserer Wohnstätte entfernt. Bald schon lud sie uns zu einem Besuch bei sich ein, der uns von der eleganten Einrichtung ihrer Wohnung in dem Jugendstilhaus, mit seiner antiken Eingangstreppe und den Erkern, angenehm überraschte.

Die Wohnungseigentümerin stellte alles für die Behaglichkeit und ein komfortables Selbstwertgefühl kreativer Menschen bereit, in deren Mitte auch wir uns jetzt befanden.

Da waren die Nöte des Emigrantenlebens, das Eilen von einer sozialen Einrichtung zur nächsten, nebst anderen »Terminen«, unser deutsches Wohnheim mit dem verblichenen Linoleum... doch nebenan... da war diese Insel des Friedens und des Wohlbefindens, die unseren unbequemen grauen Wochentagen Farbe verlieh...

Taja's Wohnung bezeichneten wir für uns als »Salon«. Und tatsächlich kam sie auch einem solchen gleich: wie viele interessante Menschen dort zusammenkamen, wie viele Treffen, Auftritte, Lesungen, kleine Kammerkonzerte und unzählige Feiertage in diesen Mauern stattfanden...

Diese unsere damals neue junge, sehr zerbrechliche und immer freundliche Freundin betrachtend (eben dieses Bild von ihr bewahrt mein Gedächtnis), konnte man sich kaum vorstellen, dass die Hauseigentümerin seinerzeit einen ganzen Kelch an Schwierigkeiten zu leeren hatte, bevor es Taja gelang, diese Insel des Wohlbefindens und der Zufriedenheit in ihren Besitz übertragen zu können.

Gleich zu Beginn der Emigration erlitt sie eine persönliche Tragödie, ihr Mann starb, und ließ sie mit zwei kleinen Töchtern zurück, doch fasste sie Mut, sammelte und mobilisierte all ihre Kräfte, um den neuen Umständen, und dem neuen Leben gegenüber, standhalten zu können.

All die Schwierigkeiten, sich an einem neuen Ort adaptieren zu müssen, aufzuzählen, würde keinen Sinn machen, ich möchte nur sagen, sie hatte gesiegt und nicht nur das, sondern sie vermochte es zwei wunderbare Töchter, Regina und Emilia, großzuziehen und ihnen eine gute Ausbildung zu ermöglichen.

Heute ist Taja fürsorgliche Großmutter der charmanten Aimée, die mit ihren 13 Jahren nicht nur fließend auf Russisch und einigen europäischen Sprachen spricht, sondern auch die bizarre und heutzutage zukunftsweisende chinesische Sprache erfolgreich perfektioniert.

Der Klassiker der russischen Literatur, Konstantin Georgijewitsch Pautowskij, sagte seinerzeit zu uns Studenten des Literaturinstituts, dass jeder kultivierte Mensch imstande sei ein Buch über sein Leben zu schreiben.

Ich freue mich, Ihnen, liebe Leser, dieses Buch »An steilen Ufern« von Anastasia Powerennaja vorstellen zu können.

Der erste Teil des Buches beinhaltet die kleine Erzählung »Unkindliche Kindheit« — ein inbrünstiges Bekenntnis über die militärische Verwegenheit. Der Unterschied zu anderen Kriegererzählungen besteht darin, dass die Autorin ein noch sehr junges Mädchen war, welches sich aber an die Meilensteine ihres Lebensschicksals erinnere.

Man geht in der Erzählung durch viele berührende Episoden und Erinnerungen, mich bewegte jedoch am meisten die Geschichte mit Taja's Vater, von ihrem einzigen Zusammentreffen, als dieser die kleine Taja mit Brotstückchen, die er mit dem sich auf der gerade frisch zubereiteten Himbeermarmelade gebildeten Schaum bestrichen, fütterte. Taja erinnert sich an seine feinen, an-

mutigen Hände, an seine Fürsorge um seine Tochter. Danach sah sie ihn nie wieder, denn bald darauf wurde er von den Faschisten getötet. Doch blieb ihr die Erinnerung an ihren Vater ihr Leben lang, als fortbestehende unsichtbare Verbindung. Wenn es ihr gut geht, dankt sie ihrem Vater für seine Lebenshilfe, seine Unterstützung. Wenn es Taja schlecht geht, bittet sie ihn:

— Vater, strecke deine Hände nach mir aus, hilf mir!

Ich las die Erzählung mit größter Bewegtheit. Sie ist unvergesslich und sollte in die Geschichte des Großen Vaterländischen Kriegs eingehen.

In dem zweiten Teils des Buches trifft man auf journalistische Erfolge: Artikel, Interviews mit interessanten Menschen, Rezensionen, die die Professionalität der Journalistin Powerennaja sichtbar werden lassen. Als Schriftstellerin bin ich überzeugt, dass ihr das gelungen ist.

Ihren Lebenserrungenschaften nach zu urteilen wird die Autorin dieses Buches nicht nur von ihrem Vater, sondern auch von höheren Mächten unterstützt.

In unserer paradoxen Zeit dieses plötzlichen Ausbruchs einer Pandemie, oft von falschem Patriotismus begleitet und einer möglicherweise baldigen Chipimplikation der Bevölkerung, kommt die lebendige und seelenreiche Geschichte von Anastasia Powerennaja, einem kühnen Protest unserer Zeitzeugin, gegen das Entmenschlichen des Menschen, gleich.

*Tamara Zhirmunskaya.
Dichterin und Schriftstellerin,
Moskau — München.*

RESÜMEE

Sehr geehrte Anastasia,

das Schema, nach dem die Lehrer ihre Schüler auswählen, funktioniert im realen Leben nicht. Es birgt nur das Potential der Weitergabe veralteter Fakten. Heutzutage funktioniert das Schema neu — die Schüler wählen ihre Lehrer selbst aus.

Für mich stellen Sie einen solchen Lehrer dar. Ich habe den größten Respekt vor Ihnen und bitte Sie daher, mich in einfacher Form anzusprechen — Sergej, oder besser noch, Serjozha (ohne »sehr geehrter«).

Ich freue mich und bin stolz Sie kennen gelernt zu haben und gebe zu, dass wenn ich es für nötig gehalten hätte, mich Ihnen auf individueller Basis

mitzuteilen, so würde ich es in einer »persönlichen Nachricht« getan haben. Doch nein, ich verkünde es hiermit öffentlich.

*Ihr Sergej Akolzin,
Journalist. Moskau*

Liebe Anastasia,

Sie haben wunderschön, bedeutungsvoll und ausgezeichnet geschrieben. Das Wichtigste jedoch ist, dass Sie von Ihrem ganzen, uns, die Menschen, liebenden Herzen geschrieben haben. Ich erlaube mir, Sie kräftig zu umarmen.

*Lydia Smolenskaja-Merlin. Dichterin.
St. Petersburg — München.*

Deine »Unkindliche Kindheit« — stark und schrecklich! Dein Journalismus — eine edle und tiefe Kommunikation mit dem Leser.

*Sergej Zolovkin.
»Nowaja Gaseta« (»Neue Zeitung«).
Moskau.*

Guten Tag, Anastasia!

Ich schicke Ihnen eine weitere Ausgabe von »Rodnaja Retsch« (»Muttersprache«), in der Sie Ihren »Brief an einen verärgerten Emigranten« finden.

Die Auswahl an Reaktionen ist etwas langwierig, einiges scheint, meiner Meinung nach, überflüssig und weitschweifig zu sein.

Ehrlich gesagt würde einer Ihrer Briefe ausreichen, der, wie ich Ihnen bereits geschrieben habe, sämtliche Punkte über das i setzt.

Ich danke Ihnen.

*Mit freundlicher Zuneigung,
Vladimir Marin (Chefredakteur
der Zeitschrift »Rodnaja Retsch«)
Hannover*

*Alles, was wir denken, fühlen und tun
wirkt sich auf unsere Vorfahren
und alle künftigen Generationen aus
und durchströmt das ganze Universum.*

Thich Nhat Hanh

UNKINDLICHE KINDHEIT

Die Verzweigungen der Ahnen, die Wurzeln ihrer Leben, ihre Existenz und die Chronik der Familie, das ist das Fundament der kulturellen Erziehung aller Generationen. Als ich wissen wollte, wer bin ich?, stellte sich heraus, dass es dafür zu spät war, denn fast alle Verwandten meiner Generation waren bereits gestorben. Deshalb möchte ich meinen Mädchen diese Erinnerungen hinterlassen.

Psychologen sagen, dass ein Kind sich mit etwa fünf Jahren wahrzunehmen und an sich selbst zu erinnern beginnt. Ich jedoch erinnere mich bereits an meine früheste Kindheit, und zwar in Bildern, farbigen Bildern, Fotografien und in Episoden. In meiner ersten Erinnerung bin ich ein Jahr alt — das Einzige vor Kriegsbeginn. Ich sitze im Garten in einem Schaukelstuhl, auf einer riesigen Decke aus weißen und schwarzen Quadraten, mit flauschigen Fransen. (Später, als Teenager, werde ich meiner Großmutter diese Geschichte erzählen, und sie wird mir bestätigen, dass es eine solche Decke im Haus gab.) Vor mir sitzt mein Vater in der Hocke. Er ist sehr festlich gekleidet, im schwarzen Smoking oder Anzug, mit weiß gestärkten Manschetten und diamantenen Manschettenknöpfen. Im Garten wird Himbeermarmelade gekocht, und die Luft ist erfüllt von diesem betörenden Aroma. Vater nimmt winzige Stückchen Weißbrot, auf denen er den Schaum verteilt, der sich auf der

Marmelade gebildet hatte, und reicht sie mir. Mein Leben lang werde ich diese anmutigen Hände, die versuchen mich zu füttern, nie vergessen. Ich denke an sie, wenn es mir gut geht. In Gedanken sage ich dann:

— Danke, Vater, du hast mir geholfen, und wenn ich mich schlecht fühle, dann bitte ich: — Vater, strecke deine Hände nach mir aus, hilf mir!

Nur sein Gesicht, wie sehr ich mich auch bemühte, konnte ich nie mehr in mir wachrufen...

Dafür rufen diese Hände eine Geschichte meiner Enkelin wach. Im Alter von sechs Jahren kam sie auf eine englische Schule. Einige Monate später bat die Lehrerin ihre Schüler, darunter auch meine Enkelin, ein Referat zu einem beliebigen Thema zu halten. Aimée wählte Dürer. Auf die Frage der Lehrerin: — warum Dürer? antwortete sie, ihr gefielen sein Selbstporträt und seine Hände! Das hat mich berührt.

Meine Eltern (selbst noch Kinder, so scheint es mir jetzt) heirateten am 27. August 1937 — achtzehnjährig. Eine Schulliebe, leidenschaftlich, aber von den Eltern beider Seiten nicht anerkannt. Unmittelbar nach dem Schulabschluss schlossen mein Vater und meine Mutter auch gleich ihre Ausbildungen ab und waren am Tag ihrer Hochzeit bereits junge Spezialisten ihres Fachs. Beide arbeiteten im Büro des Getreideaufbereitungswerks (Zagotzerno), meine Mutter als Buchhalterin und Vater als Technologe. Meine Geburtsurkunde weist in der Spalte »Geburtsdatum« den Hochzeitstag meiner Eltern auf. Die Sache ist die, dass während des Krieges alle unsere Dokumente niedergebrannt waren, und nach dem Krieg stellte der Stadtrat Zertifikate nach Gutdünken aus. Meine Großmutter mütterlicherseits vergaß plötzlich, dass sie ihre letzte Tochter, Nadezhda, zur Welt brachte, als ihre älteste Tochter, nur drei Monate später, auch ein Mädchen, nämlich mich gebar. Nadja wurde am 1. Mai 1939 geboren und ich am 24. August desselben Jahres. Unbegreiflich, dass Großmutter es vergessen konnte, wie sie, abwechselnd mit meiner Mutter, mich und Nadja gestillt hatten und in welcher historischen Nacht ich zur Welt kam, als Molotow und Ribbentrop den Nichtangriffspakt unterzeichneten...

Nadja und ich gingen in die gleiche Klasse, jedoch saßen wir nie am selben Schreibpult. Das Leben trug uns in verschiedene Richtungen, und als wir uns, vierzig Jahre später, im Haus unserer Großmutter wiedertrafen, blieben wir einander fremd.

Erst als Studentin realisierte ich die Ungereimtheiten, die Großmutter damals stiftete, nur warum sie es tat, konnte sie mir nie plausibel erklären. Eine ähnliche Unstimmigkeit passierte mit der Geburtsurkunde meiner Halb-

schwester Galina. Sie wurde am 19. Dezember 1942 geboren und ist in der Urkunde als geboren am 14. Mai desselben Jahres eingetragen. Verwirrung gab es auch um meinen Namen. Da ich in einer patriotischen, der Freundschaft mit Deutschland zollenden Nacht geboren wurde, nannten meine Eltern mich Stalina, und mit diesem Namen lebte ich bis zur Befreiung von Smolensk. Erst im September 1943 wurde ich, am Brunnen einer zerstörten Kirche im Dorf Mikulino, Kreis Rudnja, in der Region Smolensk, getauft. Das Dorf und die Kirche (heute wiederaufgebaut) stehen auf einem hohen Hügel zu dessen Fuße sich ein wunderschöner See ausbreitet. Der Priester, der mich orthodox taufte, sagte, ich müsse keinen neuen Namen wählen, da ich im August, dem Monat der Heiligen Anastasia, geboren wurde. Also bekam ich diesen wunderbaren Namen. Ich entsinne mich sehr genau dieses Ereignisses in meinem Leben. Merkwürdig nur, dass wir alle, seit meiner Taufe, aufgehört haben zu beten. Während des Krieges, uns im Tross des Partisanenkonvois befindend, beteten wir jeden Tag aufs Heftigste. Wir hatten unser eigenes Familiengebet, welches das Vaterunser ergänzte.

Wir baten Gott:

— Herr, vergib uns und bewahre uns vor der faschistischen Kugel und wenn nicht, stelle sicher, dass wir sofort sterben.

Nun, den Feind überlebten wir also, aber Gott vergaßen wir für viele Jahre.

Die Familiengeschichte der Powerennyj kenne ich sehr schlecht, darum werde ich aufschreiben, was ich sicher weiß. Ihre Geschichte ist die Geschichte der St. Petersburger Juden. Zur Zeit Peters des Großen dienten sie an staatlichen Gerichten, und seit der Zeit des berühmten Innenministers Pleve amtierten sie als bevollmächtigte Vertraute. Ihre Lebenslinie ist bereits vorgezeichnet, und Anfang des 20. Jahrhunderts beginnen die jüdischen Pogrome. Der Status meiner Vorfahren erlaubte es ihnen, in St. Petersburg zu bleiben, doch denke ich, zogen sie es vor, die Hauptstadt für eine Weile zu verlassen. Smolensk wurde nicht zufällig gewählt: Diese altherwürdige Stadt, genau in der Mitte zwischen Moskau und St. Petersburg gelegen, war bei den Juden lange Zeit beliebt, ebenso wie die nächstgelegene Stadt Vitebsk. Das kleine Städtchen Rudnja lag wiederum mittig zwischen Smolensk und Vitebsk.

Eben aus diesem Grund wählten die Eltern meines Großvaters, Lejba Powerennyj, dieses Städtchen, ganz zu Beginn des 20. Jahrhunderts. In St. Petersburg lebten sie in einer kleinen Gemeinde aus zum Teil entfernten Verwandten und Freunden. Deshalb übersiedelten die Familien Powerennyj, Skoblo und Chernobrodov als Gemeinschaft. Ungefähr zur gleichen Zeit

kommt aus der Siedlung Lyady (der letzten Volkszählung, im Jahre 2013, zufolge lebten dort 41 Personen!), des Safonovskij Bezirks, der Provinz Smolensk, die große Familie Zolotovitsky nach Rudnja, um sich niederzulassen. Da das Städtchen klein ist lernte man sich schnell kennen. Etwa 10 bis 15 km von Rudnja entfernt liegt das, jedem Juden bekannte, Ljubavichy, der Geburtsort des bekannten chassidischen Rabbiners Joseph Schneerson, welcher dort seine berühmte Bibliothek gründete. In diesem Ljubavichy also warteten bereits die zwei reizenden Schwestern Poljatschkiny auf ihre Ehemänner. (Die erste Jahrgang 1892, die zweite 1895). Lejba (mein zukünftiger Großvater) lernt sogleich Sosha (meine zukünftige Großmutter) kennen und lieben, und Nochem-Jude-Jessiljewitsch Zolotovitsky (auf sowjetische Art: Naum Zolotovitsky) Genja, die mir in meiner Studentenzei t zur zweiten Großmutter wird.

Lejbas Vater stand in Rudnja offiziell nicht mehr im Dienst. Zum Leben hatte er in St. Petersburg genug verdient und war in Rudnja als Privatunternehmer für juristische Beratung tätig. Lejba, wie auch sein Vater, arbeitete zuerst für eine Anwaltskanzlei in der gesamten Provinz, und nach der Revolution, als Leiter des Getreideaufbereitungswerks (*Zagotzer*no).

Einer wie durch ein Wunder, bei Familie Zolotovitsky, erhaltenen Fotografie jener Jahre nach zu urteilen, fuhr mein Großvater nach Sotschi. Ganz aus Leinen und Zelttuch trug er die Parteimode jener Jahre: unter einer Palme stehend, in einem weißen Hemd, weißen Hosen und einer weißen Mütze. Bereits erwachsen, werde ich vieles gelesen und verstanden haben: Als ich zum Beispiel der nahen Umgebung Stalins angehörte, trug man unter der Parteirobe prachtvolle französische Wäsche und Seidenhosen von höchster Qualität, und zu Hause, die Robe ablegend, hüllte man sich in luxuriöse Morgenmäntel. Großmutter Sosha (ihr richtiger Name war wahrscheinlich Sofia) arbeitete natürlich nie, was bei meiner russischen Großmutter mütterlicherseits, der bürgerlichen Anna Grigorjevna Surzhykova, Hass erregte.

Als ich älter war, fragte ich einmal Großmutter Anna:

— Weshalb hast du Großmutter Sosha nicht geliebt?

Die Antwort war einfach:

— Wofür hätte man sie denn lieben sollen, wenn sie nicht einen einzigen Tag im Leben gearbeitet hatte, sondern immer nur in Seide und Parfüm ging?

So begriff ich bereits als Kind, was Neid und Antisemitismus bedeuteten. Genja ging vielleicht nicht in Seide, Nochem-Jude-Jessiljewitsch Zolotovitsky heiratend, der auch nach der Hochzeit Fachmann auf dem Gebiet für Lederhandwerk blieb, doch hatte sie ihr Auskommen.

Meine Vorfahren, Großvater Lejba und Großmutter Sosha, bekamen zwei Söhne — meinen Vater Jerochmil (Mila wurde er zu Hause immer genannt), und meinen Onkel Senjetschka (den man Moma nannte), an dessen ursprünglichen jüdischen Namen ich mich nicht mehr erinnere. Mit dem Einverständnis seines Vaters änderte er noch als Schüler seinen jüdischen Namen und Vaternamen in einen russischen und hieß seitdem Semjon Lwowitsch, mein Vater wiederum blieb bei Jerochmil Lejbowitsch. Die geliebte jüngste Tochter Dorotschka (Dora) kam 12 Jahre vor Kriegsbeginn zur Welt. Ihr Leben erwies sich als sehr kurz.

Die Familie des Nochem — Naum war groß, sie bekamen viele Kinder — drei Söhne und drei Töchter. Nach der Revolution beschloss das Oberhaupt dieser Großfamilie nach Moskau überzusiedeln. Die Familien seiner Brüder schlossen sich ihnen an. (Einer seiner Brüder, Jakob, hat einen Sohn, Igor, Igor Zolotovitsky, welcher der Familie Ehre macht und ein geachteter Schauspieler, Professor und Leiter des Jugendtheaters am berühmten Moskauer MCHAT wird.

Diesbezüglich eine erstaunliche Begebenheit: Der Enkel meines Ehemannes aus erster Ehe, Alexej Nikitin, ein Leningrader in Moskau, Leiter und Organisator vielerlei Konzerte und Festivals im ganzen Land, trifft heute oft beruflich mit Igor und seinem Theater zusammen. Wie klein ist doch die Welt...)

So also wurden, Mitte der 20er-Jahre, die Zolotovitskys zu Moskauern und richteten sich so gut es ging ein. Nochem gab seinen Beruf auf und wurde zum erfolgreichen Lieferanten. Er rettete sich selbst und seine ganze Großfamilie vor dem Tod im Ghetto. Wir werden in meiner kleinen Erzählung auf diese Familie noch einmal zu sprechen kommen, allerdings dann schon in der guten Nachkriegszeit.

Mein Vater wurde unmittelbar nach der Hochzeit rekrutiert. In der Armee absolvierte er eine Ausbildung zum jungen Kommandanten und begegnete dem Krieg als junger politischer Auszubildender an den Westgrenzen. Die Episode mit der Himbeermarmelade ereignete sich im letzten Urlaub meines Vaters vor dem Krieg und bedeutete unsere letzte Begegnung. Obwohl nein, es muss vor seinem Tod, am 24. September 1941, ein weiteres Wiedersehen gegeben haben, ich kann nur Folgendes vermuten: Von den ersten Kriegstagen an kämpfte der junge politische Auszubildende Powerennyj gegen die Faschisten, zog in die Schlacht durch Weißrussland mit dem genauen Plan, Jelny zu erreichen, wo neue Einheiten gebildet wurden und unsere reguläre Armee stand. Mein Vater brachte 28 seiner Soldaten nach Rudnja und hatte bereits eine Vereinbarung mit der Leitung der Partisanen getroffen, dass sie

von heubeladenen Karren abgeholt würden. Sie fanden in einer Scheune nahe des Hauses der Großmutter Zuflucht. Einem Nachbarn, Alexander Tschaikowsky, von Kriegsbeginn an Polizist, wurde nachgesagt, er habe alle verraten. Die Soldaten ergaben sich kampfflos. Der deutsche Offizier befahl ihnen, aus der Deckung zu kommen, ohne dass nur ein einziger Schuss fiel, sonst würden die Deutschen das Haus mit den Kindern und alten Menschen niederbrennen und anschließend die Scheune, zusammen mit allen anderen. Mein Vater wusste, ich war in diesem Haus, seine Frau, Schwiegermutter und Schwiegervater und ihre Kinder. Das heißt also, Vater und ich sahen uns damals noch einmal wieder, doch ich, gerade erst zwei Jahre alt, erinnere mich nicht an diese Begegnung.

Man kann nur erahnen, wie die Einwohner diesen kollektiven Tod der 29 Menschen (einschließlich meines Vaters) erlebten, der der erste in unserem ruhigen Städtchen war. So entstand unweit der Stadt, auf dem Feld von Butovsk, das erste Massengrab. Nach dem Krieg stellte man in dessen Mitte ein riesiges Holzkreuz auf, eines für alle: die Orthodoxen, die Katholiken, die tatarisch-muslimischen und für meinen jüdischen Vater. Mit der Zeit wuchs dieser Ort zu einem Friedhof heran. Nach Hause kommend, lief ich zuerst immer zum Grab meines Vaters und anschließend zu dem meiner Großeltern. Doch bei meiner letzten Wiederkehr entsetzte mich das Vorgehen der lokalen Behörden. Sie entfernten das Kreuz, lösten das Grab auf und setzten eine Granittafel mit lügenhaftem Text darauf: — Hier ruht die Asche von friedvollen Zivilisten, Kommunisten, Komsomolzen, Partisanen, Untergrundkämpfern und Kriegsgefangenen, die von den Faschisten 1941-1943 gefoltert und erschossen wurden. — Bis jetzt schäme ich mich, dass ich, in der Presse diesbezüglich, keinen Aufstand beging.

Wer den Tod meines Vaters nicht erlebt hatte, das waren seine Eltern, seine Familie. Großvater, Großmutter, sein jüngerer Bruder Senjetschka und seine zwölfjährige Schwester Dorotschka, die bereits im Ghetto waren. Wie für mich aus sehr kurzen Gesprächen zu diesem Thema hervorging, lebte ich ein bis zwei Jahre abwechselnd bei meiner Mutter und meinen jüdischen Verwandten. Doch als diese merkten, dass auch sie bald ins Ghetto gebracht werden sollten, übergaben sie mich meiner Mutter.

In Smolensk brach der Krieg umgehend, schon in den ersten Sommertagen, aus. Dort und in Rudnja, unserer Kleinstadt, fielen die Faschisten zweimal ein. Der Kampf um Smolensk war ein Kampf um Moskau, deshalb befand sich die Familie meiner Mutter gleich doppelt in der Besatzung. Wäre ich talentiert, so hätte ich ein Buch über die Angst geschrieben. Der Physiker

Turtschin verfasste zwar ein Buch über die »Trägheit der Angst«, ich aber würde über die Angst der Kinder schreiben. Kinder wie auch Tiere sind sehr empfindsam, ihr siebter Sinn spürt die allgemeine Panik und die Trauer. Sie fühlen, aber verstehen noch nicht und können nicht damit umgehen. Als Kleinkind sah ich eine Menge Tod, fühlte mich selbst jedoch unsterblich, ohne es erklären zu können, doch dieses »Kindlich-sein« war meine Rettung. Von jenen Tagen der Besatzung blieben dennoch schreckliche Ereignisse in Erinnerung.

Das Haus meiner Großmutter, Anna Grigorjevna, konnte man für damalige Zeiten als reich bezeichnen — fünfwandig (ich verstehe bis heute nicht, was das bedeutet), mit zwei Veranden, einer großen Scheune aus gutem Holz und mehreren Fenstern. An einem solchen Haus fand sogleich ein deutscher leitender Offizier Gefallen. Wir wurden in die Scheune vertrieben, in welcher Großvater eine gut ausgestattete Schuhwerkstatt betrieb. Im Ruhestand beschäftigte er sich mit dem Reparieren von Schuhen und Stiefeln. Hier nun der erste Vorfall, der nicht mich, sondern alle um mich herum erschreckt hatte: Ich sitze und spiele auf der Werkbank meines Großvaters, er selbst liegt neben mir auf einer Liege. Plötzlich erschallt eine Salve von Revolver-schüssen, und die Kugeln fliegen, nur ein paar Zentimeter von meinem Kopf entfernt, an mir vorbei. Der Offizier machte sich einen Spaß daraus, schoss von der Veranda durch das Scheunenfenster, wobei er meinen Kopf gut sehen konnte, der für ihn bloß eine Zielscheibe und kein ernsthaftes Ziel abgab. Es hätte ihn nichts gekostet, mich zu töten, uns alle zu töten, nur war die Zeit nicht reif dafür, und an Großvaters Worte — Der Herr hat uns gerettet! — erinnere ich mich noch heute.

Seltsam, lebenslang dachte ich, ich hätte ein schlechtes Gedächtnis. So vieles geriet schon in Vergessenheit, meiner frühesten Kriegskindheit entsinne ich mich allerdings gut. Nicht kontinuierlich, eher episodenhaft, vor allem aber sind es die Gerüche dieser schrecklichen Jahre. Manchmal genügt ein Windhauch, ein Regenguss, der Geruch eines Baumes, die Bewegung der Wolken am Himmel, um mich in diese fernen Tage hinüberzutragen und in mir das eine oder andere Ereignis klar wachzurufen, welches irgendwo in den Tiefen meines Gehirns, meines Bewusstseins verloren gegangen scheint.

Die folgende Episode betrifft weniger mich als den damals dreizehnjährigen Bruder meiner Mutter, Adolf, das fünfte Kind in der Familie. Adik, mit seiner ungestümen Art, hätte die gesamte Familie auf dem Gewissen haben können, doch sein Name erwies sich als Schutzschild für seine Verwandten und vor allem für ihn selbst. So fing Adik eines Tages eine Krähe, versammelte alle

Kinder und überreichte den Vogel einem deutschen Offizier mit den Worten:

— Herr Offizier, hier hast du dein Hühnchen!

Die Krähe fing an zu krächzen und durch den Raum zu flattern. Der Offizier wurde wütend, sprang von seinem Tisch auf, an dem er etwas schrieb, und richtete seine Waffe auf Adik. Er wollte schon abdrücken, riss sich jedoch zusammen und legte die Waffe nieder, denn vor ihm stand ein Junge Namens Adolf..

Seiner Bestrafung konnte Adik jedoch trotzdem nicht entgehen. Ihm wurde befohlen, den Wagen mit der Munition zu entladen. Die Kisten waren so schwer, dass sie von den Soldaten zu zweit, zu dritt oder auch zu viert geschleppt wurden. Sogar die Fürsprache seiner Großmutter half für diesmal nicht weiter — der Offizier war beleidigt, obgleich er sowie die anderen »Fritze« die Großmutter mit Respekt behandelten. Zum einen war sie eine hervorragende Köchin und ernährte sie alle, zum anderen sprach sie ein literarisches und nicht lokales Jiddisch, deshalb hielten die Deutschen sie für eine baltische Deutsche. Es war nichts zu machen: Großvater band zwei Lederriemen zusammen, und Adik, der sie auf seine Schultern zog, schleppte diese Kisten über den ganzen Hof wie auf Ilja Repins Bild »Die Wolgatreidler«. Anheben konnte der Junge die Kisten nicht, aber er erledigte seine Aufgabe und entlud dann sogar noch einen ganzen Wagen mit Postsäcken.

Wer hätte gedacht, dass sich diese Postsäcke der feindlichen Armee durch meine gesamte Kindheit und Jugend ziehen würden? Ich hielt sie so viele Male in meinen Händen: ein weiches graues Leinen, ein Meter auf eineinhalb mit längs zwei blauen Streifen, auf denen sich ein blauer Kreis mit dem faschistischen Adler befand. Von dem Tag der Befreiung der Region Smolensk (ab September 1943) bis zum Sommer 1956, als ich die Schule abgeschlossen hatte und zur Ausbildung nach Moskau ging, trug ich dieses Sackleinen in allen möglichen Variationen. Ich weiß nicht, vermutlich blieb nach der Befreiung ein Lagerhaus dieser Säcke in Rudnja übrig, denn es gab sehr viel von diesem Material, welches unsere Armut verdeckte. Großmutter trennte diese Säcke auf, färbte sie in sämtliche Farben des Regenbogens und nähte uns alles daraus: Mäntel, Jacken, Kleider und die gesamte Bettwäsche, angefangen bei den Matratzen. Natürlich hatte sich unser Leben im Laufe der Jahre verbessert, man kaufte uns neue Dinge, die sehr gehütet und hochgeschätzt wurden, doch das Sackleinen trugen wir so lange auf, bis es ganz löchrig war.

Solche Erinnerungen sind schwer zu erfassen. Ich besitze keine einzige Fotografie meiner Kindheit. Wie oft versuchte ich, mich in diesem Alter vor-

zustellen, völlig zwecklos. Ich denke, es ist unmöglich, sich an sich selbst zu erinnern. Wenn wir uns an uns selbst erinnern, so erinnern wir uns an etwas um uns herum, etwas Wichtiges, das unser Gedächtnis bewahrt hat. Mich also an meine kurze Okkupationszeit erinnernd, möchte ich von einem tragischen und ebenso unvergesslichen Ereignis in der Familie meiner Mutter erzählen:

Ein warmer Sommertag. Ich spielte im Garten, meine Großmutter und Vovotschka (ihr vorletzter siebenjähriger Sohn) sammelten irgendetwas auf der Wiese hinter dem Gemüsegarten. Etwas weiter weg graste eine schnee-weiße Kuh neben Galja, der zwölfjährigen Tochter meiner Großmutter. Sie trug ein weißes Kleid und einen weißen Schal um den Hals. Plötzlich vernahmen wir das Geräusch eines Flugzeugs. Wir lernten schnell, die Fluggeräusche unserer von den feindlichen Fliegern zu unterscheiden. Ich sehe Galja, wie sie auf uns zurennt, mit ihrem Tuch wedelt und schreit: — Es ist unser, es ist unser, unser Liebling! Das waren ihre letzten Worte. Eine Bombe fällt, explodiert — und ich sehe, wie Galja nicht mehr läuft, sondern fliegt, und in der Luft reißt ihr zuerst ein Bein ab, dann ein Ärmchen und schließlich der Kopf. Großmutter und Vova verschwanden einfach, ich konnte sie nicht mehr sehen. Unsere weiße Kuh verwandelt sich in eine braungefleckte und liegt irgendwie ungeschickt im Gras.

Das Familienhaus meiner Mutter stand an der Straße, oder besser gesagt an der Chaussee Moskau — Minsk. An diesem Tag arbeiteten viele Leute an dieser Straße. Ich weiß nicht mehr, ob es Militär oder Zivilisten waren, aber noch heute sehe ich sie mit Schaufeln zu dieser Lichtung laufen. Die Bombe bildete einen sehr sauberen Graben, der meine Großmutter und ihren Sohn verschlang, und verschloss ihn genauso ordentlich, einem Topfdeckel gleich, mit seinem eigenen Rasen. Jemand bemerkte ein Stück von Großmutter's Rock unter dem Rasen hervorragen, und man begann sie auszugraben. Großmutter konnte von den Leuten gerettet werden, aber während sie sie ausgruben, zertrampelten sie Vovotschka, der nicht mehr zu beleben war. Die Kinder begrub man in demselben Grab. Monatelang spuckte Großmutter Blut, welches ihr auch immerzu aus den Ohren floss. Doch sie überlebte und erholte sich schließlich. Sie war noch jung, erst 47 Jahre alt.

Das Flugzeug, welches diese Tragödie in unser Haus brachte, war tatsächlich sowjetisch. Der Pilot sollte das Büro des deutschen Kommandanten bombardieren, verlor aber die Orientierung. Im Krieg geschieht so einiges, seitdem mag ich keine Flugzeuge, keine Fluggeräusche, keine Flughäfen und auch keine Flüge. Nicht dass ich Angst hätte, ich fürchte mich nicht, nur

durch dieses Kindheitstrauma, nach dem, was ich gesehen habe, verhärtete sich irgendwas in mir, und es verhärtete sich für immer. Bereits in München lebend konnte ich das Deutsche Museum, welches als das beste technische Museum Europas gilt, nicht vom Haupteingang aus betreten, sondern nur vom Ausgang. Ich hatte dort einen guten Freund und Doktor der Geschichte (oder Chemie), Vitja Kritsman, er traf mich am Ausgang, führte mich durch das Museum, erzählte mir viel, aber den Pavillon mit Flugzeugen aus dem Zweiten Weltkrieg, der sich am Haupteingang befand und an dem die Ausstellung begann, betraten wir nie.

Abschließen möchte ich die Geschichte meines kurzen Aufenthalts im besetzten Gebiet, im Haus meiner engen Verwandten, mit einer guten Geschichte. Auf der Veranda des Hauses hatten abwechselnd mehrere deutsche Soldaten Wachtdienst. Einer von ihnen, Fritz, war freundlich und immer fröhlich. In seiner Tasche trug er eine kleine Blechdose, in welcher runde milchig-weiße Süßigkeiten aufgereiht waren, die den Knöpfen auf den Kissenbezügen der Bettwäsche sehr ähnlich sahen. Er pflegte zu gestikulieren und zu sagen: — Küß mich und du bekommst diese Süßigkeiten. Gestikulierend antwortete ich ihm: — Warum sollte ich dich küssen? Ich laufe lieber in den Garten und bringe dir die größte Karotte. Und bevor er mir diese Leckereien gab, brachte er immer ein Stück Schwarzbrot mit, das er dick mit Margarine bestrichen hatte. Diese Margarine, deren Geschmack und Geruch mir unvergesslich bleibt, war sogar essbar. Vierzig Jahre später werde ich in Deutschland sein und nach diesen Süßigkeiten und jener Margarine Ausschau halten, jedoch ohne Erfolg. Außerdem sollte man Margarine, die man heute in den Regalen der Läden findet, weder essen noch zum Kochen verwenden.

Selbstverständlich ist es unmöglich das zu vereinen, was unvereinbar ist, unmöglich, das Unvergleichbare zu vergleichen, doch manchmal erscheint es mir wohl möglich. Mehr als zehn Jahre meiner Emigration lebte ich zwischen München und einem ungarischen Dorf. Fast jedes dieser Dörfer besitzt ein Heimatmuseum und eine Apotheke. Ich fühlte mich diesen Orten und Einrichtungen verbunden und besuchte sie häufig.

Unglaublich, aber beim Überschreiten ihrer Schwellen fühlte ich mich wie von einer Zeitmaschine nach Rudnja in meine frühe Kindheit zurückversetzt, es schärften sich aufs Äußerste in mir die Sinne, die Gerüche, der Geschmack, vor allem aber die Erinnerung an den Geschmack der Gaben des Soldaten Fritz. Etwas wie ein warmer Schatten schwebte durch die Luft dieser Räume...

So endeten meine wenigen Tage der Besetzung im Haus meiner Großmutter, und ich kam ins Ghetto.

Nicht gleich, sondern erst nach dem Krieg, als Kind noch, dann als Jugendliche und später als junge Erwachsene versuchte ich, die für mich schwierigste Frage zu lösen: Wer gab mich in dieses Ghetto? Auf die Frage: Warum?, war die Antwort klar: Die Familie rettete sich während der Besetzung und konnte ein jüdisches Kind nicht gebrauchen. Aber wer nur, wer, wer? Diese Frage begann mich sehr früh erwachsen zu machen. Mir war bewusst, es konnten beide Großeltern getan haben, nur ohne das Wissen und der Zustimmung der Mutter dann eben doch nicht. So verstand ich, dass alle, die mich liebten, tot waren und dass ich fortan in Ablehnung überleben musste. Zwischen uns, meiner Mutter und mir begann eine schalldichte Wand zu entstehen. So hielten wir den Status quo aufrecht: Mutter ihr Leben lang, ich mein halbes Leben, bis ich erwachsen war und lernte zu vergeben, als ich erkannte, wie schwer es meine Mutter hatte, mit solch einem monströsen Schuldkomplex zu leben...

Nun aber zum Ghetto selbst. Natürlich waren im Juli 1941 noch keine gebaut worden. Als der dafür geeignetste Ort entpuppte sich Zagotzerno, die Lagerhäuser des Getreideaufbereitungswerks, »Packhäuser«, wie sie von den Rudnja-Bewohnern genannt wurden. Zagotzerno war damals eine sehr solide Institution: Aus mehreren Bezirken wurde Brot hierher gebracht, gelagert und weitertransportiert, d.h. es stellte eine große Umschlagbasis dar, die ihre Arbeit während des Krieges und in der Nachkriegszeit nicht einstellte. Zwei Lagerhäuser reichten für 1200 Juden. Es wurde also weiter gearbeitet, nur das Getreide verteilte man auf andere Lager. Meine Mutter war den gesamten Krieg über im Lagerbüro als Buchhalterin beschäftigt, wie ich bereits schrieb. Als Mädchen versuchte ich mir vorzustellen, wie sie sich fühlte, zur Arbeit kommend und gehend in dem Wissen, dass ihr Kind, ihr Schwiegervater und ihre Schwiegermutter hier waren direkt neben ihr, nur unter Verschluss...

An diese Monate der Gefangenschaft besitze ich keinerlei Erinnerungen, weder an meine Großmutter noch an meinen Großvater, nur Dorotschka, meine zwölfjährige Tante blieb mir in akrobatischen Silhouetten im Gedächtnis. Senjetschka, Papas jüngerer Bruder, sagte mir, dass Dora ein sehr begabtes Kind sei: Sie sei eine gute Sängerin, Tänzerin und Akrobatin. Er wird mir nach dem Krieg davon berichten. Also sind meine Erinnerungen an dieses Mädchen wahr, und sie übte tatsächlich ihre Akrobatik im Ghetto aus. Ein weiteres einprägendes Ereignis war Adik (Adolf), der uns dort besuchen kam und eine Dose Honig mitbrachte.

Meine Entlassung aus dem Ghetto ist mir ebenso nicht mehr präsent. Ich kann nur sagen: — Ein Himmelreich für meine Großeltern! — die mein Leben retteten, denn kurz vor den Massenerschießungen, als sie erkannten, es geht dem Ende zu, kauften sie mich bei dem Polizisten Alexander Tschaikowsky für eine antike Rubin-Halskette meiner Großmutter und Großvaters Taschenuhr frei. Nicht nur, dass er mich in einem geflochtenen Korb hinausschmuggelte, sondern er brachte mich auch noch in das Dorf Devino, zehn Kilometer von Rudnja entfernt.

Dieses Dorf und dieses Haus werde ich niemals vergessen. Der Name »Devino« muss von dem Wort »divnoe« (wunderbar) abgeleitet sein. Das Dorf stand nämlich auf einem hohen Hügel, beidseits zu seinem Fuße von einem See umrahmt, und an der dritten Seite führte eine durchgetretene steile Treppe zur Quelle, der »Tränke« dieses Dorfes. Welche Fertigkeit müssen die Bäuerinnen bewiesen haben, indem sie mit vollen Eimern auf den Schultern eine solche Steilheit zu bezwingen vermochten! Dieses Dorf blieb mir in vielerlei Hinsicht in Erinnerung. Aber zuerst das Haus, das Haus meiner Tante Tajissa Korneeva, der jüngeren Schwester meiner Großmutter Anna Grigorjevna. Sie war die einzige Bäuerin der Familie und während des Krieges Vorsitzende der Kolchose. Später wird diese Stelle ihr Mann einnehmen, der mit mehreren Kriegsverletzungen von der Front zurückkehrte. Noch heute bewahre ich den Geruch dieses Hauses in mir, den Geruch von warmem Staub, gutem Holz und getrockneten Blumen. Ich entsinne mich, wie ich ein sehr, sehr dunkles Haus betrete, obwohl es auf der rechten Seite und gegenüber der Tür Fenster gibt. In einem langen, langen Vorraum befindet sich linker Hand ein riesiger russischer Ofen, und im Zimmer selbst steht ein ebenfalls sehr langer und dunkler Tisch und lange Bänke. In der rechten Ecke Ikonen, vor denen das Öllämpchen brennt, und der Tisch steht nicht entlang der Wand, sondern ist an die Ikonen gerückt. Auf ihm steht ein kleiner Sarg, und Tante Tajissa erklärt mir, wie ich dort liegen und »sterben« soll, wenn jemand an die Tür klopft, an welcher eine Mitteilung angebracht wurde, dass hier im Haus ein ansteckendes Flüchtlingskind im Sterben liege. Was sich hinter dem Ofen befand, habe ich nie entdecken können; das Haus war in zwei gleiche Teile geteilt, der zweite war der eigentliche Wohnraum, in dem Tante Tajissa und ihre beiden Töchter, Tamara und Raissa, lebten. Ich weiß nicht, wie lange ich in diesem Sarg noch »sterben« musste, bevor mich eines Tages meine Mutter holte und mich zum Tross des Partisanenkonvois brachte. Dort hatten sich meine Großeltern mit ihren Kindern Adik und Nadjuscha bereits eingerichtet.

Nur meine Lieblings-Großeltern, die Eltern meines Vaters und Dorotschka kamen zu jener Zeit, zusammen mit allen Juden Rudnjas im Wassergraben des Kaspljanischen Waldes, ums Leben.

Nach Kriegsende wandten sich die Angehörigen der Gefallenen an den Obersten Rat der UdSSR, um die Erlaubnis zur Neubestattung der Gefangenen des Faschismus zu erhalten. Die örtlichen Behörden wiesen einen Platz für den jüdischen Friedhof und für ein Massengrab (MEMORIAL) in der Nähe des russisch-orthodoxen Friedhofs zu. Am Fuße dieser Grabstätte erhebt sich eine große Skulptur unseres Landsmannes und Bildhauers Kerbel, die eine trauernde Mutter darstellt. Auf diesem traurigen Mahnmal sind die Familiennamen von 1200 Menschen eingemeißelt. Vier davon gehören meiner Familie, den Powerennyj, an. Unglaublich, aber der vierte ist Senjetschka, Vaters jüngerer Bruder, der die Erschießungen überlebte und zur Beerdigung seines Vaters, seiner Mutter, seiner geliebten Schwester und, wie es aussah, ebenso zu seiner eigenen kam...

Senja, Senjetschka, Momotschka, mein lieber Onkel, der mir den Vater in meiner Studienzeit ersetzte, er überlebte, weil er zusammen mit seiner Cousine den Erschießungen entkommen konnte. Vierzig Meter trennten Tod von Leben, vierzig Meter Land von einem Graben, der ausgehoben wurde, um unschuldige Menschen hinzurichten, bis zu einem tiefen dichten Wald...

Eine solche Flucht vor den Augen der Faschisten hatte niemand erwartet. Der Überraschungseffekt blockierte die Verschlüsse ihrer Gewehre, sodass sie nicht gleich funktionierten. Senja und Sima retteten sich selbst. — Wir liefen lange Zeit, — sagte Senjetschka nach dem Krieg in Moskau — und dann erkannten wir, dass wir uns trennen mussten, denn zu zweit fielen wir auf.

Also trennten sie sich, jeder folgte seinem eigenen Weg, doch beider Wege führten sie zu den Partisanen. Dort trafen sie sich zum letzten Mal. Senja wurde sogleich als Panzersoldat eingezogen. Er wurde zweimal verwundet, brannte zweimal im Panzer, aber sein Schicksal verschonte ihn und ließ ihn als Oberfeldwebel der Garde Berlin erreichen. Sima, für mich nun schon Tante Sima, durchquerte ganz Europa zu Fuß, war in Italien ein Jahr lang inhaftiert auf Grund fehlender Dokumente und ging nach der Befreiung nach Jerusalem. Meine Tante baute einen neuen Staat auf, wurde zu einer Sabra (hebräisch: »Kaktusfeige« — historische Bezeichnung für in Palästina geborene Juden) und erhielt viele staatliche Auszeichnungen.

Bei meiner ersten Ankunft in Israel wurde ich von ganzen vier Generationen der Familie Bergrin in Empfang genommen: Tante Sima selbst, ihre beiden Söhne mit ihren Ehefrauen, sechs Enkeln und vielen Urenkeln. Russisch

sprachen nur meine Tante und die Frau ihres jüngsten Sohnes, mit den jungen Leuten musste man sich auf Englisch unterhalten. Es tat mir sehr leid, dass Senjetschka nicht mit mir zu diesem Treffen kommen konnte.

Von ihm redend, komme ich nicht umhin, die Geschichte eines Fronttreffens meines Onkels mit seinem Cousin Schljoma Zolotovitsky zu erzählen. Dieses unerwartete und unvorhergesehene Zusammentreffen fand im Sommer 1944 im Bruderland Polen statt. Davon wird mir Simotschka, Onkel Schljomas Frau, treue kämpferische Freundin — Kapitän und Militärärztin — erzählen, die Zeugin dieser Freude und dieser Tränen wurde, Tränen, die keinesfalls beschämend waren. Wie sich herausstellte, befanden sich die Cousins bereits ein halbes Jahr auf derselben Kampfroute, nur der Panzersoldat ging voran, und der Arzt mit seinem Lazarett säumte das Ende des Zuges.

Nach dem Krieg versuchten die Cousins in Kontakt zu bleiben. Senja fasste in Moskau Fuß, und Schljoma wurde in ein Krankenhaus in Nischni Nowgorod versetzt. Später wurde er für seine langjährige Arbeit in der jüdischen Gemeinde ausgezeichnet und zum Ehrenbürger dieser Stadt sowie zum Ehrenbürger Israels ernannt. Erst vor Kurzem schied er aus dem Leben — und das nur zwei Monate vor seinem 100. Geburtstag.

Die Enkel und Urenkel Onkel Schljomas und Fimas, sowie von Tante Zylja und Sima, sind inzwischen über die ganze Welt verstreut. Manche leben in Israel, einige in Portugal, andere in Amerika und Deutschland und so weiter. Versuch einmal heute, unseren Stammbaum zusammenzubringen... Es ist wie in dem Lied:

Alle Menschen
alles Brüder
einerlei wen ich umarme...

Ich habe sehr gute Erinnerungen an meine Jugendjahre in Zusammenhang mit allen Zolotovitskys — den Marxismus-Leninismus studierend und vom Kommunismus träumend. In diesen Studienjahren tauchte sogar der Traum von fernen Ländern irgendwo in meiner Seele unter, verlor sich jedoch nicht, sondern wartete auf meinen Reifungsprozess. Weit entfernte Länder (allerdings nicht weiter als die sozialistischen) standen, von uns allen, nur Onkel Fima offen. Nicht selten lud man ihn zum kulturellen Austausch ein. Eines Tages erzählte er mir eine interessante Geschichte. — Weißt du, sagte er, woran man uns, russische Abgesandte, im Ausland erkannte? Nicht daran, dass wir keine Fremdsprachen sprachen, auch nicht an unseren Hüten und

weiten Hosen, sondern an unserer Haltung und dem Gang. Wir, die ein freies Land, das Land des großen Bruders vertraten, waren nicht fähig uns frei zu bewegen und bildeten immerzu Gruppen. Es war also nicht schwer für jemanden vom NKWD, und später vom KGB, mit uns zusammenzuarbeiten...

Wie kostbar doch damals unsere gemeinsamen Familientreffen waren. Ihren Mittelpunkt bildeten die ältesten Zolotovitskys, über die ich schon berichtete, als ich mit ihnen noch nicht bekannt war, doch das Moskauer Nachkriegsjahre veränderte alles. Den Vater aller erwachsenen Zolotovitskys, nun schon Großvater Nochem-Naum, fand ich bereits schwer krank und bettlägrig vor — einen wunderschönen Alten mit herrlich langem Bart. Er lebte mit Großmutter Genja irgendwo in der Nähe des Zentrums in einer riesigen Gemeinschaftswohnung. Um in ihr Zimmer zu gelangen, musste man durch eine sehr lange Küche gehen, in der rechts und links, einer Formation gleich, wie mir damals schien, unzählige Primus-Kocher standen. Beim Vorüberschreiten dieser, in Reih und Glied stehenden unermüdlich arbeitenden Maschinen drängte es mich immer danach, ihnen meine Ehre erweisen zu wollen, so sehr hatten sie mich beeindruckt. Ein ganz bestimmtes Sommerfest (ich glaube, man nannte es »Schawuot«), blieb mir für immer, in Form eines riesigen weißen Topfes mit von der Großmutter mit Nüssen und Honig gefüllten Pflaumen, in Erinnerung, welche traditionell zu diesem Fest gereicht wurden. Wie heiter, wie fröhlich wir damals alle waren, und wie viele lustige jüdische Anekdoten erzählt wurden...

Mir, die ich damals erst kurze Zeit in Moskau war, kam das Leben in dieser Stadt wie ein einziger Feiertag vor. Ich hatte bereits alle meine Großtanten- und Onkel kennengelernt: Apothekerin Tante Zylja, die in Apotheken des Bezirks Izmailovskij Park beschäftigt ist, ihren Ehemann, einen Flugzeugingenieur und ihren Sohn Boris. Ebenso Tante Galja, Angestellte des Moskauer Hotelbetriebs mit ihrem Ehemann, als auch den Bauingenieur Onkel Abrasha (der schon bald furchtbar ungelink ums Leben kam, in dem er in der Ausfahrt ihres Hauses von einem Auto überfahren wurde), mit dessen Frau Tanja, einer Ärztin, ich einst in einem Sommer-Pionierlager eines Moskauer Vorortes zusammenarbeitete.

Sie ist gesund und munter, und ich schicke ihr gedanklich meine Grüße. Meine Verwandten gewann ich alle lieb, am meisten jedoch fühlte ich mich, wie auch Senjetschka, zu Onkel Fimas Familie hingezogen, seiner Frau Verotschka (Vera) und ihren Kindern Mischa und Galja, meinen langjährigen Freunden. Mit der Familie von Onkel Schljoma werde ich ich erst später, in der herrlichen Stadt Murom lebend und arbeitend, Freundschaft schließen.

Sie lag nicht weit entfernt, darum verbrachte ich viele Wochenenden mit dieser Familie. Tante Sima war nicht nur Militärärztin, die mit ihrem Mann stets zusammenarbeitete, sondern auch eine wunderbare Mutter und ein sehr heiterer Mensch. Wir beide hatten ein äusserst freundschaftliches Verhältnis. Ich erinnere mich an Roma (den zukünftigen Geschäftsmann), der als Kind davon träumte Musiker zu werden, und seine Trompete nicht aus den Händen ließ. Wie sehr waren wir nur alle ihrer überdrüssig! Ebenso entsinne ich mich eines nicht gerade leichten Vergehens des sonst so gehorsamen Jungen. Nach dem Krieg blieben die Eltern dieses charmanten Jungen noch lange Zeit bei den Truppen in Deutschland. Als sie nach Hause zurückkehrten brachten sie ausschließlich ein kleinformatiges wunderschönes Bild mit: das unter einem schwarzen Schleier bedeckte Haupt eines Mädchens. Die Arbeit eines begnadeten Meisters. Der Blick dieses Mädchens erstaunte — sie sah einen an, wo auch immer man sich im Raum befand. Roma war es leid unter Beobachtung zu stehen und stach ihr eines Tages mit einem Korkenzieher die Augen aus. Das Gemälde wurde restauriert, verlor aber dennoch seinen Wert. Lenotschka (Lena), ihre jüngste Tochter, blieb ihrer Bestimmung treu, wurde Pianistin und unterrichtete ihr gesamtes Leben lang am Konservatorium von Nischni Nowgorod. Ihre Kinder verstreuten sich, wie gesagt, in der ganzen Welt, doch Roma und Lena blieben in Nischni Nowgorod und leben heute noch dort.

Die Familie der jüngsten Tochter der Zolotovitskys, Tante Sima, lernte ich erst Ende der sechziger Jahre kennen, als ich heiratete und nach Leningrad zog, wie es damals schien für immer... Tante Sima hatte einen unglaublich talentierten Ehemann, Wassili Iwanowitsch, Meistertischler und Restaurator des Eremitage-Mobiliars und des sich im Sommergarten befindenden kleinen Hauses Peters des Großen. Wir alle verehrten ihn seiner großen Liebe zur Poesie wegen. Keines unserer Treffen fand ohne seine Darbietungen statt. Den »Eugen Onegin« konnte er auswendig, wie auch vieles von Lermontov und Dichtern aus Kriegszeiten. Ihm, der kürzlich erst als Frontsoldat mit einer Quetschung von der Front zurückkehrte, war das Armeethema sehr nah und teuer. Zusammen mit Sima hatten auch sie zwei Kinder. Mischa, der ältere Sohn, der Ingenieur wurde und kurz vor seinem Ruhestand erfolgreich zur IT-Branche wechselte sowie Olga, die jüngste Tochter, die genauso den Ingenieursberuf wählte, einige Jahrzehnte zuvor ihre Heimat verließ und seitdem mit ihrer Tochter in Deutschland lebt.

Mich, die ich in meiner Kindheit Liebe und Zuneigung nicht kannte, rührte das gegenseitige Verhältnis und die Fürsorge der Zolotovitskys umeinander

zu Tränen, und ich träumte davon, dass einst auch mein Familienleben sich nur so und nicht anders entwickeln solle.

Um nur ein Beispiel ihrer Liebe zueinander zu nennen möchte ich von dem 50. Geburtstag Onkel Fimas erzählen. Wir kamen im Restaurant »National« zusammen. Es war unmöglich sich die Abwesenheit auch nur eines Einzelnen bei dieser Feier vorzustellen. Alle waren gekommen, einschließlich der engen Freunde des Jubilars, es wurden viele warme Worte und Toasts ausgesprochen, mir gefiel der von Tante Galja besonders:

— Fima, Liebster, sagte sie, schau uns an. Schau, wie schön wir alle sind. Fima, nicht nur, dass wir für uns selbst neue Kleider genäht haben, sondern heute tragen auch alle unsere Männer neue Anzüge. Dies ist unser Geschenk an dich, damit du weißt, wie lange wir uns auf diesen Tag vorbereitet haben.

Vorbereitet war auch ich und nähte mir ein dunkel kirschfarbiges Kostüm mit einem weißen flauschigen Fuchskragen. Ich trug es, trug es schließlich auf und vergaß es, doch Jahrzehnte später wurde ich daran erinnert. Eine rührende Begebenheit. Wieder einmal besuchte ich Moskau und kam bei Freunden, in der Nähe des Danilovsky-Marktes, unter. Seit meiner Studienzeit entsinne ich mich der farbenfrohen und köstlichen Moskauer Märkte im September und beschloss einen Spaziergang zu machen. Die Verkaufsstände entlang flanierend bleibt mein Blick an einem Berg solch schöner Preiselbeeren hängen, als würden sie auf den Pinsel eines Künstlers oder einen Filmregisseur warten. Ich konnte nicht umhin die Verkäuferin zu fragen, woher sie denn so eine Herrlichkeit habe? Die Frau, gähmend, antwortete unwillig: — Aus den Wäldern von Murom. Mich durchfuhr es, wollte schon sagen, ich kenne diese Wälder, als die Verkäuferin mir über den Mund fuhr, ihren Finger in mich stieß und sagte: — Also du, also du, du warst doch unsere Direktorin und liefst in einem dunkel kirschfarbigen Kostüm mit weißem Pelzkragen herum!

Ungeachtet meines aufgewühlt seins ging ich auf diese Frau zu und umarmte sie einfach, woraufhin wir uns unterhielten. Ja, mit vierundzwanzig Jahren war ich die jüngste Direktorin der Region Wladimir. Das Stadtkomitee der Partei von Murom setzte mich als Leiterin des sogenannten Lenin-Kulturhauses ein. Sogleich veranlaßte ich eine Großrenovierung, welche fortan ein halbes Jahrhundert vorweg nahm: der Asphalt vor die Fassade wurde durch Fliesen ersetzt, worauf ein Brunnen errichtet wurde. Im Gebäude ließ ich Glasfenster und ein Mosaikpanel installieren sowie den riesigen Tanzsaal wiederherstellen. Das war alles sehr neu, ungewöhnlich modern, denn ich nahm mir vor den Titel einer höheren Kategorie für das Kulturhaus zu erhal-

ten, was einen zweiten Saal notwendig machte. Am Vorabend der Abnahme der Eröffnung des Kulturhauses, durch die Kommission, versammelte ich das gesamte Kollektiv und erklärte, wir müssten noch zwei Wände durchbrechen, um aus drei Räumen einen, für 150 bis 200 Personen, zu machen, in dem Parteiversammlungen und Vorlesungen stattfinden könnten. Nur so wäre es möglich zur Eigenwirtschaftlichkeit überzugehen und den Hauptsaal mit 750 Plätzen für den vorgesehenen Zweck zu nutzen. Eine höhere Kategorie würde ebenso eine Gehaltserhöhung für alle Angestellten sowie eine Aufstockung des Personals des Kulturhauses bedeuten. Die Nacht war arbeitsreich, doch wir haben es gemeistert. Ich schaffte es gerade einmal nach Hause zu fahren, zu duschen und mich umzuziehen. Mir war schwer ums Herz, denn ich wusste, die »Parteidusche« steht mir noch bevor. Und so geschah es. Als ich mich um zehn Uhr meinem Kulturhaus näherte, sagte jemand von der Kommission:

— Na, da ist ja die Partisanin!

Die Meinungen der Kommissionsmitglieder waren gespalten. Die Einen verlangten danach mich, auf Grund der Eigeninitiative, aus der Partei auszuschließen, andere schwiegen. Meine Rettung verdankte ich schließlich zwei Menschen: Muroms Chefarchitekten und dem Direktor des, nach Dzerzhinskij benannten, berühmten Dampflokomotiven-Werks im Land. Er sagte: — Das Haus der Kultur wird unsere dreizehnte Betriebsstätte sein, eine Produktionsabteilung für Kultur, und wir sollten seine Arbeit nicht behindern.

Solcherlei Gedanken der Vergangenheit blitzten mir in diesem Augenblick, am Verkaufsstand der Waldbeeren, in der Umarmung der Muromerin, durch den Kopf. — Du musst einmal wiederkommen, man erinnert sich hier noch an dich. Das Haus der Kultur ist sehr beliebt bei uns, meine beiden Söhne verbrachten dort ihre ganze Jugend, und jetzt meine beiden Enkelinnen. Komm wieder! Und wirklich verspürte ich sogleich den Wunsch in meine Jugend zurückzukehren, doch hatte ich bereits eine Zugfahrkarte in meine Heimatstadt Smolensk...

Welch ein Glück ist es doch in Zeiten zu leben, in denen wir bloß ein Visum zu organisieren und ein Flugticket zu kaufen haben, um uns sogleich zu Hause, im Heimatland, wiederfinden zu können... Ich denke noch oft an die ersten dreizehn Jahre der Emigration zurück, als es schien, wir wären für immer weggegangen... Die Nostalgie nahm kein Ende. Nächtelang suchten mich Erinnerungen heim, an all das Beste, das man zu Hause zurückgelassen hatte — Theater, Konservatorien, Lieblingsmuseen in Moskau und Leningrad, Kirchenglockenkonzerte mit meinem Lieblingschordirigenten Alexander Jur-

lov, am Wolga-Uferhang in Nischni Nowgorod, und natürlich die herzlichen Begegnungen und Feste im Kreise meiner lieben und liebsten Zolotovitskys. Unvergessen bleibt mir auch mein erster Moskaubesuch, bereits als Ausländerin und einer fremden Staatsbürgerschaft, doch mit der gleichen Wärme der Mitteilsamkeit. Wieder versammelten sich alle im »National«, mehr als sechzig Menschen, darunter auch die mir inzwischen unbekannte neue erwachsene Generation, die jedoch mit demselben Verständnis für unsere alte Tradition des Feierns betraut war — das Fest mit einem letzten Toast für diejenigen Lieben schweigend zu beenden, die für immer gegangen waren...

Tante Vera und Onkel Fima sind bei diesem Treffen schon nicht mehr dabei gewesen...

Onkel Fimas gesamtes Leben stand mit der Reutov-Schule in enger Verbindung. Vor dem Krieg, als junger Physiklehrer, war er bemüht ein Ausbildungsprogramm auf höchstem Niveau aufzubauen. Als der Krieg ausbrach wurde er damit beauftragt alles Wertvolle, das die Schule je erarbeitet hatte, zu evakuieren. Der Krieg zerstreute die Familie Zolotovitsky über das ganze Land. Ehefrau Vera ging mit dem kleinen Mischka und ihrer Mutter in eine Richtung, ihre Cousinen und Cousins mit ihren Eltern, in die andere und Fima in die dritte, denn er erwies sich, auf Grund seiner sehr schlechten Sehkraft, als ungeeignet für die Front. Bei der Evakuierung wurde er zum Hüter der Werte seiner Schule. Der Krieg war noch nicht zu Ende, da erhielt Efim (Fima) Zolotovitsky das Kommando, zurück in die Hauptstadt zu kommen, um am Wiederaufbau der Schule zu arbeiten. Erst als er wieder zu Hause war, erst dann begannen alle evakuierten Zolotovitskys nach Hause zurückzukehren. Die Schule wurde für Onkel Fima und Tante Vera, die Lehrerin für russische Sprache und Literatur gewesen ist, zur Heimat. Sie war Lehrerin von Gottes Gnaden, mit einem sehr sanften, wenn auch lauten Charakter. Man nannte sie Vera die Kleine (sie war wirklich kleingewachsen), denn seit ihrer Studienzeit gab es auch eine Vera die Große, ebenfalls mit lautem Charakter, obschon anders laut — ihre treue Freundin Vera Sergejewna Nowoselowa, Lehrerin zweier Helden der Sowjetunion, Soja und Schura Kosmodemjanskj.

Für mich kamen die Begegnungen mit den beiden Veras einem Geschenk des Schicksals und einer Schule der literarischen Bildung gleich. Ich versuchte sowohl ihre Eintracht, als auch ihre Ansichten über das Leben, die Ereignisse und natürlich auch ihre Unterschiede, aufzunehmen und zu verstehen. Vera die Große war viel stärker in ihrem Leben und bei der Lösung von Problemen. Man bemerkte sie im Bildungs- und im Kulturministerium

nicht nur auf Grund ihrer Heldenschüler, sondern vor allem der Aufklärungsarbeit und ihrer Lehrmethoden wegen. Oft musste sie in verschiedenen Präsidien sitzen und bei Konferenzen aller Art sowie patriotischen Veranstaltungen auftreten. Doch blieb sie immer bescheiden und stets treu sich selbst gegenüber. Ich erinnere mich an Geschichten um sie herum, wie sie z.B. in die Partei berufen wurde, doch niemals beigetreten war. Wie sie sich in der Presse (in den fünfziger Jahren!) furchtlos, auf eine offene Debatte, mit dem berühmten und vom Erfolg verwöhnten Regisseur des Moskauer Majakowski-Theaters, Nikolai Pawlowitsch Ochlopkow, einließ und professionell bewies, dass er seine Inszenierungen der Stücke des herausragenden russischen Dramatikers, Alexander Nikolajewitsch Ostrowski, falsch interpretiere. Ihre Furcht konnte sie nur mit Vera der Kleinen teilen. Vor ihr konnte sie weinen und ihr ihre Angst anvertrauen, dafür eingesperrt werden zu können, was nicht geschah. Die Behörden taten nie etwas, das ihr geschadet hätte.

In solch eine wunderbare Familie geriet, nach seiner Demobilisierung, Oberfeldwebel Semjon Powerennyj, mein lieber Onkel Senja. An Rudnja wollte er nicht einmal denken, kam also nach Moskau, um seine Cousins und Cousinen zu besuchen... Als junger Mann von 22 Jahren fand er sich, nach dem Sieg, in Moskau wieder, ohne Wohnsitz und Ausbildung, was sein neues Leben sehr erschwerte. Bei seinem Onkel Fima und dessen Frau kam er scheinbar für eine Übernachtung unter und wurde schließlich für beinahe zwei Jahre zu ihrem Gast. Solche »Gäste« gab es bei Zolotovitskys in der Nachkriegszeit nicht wenige. Fima und Verotschka waren sich erst kurz zuvor wieder begegnet. Sie hätten sich gewiss, nach den schweren Jahren der Trennung, ihres Familienlebens sehr erfreut sowie der Tatsache, sich endlich wiedergefunden zu haben und am Leben zu sein, doch ließen sie die Menschen, die ihre Hilfe und Unterstützung brauchten, in ihr Alltags- und Privatleben ein. Sobald es nicht mehr genügend Schlafunterlagen für die Gäste in ihrer Wohnung gab brachte Onkel Fima diese Ankömmlinge in seinem Büro der Reutov-Schule unter — heute ist es ein ganzer Stadtteil von Moskau.

Senja verstand natürlich das Unbehagliche an der Situation, hatte aber keine Wahl und schloss nicht nur die Zolotovitskys ins Herz, sondern verliebte sich auch für immer in die Stadt Moskau. Mögen meine Kinder, für die ich diese Erinnerungen aufschreibe, mir verzeihen, auch meine lieben Freunde, die diese Zeilen lesen werden, für das Erschweren der Lektüre, indem ich die Zeitabstände nicht immer einhalte und aus der Vergangenheit in die Gegen-

wart und zurück, von heute nach gestern springe. Es soll ja kein wissenschaftlicher Bericht von mathematischer Logik werden (um ehrlich zu sein, Logik war noch nie meine Stärke). Ich schreibe in einer Reihenfolge, die mein Gedächtnis mir diktiert...

Genau wie Senja, verliebte auch ich mich in diese Stadt. Für damalige Verhältnisse war ich ein belesenes Mädchen und mit Paris, St. Petersburg und Moskau ziemlich gut, durch Literatur und Kunstbände, bekannt. Nach Paris wird es mich noch nicht so bald verschlagen, doch werde ich einst »mein Paris« schnell wiedererkannt haben, hätte man die Stadt nur umgedreht, denn in meiner Vorstellung schien alles um mich herum einem Spiegelbild zu gleichen. Seltsam, aber an meiner Beziehung zu Paris hat sich bis heute nichts geändert. St. Petersburg bestach mich, in den späten fünfziger Jahren, sowohl durch seine Kultur, als auch durch seine Mentalität. Jeder kannte seine Stadt wie das Alphabet, nahm man sich also vor eine Frage zu stellen, musste man auf eine lange Antwort gefasst sein. Und wie geduldig die Leningrader in den Warteschlangen, den öffentlichen Verkehrsmitteln und Geschäften standen! Zu jener Zeit wusste ich noch nicht, dass irgendwo hier, in den angrenzenden Straßen, mein zukünftiger Ehemann, ein durch die Belagerung gegangener Leningrader, lebt. All das lag aber noch in weiter Ferne... Moskau kannte ich ebenfalls recht gut und liebte das Moskau »Onkel Gilyayas« (Vladimir Gilyarovsky, Autor mehrerer, 1926 herausgebrachter, Bände des Titels: »Moskau und Moskauer«).

Meine Enkelin, so scheint mir, ist mir sehr ähnlich, nur wächst sie zu einem sehr selbstbewussten Menschen heran. Mit drei Jahren verkündete sie:

— Ich bin auch ein Mensch und brauche meine Freiheit! Oder:

— Aber ich weiß das genau! Auch ich versuchte selbstsicher zu sein, jedoch gab es Momente aller möglichen Zweifel, derer es im Laufe der Jahre nur noch mehr wurden. Mit gewisser Angst erfüllt fuhr ich, zum ersten Mal, nach Moskau und sollte, auf dem Bahnsteig des Weißrussischen Bahnhofs, Onkel Senja treffen. Ich hatte Angst vor dem, wie wir uns begegnen werden und davor, wie wir uns erkennen würden? Wir begegneten uns — und erkannten uns sofort. Kaum hatte ich den Fuß auf die Wagenplattform gesetzt, als ich ihn erkannte, umgehend die verwandte Seele in ihm sah und er lächelte, lächelte und winkte mir zu. Wir sahen uns tatsächlich ähnlich und später, als er bereits in seinem Geschäft arbeitete klopfen seine Angestellten, die ich nicht kannte, in seinem Büro an mit den Worten:

— Semjon Lwowitzsch, ist Ihre Schwester zu Besuch gekommen — also ich. Die ersten Tage, als Senjetschka mit mir durch Moskau lief, fragte er

mich ständig: — Warum bist du nicht erstaunt? Du bist doch in Moskau! Darauf ich ihm antwortete: — Ich bin deshalb nicht erstaunt, weil ich in Moskau bin! — Die gemeinsame Liebe zu dieser Stadt verband uns ebenso.

Die ersten Nachkriegsjahre in der Hauptstadt waren für ihn, mit seinen erst 22 Jahren, schwierig, da er studieren und arbeiten musste. Galja, Onkel Fimas jüngste Tochter, die ihr gesamtes Berufsleben, bis zur Pensionierung, als Angestellte des CMEA (Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe) im Ausland gearbeitet hatte, wird mir von ihren Kindheitserinnerungen erzählen, vom Leben und Alltag jener Jahre:

— Materiell lebten wir damals sehr bescheiden, — erinnert sie sich. — Monatelang ernährten wir uns von Nudeln und Bratkartoffeln, welche Senjetchka hervorragend zu bereiten verstand. Glaub mir, ich habe später nie wieder so köstliche Kartoffeln, wie die aus meiner Kindheit, gegessen. Wir lebten auch sehr beengt. Niemand wusste welches neue Gesicht heute in unserem Haus erscheinen werde, wer von uns, in der Hoffnung sich in neuen Verhältnissen einzurichten, Abschied nehmen wird. Nichtsdestotrotz war es die einprägendste Zeit meiner Kindheit, die geräuschvoll, heiter und freundschaftlich verlief und uns alle für immer verband. Wie sehr malten wir uns nur unsere Zukunft aus, wie oft sprachen wir von ihr!

Zukunftsträume besaß auch Galjas älterer Bruder Mischa, mein Lieblingscousin gleichen Jahrgangs. Damals, als wir Studenten waren, prophezeite ich ihm eine glänzende Zukunft. Er studierte gleichzeitig am Institut für Nichteisenmetalle und Gold sowie an der Theaterfakultät. Ich weiß noch, wie er müde aus dem Zug stieg, die Veranda des Hauses in Reutov erreichte, eine Liege auf den Hof hinaustrug und sofort einschlief. Er heiratete früh, und bald darauf kam Zhenitschka (Zhenja) zur Welt, ein ungewöhnlich schönes Mädchen, aber von schwacher Gesundheit. Die Schule schloss sie erfolgreich ab, absolvierte die Moskauer Staatliche Universität, und starb während der letzten Prüfungen. Der Tod seiner Tochter zerbrach Mischa physisch, sodass Krankheiten folgten. Ich bin froh, dass er, kurz vor seinem Tod, uns in München besucht hatte, doch weder ich noch meine Kinder ahnten, dass wir uns für immer von ihm verabschiedeten und es unser letztes Wiedersehen war...

Das Leben verschonte ebensowenig meinen jüngeren Cousin, Borja (Boris) Zolotovitsky (väterlicherseits — Boris Geninson), den Sohn von Tante Zylja... Er genoss eine unbeschwertere Kindheit. Oft lief ich mit ihm an der Hand durch die Museen. Sein Favorit war das Polytechnische. Von frühester Kindheit an wusste er, wie wir alle auch, dass er Mathematiker werden würde,

gewann bei sämtlichen Olympiaden und gewöhnte sich an den Sieg. Nur geriet die Tatsache ausser Acht, dass Borja ein jüdischer Junge mit der »fünften Spalte« in seinem Ausweis (eingetragene Zugehörigkeit einer bestimmten ethnischen Gemeinschaft) war. Naiv und im Glauben an ein »Tauwetter« brachte Borja seine Dokumente zum lang ersehnten »MechMat« (Mechanisch Mathematisches Institut der Staatlichen Universität), welches ihn, gleich bei der ersten Prüfung, »einzustampfen« wusste, sprich durchfallen ließ. Moskau geriet in Aufruhr! Ich weiß nicht, wie viele Menschen und Organisationen, angefangen bei Borjas Schule, in diesen für ihn nicht einfachen Tagen, involviert waren. Es ging hinauf bis zum Zentralkomitee der Partei, dessen Kommission sich alsdann gezwungen sah, Borja zur Wiederholung der Prüfung zuzulassen. Sie gaben ihm eine Aufgabe aus dem zweiten Studienjahr, deren Unlösbarkeit er zu beweisen fand und sogar im Stande war, den Hergang zu erläutern. So also wurde er Student. Er studierte mit Leichtigkeit und Interesse. Vom ersten Jahr, bis zum Studienabschluss und der anschließenden gemeinsamen Arbeit am Forschungsinstitut, freundete sich unser Borja mit Boris Beresowski, dem künftigen Oligarchen, an und wurde zu dessen Wissenschaftssklaven. Sämtliche Klausuren und Doktorarbeiten schrieb Borja Geninson für Borja Beresowski. Wie zuvor vereinbart, war stets der Freitag der Prüfungstag seiner Arbeit. Eine Aufgabe, an der unser Borja eine Woche lang arbeitete, meisterte Beresowski in drei, vier Stunden. Doch zahlte er großzügig und belud ihn immer wieder mit neuen Aufgaben. Unser Sklave der Wissenschaft verehrte dieses Supergenie (wie er ihn selbst nannte) und arbeitete deshalb nur für ihn, weil er verstand, dass für ein Genie seinesgleichen die grobe Arbeit nicht von Interesse sei, er sah in allem immer nur das Endergebnis und wusste schon zu Studienzeiten seine ersten Millionen zu machen.

Anfang der 90er-Jahre ging Borja, zusammen mit seiner Mutter, seiner Frau Ina und seiner Tochter Anja, nach Israel. Dort hieß es, jeder Zweite, der aus der Sowjetunion in ihr Land komme, sei entweder Musiker oder Mathematiker und verlange nach einer Arbeitsstelle auf seinem Fachgebiet. Dennoch wurde Borja umgehend in einem wissenschaftlichen Zentrum eingestellt, denn er hatte in diesen Kreisen bereits einen Namen. Nur währte die Freude an dem neuen und freien Leben nicht lange: ihn traf die Tragödie einer sehr seltenen und wenig erforschten Krankheit, dessen Bezeichnung im Englischen aus drei Buchstaben besteht: Zuerst verliert der Mensch seine Stimme und verwandelt sich nach und nach physisch in ein Kind. Ina, meine Liebe, wir alle verneigen uns vor dir und danken dir für deine Leistung und

deinen Mut, dafür, dass du dein Kreuz mit Würde trägst und Borja nicht in fremde Hände gegeben hast! Ich fahre nicht mehr nach Israel, denn ich fürchte mich davor, Borja auf Inas Armen sehen zu müssen... Für mich wäre es ein schrecklicherer Anblick als der Tod selbst. Solange wir jung sind denken wir, wir bleiben ein Leben lang so jung...

Für den jungen Senjetschka gestalteten sich die Nachkriegsjahre tatsächlich nicht gerade leicht.

Die ersten Jahre tanzte er in einem Ensemble, welches sich »Lieder und Tänze« nannte, versuchte sich dann für kurze Zeit als Fußballspieler einer Mannschaft namens »Torpedo« und fand sich schließlich im Geschäftsleben, als Leiter eines Lebensmittelgeschäftes, im Stadtbezirk »Sokol« wieder (bereits in den 50er-Jahren bezeichnete er sich selbst als Geschäftsmann). Es war der beste Laden des Viertels. Sogar während der »hungrigen« 90er-Jahre versorgte er die Bewohner seiner Nachbarschaft mit allen notwendigen Produkten und als er begann, heiße Piroggen anzubieten, kamen sogar Leute aus anderen Teilen Moskaus. Er hatte seinen Platz gefunden. Das Einzige, das er nicht erfüllte, war sein Versprechen, lange zu leben...Er starb im Februar 2001.

Doch nun kehre ich wieder zu meiner Partisanen-Kindheit zurück.

Das Leben im Wald habe ich gemocht und lernte den Wald für immer lieben. Das Meer ist mir einerlei: Stundenlang in der Sonne zu liegen kann und mag ich nicht, wandern von Pier zu Pier ist langweilig, der Geruch von verbranntem Öl der Küstenrestaurants wenig appetitlich. Jedoch der Wald, die Flüsse, Seen, Felder und Wiesen sind mir nah und begreiflich, und mit all dem wurde ich, nur in einer verbesserten Version, von einem fremden Land — Bayern — beschenkt. Ich habe genau die Hälfte meines Lebens im Exil verbracht, und nie, trotz allem Komfort, würde ich Deutschland als meine zweite Heimat bezeichnen. Jene, die mir nahe stehen, wissen, dass, wenn ich »bei uns« sage, ich über Russland spreche, und wenn ich »hier« sage, Deutschland meine. Mich freut es, dass ich, in Münchens Innenstadt wohnend, drei Stadtparks zu Fuß erreichen kann. Dort in den Parks, den Wäldern und an den bayerischen Seen stelle ich mir nicht die Frage — ist es meins, oder ist es fremd — ich lebe, wie ich einst in den Smolensker Wäldern lebte und überlebte.

Der Wald ist mir lieb zu jeder Jahreszeit, obwohl der Spätherbst die unangenehmste Zeit für das Waldleben bedeutet. Meine Großeltern waren sehr gefragt, wie sich herausstellte. Großvater reparierte den ganzen Tag über Schuhe, Großmutter tat viele Dinge: Sie wusch, nähte, kochte und verband

die Wunden der Leichtverletzten, die sich jedoch nicht lange in unseren Gräben aufhielten und bald wieder ihren Aufgaben nachgingen. Die Schwerkranken brachte man in Krankenhäuser. Unvergesslich bleibt mir, wie geschickt und schnell Unterstände gebaut wurden, wie schnell man sich in ihnen einlebte und wie ein improvisiertes Badehaus, das uns stets begleitete, von einem Ort zum anderen mit uns zusammen umzog. Ich sehe noch vor mir, wie wunderbar es Großvater verstand, im Sommer eine Hütte aus Zweigen zu flechten. In einer solchen Hütte zu schlafen hätte einem Vergnügen gleichkommen können, wäre da nicht der Krieg gewesen. Adik lehrte uns, wie man geschickt auf Bäume klettert. Um dies zu tun, mussten wir ein Seil um unsere Füße schlingen, welches im Verhältnis zum Durchmesser des Baumstammes verknotet wurde, sodass wir den Stamm mit ihnen greifen und das Gewicht des Körpers auf die Füße und den Knoten übertragen konnten. Mithilfe der freien Hände war es nun einfach, die Gipfel der Bäume zu erklimmen.

Ein anderer junger Mann, der seine Zehen verlor, dadurch als Leichtverletzter galt und es irgendwie lange nicht schaffte zu gehen, lehrte uns Körbchen zu flechten. Mit einem scharfen Messer schnitt er die Rinde von Erle, Espe oder Weide ab, riss sie in lange Bänder und flocht verschiedene Dinge daraus. Diese Weidenkörbchen wurden dazu verwendet, die Kühe zu beschuhen, welche uns die Pferde ersetzten. Wenn zu Beginn des Waldlebens noch Pferde, Kühe, sogar Schweine und Geflügel dem Konvoi angehörten, so mussten wir uns zu gegebener Zeit von der ganzen Tierwelt trennen. Die Pferde kamen zur Armee, die Schweine und Vögel wurden gegessen. Einzig die Kühe erwiesen sich als erstaunliche Tiere, nicht nur weil sie uns Milch gaben, sondern auch weil sie anstelle von Pferden vor Wagen und Karren gespannt wurden und uns von Ort zu Ort brachten. Das Erstaunliche an ihnen war, dass sie sich der allgemeinen psychologischen Situation bewusst waren und die menschliche Angst verstanden. Pferde gelten als kluge Tiere, nur können sie mitten im Rennen stehen bleiben, und es kann schwierig werden, sie sogar mit einer Peitsche zu bewegen. Unsere Kühe hingegen in ihren weichen Pantoffeln waren sehr gehorsam, gingen immer gemessenen und ruhigen Schrittes ohne zu muhen oder andere Geräusche von sich zu geben.

In München gibt es nicht viele Orte, die den gesamten Himmel auf einmal freigeben, aber wenn doch einmal, so denke ich immer an eine ganz bestimmte Nacht unserer zahlreichen Ortswechsel zurück, welche sich in mein Gedächtnis brannte. Alles ist bereit zum Aufbruch. Die Kühe bereits beschuht und in die vielen Wagen gespannt, in welche man Seitenwände eingezogen

hatte (auf diese Art transportierte man früher ganze Heubündel). Jetzt sind diese Wagen mit all unseren Sachen, den des gesamten Trosses beladen. Der erste davon ist unser, der der Kinder. Wir sind still, doch gehen die Erwachsenen auf Nummer sicher, legen uns ein Stück Gänseschwarte in den Mund und verbinden ihn mit Lumpen. Wie mein verstorbener Mann, der nie Kaninchen- oder Hasenfleisch essen konnte, weil seine Familie während der Belagerung von Leningrad ihren Lieblingskater Barsik gegessen hatte, so esse ich lebenslang kein Fleisch und keine Pasteten von Gänsen oder Ente — allein der Geruch verursacht mir Übelkeit.

Diese Nacht unseres Weiterziehens bleibt mir unvergessen. Nachts ist es selten trocken im Wald, es sammelt sich Tau oder Nebel steigt auf, doch eben diese schien mir völlig frei von Nachtfeuchtigkeit zu sein, sie fühlte sich gut und aufregend feierlich an. Ich war schon fast drei Jahre alt und nicht sicher, ob ich das Wort »Zauberin« schon kannte, in jener Nacht aber bestimmt. Der Himmel war nicht blau, sondern schwarz und erschien mir einer riesigen Decke gleich, die sich über die Fichtenkronen entlang unseres Weges ausbreitete. Über unserem Wagen senkte er sich bis ganz zu meinen Händchen herab, welche die Sterne hielten, mit ihnen spielten, sie bewegten und die Himmelskarte durcheinander brachten. Diese Vision (ich weiß nicht, wie ich es anders nennen soll) war für mich real, und ich hielt sie lange Zeit geheim. Glaubt also niemals und niemandem, der behauptet: — Kinder lügen. Glaubt es nicht!

Ein ähnliches Märchen erlebte Regina, meine älteste Tochter. Drei Tage nach ihrem Universitätsabschluss unterschrieb sie, anstelle Ferien zu machen, einen Vertrag mit den Bavaria Filmstudios, um als Dolmetscherin eines Filmteams auf dem alten russischen Segelboot »Hersones« zu arbeiten. Auf der Fahrt über Meere und Ozeane von Bremen nach Lissabon und zurück wurde ein Liebesfilm gedreht. Der Film selbst kam mir eher schwach vor, doch Reginas Eindrücke waren umso stärker. Sie erzählte mir von einer außergewöhnlichen Sternen-Nacht, die sie allein auf dem Deck des Schoners verbrachte. Auch ihr schien es, und sie war bereits erwachsen, als könne sie direkt nach den Sternen greifen. Welch ein Glück ist es, wenn das Leben für uns solche Geschenke bereithält, nur war ich im Jahr 1942 noch weit vom Glück entfernt.

Der Grund für unser Nomadendasein war der, dass die Faschisten begannen, uns mit Überfällen zu erschrecken. Zuerst hatten sie Angst vor dem Wald und den Partisanen, später dann wurden sie mutiger und planten immer öfter Überfälle auf uns, drangen tiefer in den Wald ein und waren uns

auf den Fersen. Glücklicherweise konnten sie uns nie ausfindig machen, obwohl sie oft so nahe kamen, dass wir ihre Stimmen hörten, ganz zu schweigen von dem Gebell ihrer Hunde... Aus dem gesamten Tierreich sind Schmetterlinge und Libellen mir die Liebsten, deutsche Schäferhunde mochte ich am allerwenigsten, und ich mag sie auch jetzt nicht. Nicht das Gebell an sich machte mir Angst, sondern sein Echo, verstärkt durch den riesigen Wald, der dieses Geräusch tief absorbierte und für lange Zeit im Inneren behielt. Damals hatte ich noch nicht vieles zum Vergleich. Der Rauch des Lagerfeuers war mir nah, ich fühlte mich ihm verbunden, es war für mich — guter Rauch. Das Echo nannte ich — schlechten Rauch. Ich versuchte alle davon zu überzeugen, dass dieser Rauch in jedes Zweiglein kriecht, sich auf jedes Ästchen setzt, und nachts erwärmt sich die Sonne, geht früh auf und vertreibt den schlechten Rauch — eben dieses Echo, vor dem ich so große Angst hatte. Die Sonne stellte ich mir als einen gewöhnlichen großen Ball vor, der tagsüber Wärme abgibt, nachts hinter dem Waldrand untergeht und dort in einem großen Bottich erhitzt wird, denn ich sah Großmutter jeden Tag Wäsche und Verbände im Bottich über dem Feuer auskochen.

Mit dem Lagerfeuer verbindet mich noch eine einprägende Geschichte, die sich vermutlich im späten Frühjahr ereignete. Ein warmer klarer Abend. Um das Lagerfeuer herum saß, was nicht oft vorkam, dicht gedrängt unser Tross (bestehend aus Kindern, Alten, Kranken und Verletzten). In erster Linie betrachtete ich das Feuer als ein Werkzeug für allerlei Dinge und nicht zur Erholung. Jemand hatte eine große Schüssel aus gefrorenen Kartoffeln gekocht. Von Frühjahr bis September wird es kein anderes Essen mehr geben. Im Herbst werden uns die Partisanen Kartoffeln der neuen Ernte bringen. Also essen wir diese Kartoffeln mit zwei Holzlöffeln und reichen sie im Kreis herum, während sich die Erwachsenen beim Gespräch erholen. Plötzlich kommt eine fremde Frau ans Feuer, eine echte Baba-Yaga für mein Empfinden. Ein schrecklicher Anblick: gelocktes graues Haar, welches ihr bis unter die Taille reicht, die Kleidung aus Lumpen und Fetzen bestehend, als hätte sie jemand absichtlich in Bänder zerschnitten, gleicht der Haarfarbe, und Tausende und Abertausende riesiger Läuse liefen vom Kopf bis zu den schauerlich dreckigen Füßen auf ihr umher. Die Flamme des Feuers beleuchtete mal die eine, mal die andere Seite ihrer Kleidung, und mir schien, dass die Läuse sich bei ihren Füßen ankommend umdrehten, um sich auf ihr Gesicht zuzubewegen. Sie sagte nichts, bat um nichts und strich sich nicht einmal die Läuse von Gesicht oder Händen. Aus irgendeinem Grund tat sie mir überhaupt nicht leid, denn ich war mir sicher, dass Baba-Yaga zum Feuer

gekommen war, damit wir sie verbrennen konnten. Wie die Geschichte endete, kann ich nicht mehr sagen, doch später als Erwachsene wurde mir klar, dass meine Baba-Yaga keine alte Frau war: Sie war schlank, schmal und hielt sich sehr gerade am Feuer stehend. Welches unfassbare Leid zwang sie, sich den Läusen in solchem Ausmaß zum Fraß hinzugeben?

Anna Grigorjevna legte viel Wert auf Sauberkeit, sie achtete sehr auf uns: Alle unsere Kleider wurden gewaschen und ausgekocht, wir selbst wuschen uns in einem Badehaus unter der Erde. Ich erinnere mich, wie ich bäuchlings auf jemandes riesiger Handfläche liege und ein Wenik (Birkenreisig) spaziert meinen Rücken entlang. Allerdings machte mein Haar Probleme. Bis zur zehnten Klasse war ich immer die Kleinste von allen, dafür hatte ich bereits mit drei Jahren einen langen Zopf. Es wäre einfacher gewesen, ihn abzuschneiden, doch die Erwachsenen quälten mich mit diesem Zopf und rieben mir die Haare beinahe alle drei Tage mit Petroleum ein. Dieses Petroleum auf meinem Kopf ertrug ich fast bis zur siebten Klasse. Dann schließlich, zu Beginn des Schuljahres, sagte ich zu meinen Freundinnen: — Los, schneiden wir! Das Geflecht wurde also abgeschnitten und feierlich in dem nahe gelegenen Fluss versenkt, und ich sah ihm nach, wie es wie ein Fisch vor mir davonschwamm — für immer. In das verbliebene Haar banden wir eine dunkle, kirschrote Schleife. Mutter war, weshalb auch immer, ganz allein zu Hause. Sie hockte mit einem Küchentuch über der Schulter vor dem Ofen und warf Kohlen hinein. Als sie meine Schleife erblickte, richtete sie sich langsam auf, faltete das Handtuch zusammen und fing an, mir damit über den Kopf zu schlagen. Nur, dass ich seit Langem schon vor nichts mehr Angst hatte und schlußendlich nicht nur meinen verhassten Zopf loswurde, sondern in meinen Augen auch eine Stufe auf der Treppe meiner Unabhängigkeit emporgestiegen war...

Dieser schreckliche Krieg dauerte noch immer an. Meine Mutter kannte den Weg zu unserer Trosse gut, beeilte sich dennoch nicht, zu uns zu kommen. Die Erwachsenen fanden heraus, dass sie eine Affäre mit einem Kollegen hatte, einem gewissen Potapenko. Aus nicht nachvollziehbaren Gründen wurde er lange Zeit nicht an die Front geschickt. Erst zum Ende des Frühjahrs 1942, als Mutter schon schwanger war, zog man ihn schließlich ein. Er hinterließ zwei Töchter die, zwei Wassertropfen gleich, meiner Halbschwester Galina ähnelten, die wiederum im Dezember des selben Jahres bereits im Wald geboren wurde. Potapenko kehrte von der Front nicht zurück...

Später nach Kriegsende werden wir alle dieselbe Schule besuchen, nur werden die Potapenko- Schwestern, trotz ihres Bewusstseins der »gemeinsa-

men Geschichte«, Galina niemals nahestehen noch Freundschaft mit ihr schließen. Galja sagt heute noch zu jedem, sie sei meine richtige Schwester, was mich sehr freut. Nicht umsonst trug sie vor ihrer Hochzeit meinen Nachnamen und trägt als zweiten Namen noch immer den meines Vaters. An Galina's Geburt besitze ich keinerlei Erinnerung, auch nicht an ihre Kindheit, ihren ersten Winter in unserem Tross, vielleicht ist es so, weil ich immer »für mich allein« war, nachdem ich die Liebkosungen meiner Mutter eingebüßt hatte. Ich musste mich mit dem Gedanken anfreunden, erst nach einem Unglücksfall eine Schwester zu haben. Ende des Sommers 1943 konnte Galja noch nicht laufen, aber krabbeln konnte sie schon gut.

Eines Tages kroch sie auf einen von der Sonne geschmolzenen Teerklumpen. Er war weich, warm und klebrig, und sie setzte sich mit nacktem Po mitten hinein. Das abzuwaschen bereitete die größten Probleme. Für mich wurde dieses Unglück zu einer persönlichen Tragödie, denn zum ersten Mal weinte ich nicht um meinen eigenen Schmerz. Zum ersten Mal in meinem kleinen Leben fühlte ich großes Mitgefühl (nun hätte ich meine Baba-Yaga niemals auf dem Scheiterhaufen verbrannt). Ich erkannte zum ersten Mal, dass ich eine Schwester hatte, ein Mädchen, welches genau wie ich nicht sehr geliebt wurde und um das ich mich kümmern und der ich helfen musste.

Seitdem ist eine Ewigkeit vergangen, und lebenslang nun helfe ich meiner Schwester, jetzt einer Rentnerin mit einer Rente von 11.000 Rubel. Als ich sie das letzte Mal besuchte, entdeckte ich beim Durchblättern ihres Fotoalbums, dass sie seit ihrer Jugend ausschließlich meine Kleider trug.

— Hast du nie daran gedacht, sagt sie, dass ich dir anhand dieser Kleider die Geografie meiner Lebensaufenthalte beschreiben kann? Ich war immer nur dort, wo du gelebt und gearbeitet hast. Schau, sagt sie blättern im Album, das ist Moskau, das da Murom, dann Welikij Nowgorod, Leningrad, Leningrad, Leningrad, und dann — das Ausland. Du ahnst nicht, welche Freude deine Pakete bereiten auch jetzt noch. Galina und ich (meine Nichte heißt nämlich auch Galina) werden genug Kleider für ganze drei Leben haben, und dann lade ich Freundinnen ein und das gesamte Personal der Regionalbibliothek Smolensk (in der meine Schwester beinahe ihr ganzes Leben gearbeitet hatte), und die Anproben beim Tee lassen uns alle jünger und gesünder werden. Wir nennen diese Treffen »20 Kilogramm Wohlbefinden« (dem Gewicht der Pakete nach). Freu dich, dass deine Sachen in den Häusern und Wohnungen verstreut sind, und einen Teil davon bringe ich immer in die Kirche — eine tiefe Verbeugung deiner Landsleute vor dir!

Vom gegenwärtigen Wohlbefinden kehre ich nun gedanklich zum Beginn des Jahres 1943 zurück. Der Wendepunkt des Krieges liegt spürbar in der Luft. Unser Partisanenkonvoi ist merklich angewachsen, wir kämpfen jetzt gemeinsam mit den Partisanenkonvois von Weißrussland, unter ihnen sind viele Armeeeoffiziere, die Armeeeuniform tragen. Ich bin sehr gewachsen und weiß, was eine Heldentat bedeutet, wer ein Held ist, sehe Auszeichnungen, Orden und Medaillen. Auch die Versorgung hat sich verbessert, wir essen nun nicht mehr nur gefrorene Kartoffeln wie im letzten Frühjahr. Ja, und die Deutschen fürchten sich wieder mehr vor uns und greifen uns weniger an. Ich fühle, wie ich erwachsener werde, wie ich die Worte »alles für den Sieg!« verstehe und wie mein Leben immer bedeutungsvoller wird. Ich versuche, den Erwachsenen und meiner Schwester zu helfen, nur ehrlich gesagt, war auf Grund meiner Ungeduld die Rolle der Erzieherin nicht sehr für mich geeignet.

Meine Lieblingsbeschäftigung war es, den Vögeln zuzuhören. Schließlich waren Vögel die erste Musik in meinem Leben! Und heute, in einem Konzertsaal sitzend, gute Musik in guter Ausführung genießend, wenn der Schauer bis zum Scheitel steigt und kühle Wellen des Zaubers auf der Haut verursacht, in jedem musikalischen Stück, jedem Komponisten, erkenne ich den Gesang der Vögel wieder. Zu Hause habe ich noch Kassetten mit zauberhaftem Vogelgesang, die ich gerne abspiele, wenn ich allein bin.

Die Musik des Krieges im Frühjahr 1943 klang noch immer rau. Wir wurden gut geschützt, doch lag der Hauptverdienst zur Gewährleistung unserer Seelenruhe nicht allein bei den Wachen, sondern vor allem bei den Spähern. Dank nur ihrer Fähigkeit und ihres Wissens, wie und wo man den Tross platzieren sollte, blieben wir am Leben. Unsere Lager versteckten wir sowohl vor den Faschisten als auch vor den Dorfbewohnern, denn trotz des allgemeinen Patriotismus konnte es zugegeben in jedem Dorf Informanten und Verräter geben. Ebenso gut musste der Lagerplatz vor Pilz- und Beeren-sammlern verborgen sein. Wer hätte gedacht, dass ich ein paar Jahrzehnte später, einen von denen treffen werde, die mir das Leben gerettet haben, und ihm dafür meinen verspäteten Dank ausdrücken kann.

Vor meiner Emigration hatte ich viele Jahre die Funktion eines Oberstleutnants inne und war als Dozentin und Beraterin für den Militärbezirk Leningrad tätig. Oft besuchte ich Militärlager, Militäreinheiten und Divisionen. Ich reiste allein oder mit kreativen Künstlergruppen, Schriftstellern und Dichtern. Alle mussten sie einen unentgeltlichen Normteil ihrer Auftritte absolvieren. Drum stellten sich diese Vielbeschäftigten die Aufgabe, so schnell

als möglich diesen Teil abzarbeiten, um anschließend mit dem Geldverdienen beginnen zu können. Patriotismus wurde gut bezahlt. Zu dieser Zeit war ich bereits ein Familienmensch und lehnte es nicht ab, wenn mich ein Leiter einer Einheit oder Division in ein Militär-Handelszentrum brachte, in dem man Delikatessen und gute Bücher kaufen konnte. Einmal erstand ich einen kleinen Gedichtband eines mir unbekanntes Dichters namens Pjotr Kobrakov. Es verging eine Weile, als eines Tages mein Vorgesetzter, der pensionierte General Leonid Chigalejchik, mein Büro zusammen mit einem Mann betrat und sagte: — Darf ich vorstellen, Dichter Kobrakov, auf die nächste Dienstreise fahrt ihr gemeinsam. Ich stehe vom Tisch auf, strecke die Hand aus und sage: — Guten Tag, Pjotr! — Kennen wir uns? fragte er. — Nein, antworte ich, aber vor Kurzem lernte ich Ihre Gedichte kennen.

Wir beschließen, ins Restaurant des Offiziershauses, in welchem sich unser Dozentenbüro befindet, Mittagessen zu gehen. Dieses wunderschöne Gebäude wurde Anfang des 20. Jahrhunderts unter Nikolaus II. für das hohe Offizierskorps gebaut und konnte sich bis heute seine majestätische Feierlichkeit bewahren. Die Tische des Restaurants zierten knisternd gestärkte Tischdecken und die Ecken schmückten Samoware. Unser Mittagessen ging ins Abendessen über, als wir herausfanden, dass wir dem gleichen Partisanenkonvoi angehörten. Pjotr war nur 14 Jahre älter als ich und ging an der Spitze der Einheit bei den Spähern. So trafen wir uns fast wie zwei Mitstreiter wieder...

Ein Dichter der 60er-Jahre sagte einmal — Tatsächlich ist das Leben einfach. Mir jedoch erscheint es kompliziert und schwierig, sofern man es nicht in ein ruhiges Fahrwasser verwandelt und wie im Sturm die Segel immerfort herumreißt. Interessant wird es in Schaffensprozessen, in Freundschaften, ebenso in seiner Unbestimmbarkeit und Unfassbarkeit. Wie oft sagen wir: Das kann nicht sein! Wie oft hören wir: Unmöglich... doch die Harmonie des Lebens in ihrer ganzen Farbenpracht bringt plötzlich Überraschungen zutage... wie mit Pjotr Kobrakov dem Späher, der unserem Tross zum Überleben verhalf, nur konnte ich mir nicht vorstellen, dass mich das Leben einst mit denjenigen zusammenbringen würde, die mir in diesen schrecklichen Monaten und Jahren nach dem Leben trachteten.

Mitte der 80er-Jahre hielt ich oft öffentliche Vorträge des West-Ost-Forums. Es war die Zeit der allgemeinen Ekstase der Deutschen, Gorbi und die Perestroika betreffend. Einst waren Mönche des Klosters Weltenburg an der Donau mein Auditorium. Nach dem Vortrag kam ich mit dem Abt, den man Pater Odilo nannte, ins Gespräch, welches uns bis zu den Erinnerungen an den

Krieg führte. Als ich ihm erzählte, dass es zwischen Moskau und Leningrad eine altehrwürdige Stadt namens Smolensk gab mit dem nahe gelegenen Kaspljanischen Wald, fingen die Wangen dieses Mannes an zu zucken, tief beugte er sich hinunter und begann, den Saum seines Rockes mit seinen Händen zu zerknittern. Schließlich richtete er sich langsam wieder auf, sein Gesicht tränenüberströmt, und sagte — Gehen wir! Wir betraten sein Büro, er holte ein kleines, dunkel gebundenes Notizbuch aus seinem Schreibtisch und sagte — Lesen Sie. Ich öffnete die Aufzeichnungen vom 24. August 1941, meinem zweiten Geburtstag. — Heute haben die Partisanen Otto, meinen besten Freund, getötet. Trauer. Kasilja... (statt Kasplja) — wir weinten beide. Schließlich zeigte mir der Pater zwei Fotoalben, in denen Straßen und Häuser der umliegenden Dörfer mit deutscher Genauigkeit fotografiert und beschriftet wurden: Krasnyj Dvor, Ponizovje, Demidovo, Mikulino. Welch ein Zynismus, da lässt sich wohl nichts machen, zuerst wird akkurat fotografiert und anschließend genauso akkurat wieder zerstört...

Zwischen Pater Odilo und mir entwickelte sich ein sehr freundschaftliches Verhältnis. Ich besuchte ihn mehrmals, und wir verbrachten einige schöne Zeit zusammen an der Donau. Einzig wofür ich mir die Schuld gebe, ist, dass ich den Pater bei Lebzeiten nie nach diesen Fotoalben und seinem Notizbuch gebeten habe, denn nach seinem Ableben konnte mir niemand mehr sagen, wo alles hingekommen ist. Welch ein Dokument wäre es für das Historische Museum Smolensk gewesen... Wie viele Jahre meines Lebens sind vergangen, bis ich den Unterschied zwischen den Worten »Deutscher« und »Faschist« erkannt habe. Mein neuer Freund, katholischer Priester und Abt eines Klosters, Pater Odilo, war kein Faschist, er war ein Deutscher, ein Soldat, der die Befehle seiner Kommandanten ausführte. Allein während des Krieges, diesen langen Monaten, den zwei Jahren meiner unkindlichen Kindheit, konnte ich dies selbstverständlich nicht begreifen. Ich war mit dem allgegenwärtigen Patriotismus infiziert, der Rauch der Lagerfeuer wuchs für mich zum Rauch des Vaterlandes an...

Gerade diese Lagerfeuer waren es, insbesondere das letzte, riesengroßfestliche, die diesen schrecklichen Krieg für mich beendeten. Ende September 1943 wurde verkündet, dass das Gebiet Smolensk vom Feind befreit sei und wir den Wald und unser letztes Lager verlassen können. Noch ist dieses wunderbare Lied nicht geboren: — Dies ist ein Festtag mit Tränen in den Augen... wir alle sangen, weinten, umarmten und freuten, freuten, freuten uns. Man erlaubte uns Kindern, direkt an der Hauptstraße auf die Bäume zu klettern. Bequem eingerichtet auf unserem »Beobachtungsposten« sitzend,

betrachteten wir stundenlang die Parade unserer Infanterie: In militärischer Formation, in Reihen über die gesamte Straßenbreite, gingen und gingen Soldaten mit Gewehren über den Schultern. Die grünen Helme auf ihren Köpfen schillerten silbern, und je länger man diese Bewegung betrachtete, desto mehr kam ein Gefühl der Unwirklichkeit auf. Diese im Gleichtakt schaukelnden Helme erschienen mir wie ein weicher Teppich, auf dem meine kindliche Fantasie Märchenbilder zeichnete. Als Erwachsene werde ich einen Brief von Fjodor Tjuttschew an seine Eltern in St. Petersburg lesen. Darin beschreibt er, wie er vom zweiten Stockwerk aus den Münchner Empfang der preußischen Prinzessin und Braut Ludwigs I. beobachten konnte. Er schreibt, er habe noch nie in seinem Leben so viele sich gleichzeitig bewegende Köpfe gesehen.

Für mich endete also der Krieg mit diesen behelmtten Schaukelköpfen. An den eigentlichen Tag des Sieges — den 9. Mai 1945 — kann ich mich seltsamerweise nicht erinnern, obwohl ich bereits ein großes Mädchen, fast sechs Jahre alt war. Doch dieses letzte riesengroß-festliche Lagerfeuer schien mir ein besonderer Festakt zu sein, ein Feiertag. Vielleicht blieb mir dieses Ereignis so deutlich im Gedächtnis, weil ich im neuen, befreiten Leben lange Zeit kein Gefühl von Festlichkeit besaß und es auch keine Feste gab.

Alsdann kam der Befehl, den Wald umgehend und gemeinsam zu verlassen. Man warnte uns vor den sich am Ausgang befindenden Leichen, welche nach den Kämpfen noch nicht geborgen werden konnten. Weder Angst noch Mitleid noch andere Emotionen konnten diese Leichen in mir wecken, die kindliche Psyche scheint noch nicht imstande, den Tod als solchen wahrzunehmen. Einige der Frauen bekreuzigten sich, andere beteten, wieder andere sprachen davon, sie seien alle barfuß und nur halb gekleidet, und die Toten liegen da in guten Mänteln und festen Stiefeln. Aber Gott sei dank, niemand wagte es, die Sachen der Ermordeten auch nur anzurühren — weder die der eigenen, noch die der anderen...

So stellte sich nun die allgemein brennendste Frage: — Wohin soll man jetzt fahren oder gehen? Rudnja war komplett zerstört. Einer der Alten sagte: — Lasst uns hier stehen und auf den Zug warten, der durch den Bahnhof Rudnja fährt. Jeder von uns wird anhand des Zugsignals wissen, in welche Richtung er zu fahren hat. Als wir uns dem Bahnhof näherten, tat sich ein wahres Wunder vor uns auf, ein unglaubliches Märchen für damalige Zeiten: Da stand das Haus von Tante Bassja, der Vorkriegsfreundin meiner Mutter. Alles ist kaputt, überall Ödland, und dieses Haus steht da, weiß gestrichen, mit blauen Putzdeckenleisten, ohne auch nur einer einzigen kaputten Fens-

terscheibe, mit einer großen prächtigen Birke vor der Fassade. Dieses erstaunliche Haus wurde für mich später zu einem Symbol der Unbesiegbarkeit und Standhaftigkeit. In meinen Semesterferien und später dann im Urlaub kam ich immer direkt vom Bahnhof als Erstes zu ihm gelaufen.

Einige Jahre zuvor waren wir mit Regina und meiner Enkelin Emitschka in Rudnja gewesen. An der Stelle des Hauses von Tante Bassja wuchs ein neues, großes Steinhaus heran. Die Besitzer hatten die alte Birke entfernt und durch eine neue, noch schönere ersetzt. Ihnen gebührt Dank, denn höchst wahrscheinlich kannten sie die Geschichte dieses glücklichen Ortes, an dem sie bauten, von welchem aus nach dem Krieg die Bahnhofstraße ihren Ursprung nahm...

An all dem Schutt und der Asche war ich überhaupt nicht interessiert. Über den ausgebrannten Ruinen ragte, einem ausgestopften weißen Storch gleich, der Ofen heraus. Ich entsinne mich noch, wie ich am Rock meiner Großmutter zerrte und sagte: — Ich mag diese schmutzige Erde überhaupt nicht. Lass uns nach Hause, in den Wald gehen. Großmutter presste nur meine Schultern fest zusammen und sagte: — Gewöhn dich dran, das ist unser Zuhause. Großvater und Adik schickten sich gleich an, den Ofen zu untersuchen, und warfen Kieselsteine in den Schornstein, um zu sehen, ob jener frei war. Schließlich verkündete Großvater: — Der Ofen, unser Ernährer ist nur äußerlich beschädigt, doch innen absolut intakt, und der Schornstein hat auch nicht gelitten. So wurde dieses Erbe auf der Stelle aktiviert: Man heizte den Ofen ein und bereitete irgendein warmes Abendessen zu.

In der ersten Nacht schliefen alle auf dem Fuhrwerk sitzend, dann, am Morgen, begaben wir uns auf einen Erkundungsrundgang. An der Kreuzung, an der seinerzeit ein großes Krankenhaus gestanden hatte, war die Leichenhalle noch nicht vollständig zerstört, sodass wir sie für kurze Zeit als Wohnraum nutzen konnten. Bald darauf begann die Stadtverwaltung mit der Säuberung der Brachflächen, setzte instand, was ehemals als Haus gegolten hatte, und baute die Leichenhalle zur ersten Nachkriegsambulanz aus. Für zwei Winter gingen wir wieder unter Tage: Großvater baute einen guten Unterstand. Mama und Adik schleppten eine riesige Plane aus dem Getreidewerksbüro Zagotzerno (in dem sie wieder arbeitete) heran, die Großvater zum Bau eines großen Zeltes verwendete, welches wir im Sommer dann bewohnten. Wie aus dem Nichts wuchsen Nachbarn aus ihren Trümmern bald hervor, die alle eigene Unterstände ausgruben und sich um ihre Unterkünfte kümmerten. Ich, die ich meine ganze Kriegskindheit in Unterständen verbrachte, konnte mir kein anderes Zuhause vorstellen, doch heute weiß ich

ganz gewiss, dass ich nach meinem Ableben keinesfalls wieder unter die Erde will: Sei es bloß als Sandkorn oder Staubkorn, nur will ich auf dieser sündhaft schönen Erde bleiben...

In Russland gibt es einen Ausdruck: »vor dem Ofen tanzen«. Wir jedoch tanzten nicht in dieser fernen Zeit, sondern ließen uns um den Ofen herum nieder. Den Schutt beiseite geschafft, gruben wir den Garten vor dem Frost noch um und bereiteten ihn für das nächste Frühjahr vor. Großvater und Adik hoben den Untergrund aus, um das Fundament des zukünftigen Hauses anzulegen. Die Hauptaufgabe bestand nun darin, Material für den Hausbau zu beschaffen. Sie suchten nach Baumstämmen, plünderten alle Bunker, alle verlassenen Schlupfwinkel aus: Bahnschwellen gingen auch zum Bau. Nun, als Haus im eigentlichen Sinne war unser neu errichtetes Heim nur schwer zu bezeichnen.

Es glich eher einer »Mazanka Hibarka«, einer Hütte nach ukrainischem Vorbild, und Ende April 1945, als sie fertig war, verputzt und die Fenster mit blauen Deckenleisten versehen, waren alle glücklich. Womöglich war dieser Einzug, diese Hauseinweihung der Grund dafür, weshalb mein Gedächtnis den eigentlichen Tag des Sieges verdrängt zu haben schien.

Von Frühjahr 1944 bis zum Sommer 1945 wuchs und gedieh unsere Kireevstraße, Rudnjas Hauptstraße, welche nach einem sowjetischen Helden benannt wurde, der seine Heldentat auf unserem Grund und Boden vollbrachte. Im Frühjahr 1945 hatten wir nicht nur unseren Gemüsegarten gepflanzt, sondern auch Obstbäume, Sträucher und Büsche meines geliebten Flieders. Der Obstgarten war also angelegt, und schon im nächsten Sommer erblühte der Flieder, und es reiften die ersten Beeren: schwarze und rote Johannisbeeren sowie Stachelbeeren.

Statt eines Zauns pflanzten wir, die Kinder, Pappelstecklinge über das gesamte Areal unseres »Anwesens«. Der schnell wachsende Naturzaun schmückte unser neues Zuhause sehr. Ein Dutzend Jahre später und auf Anordnung meiner Großmutter begann man diese Schönheit abzuholzen und an der Wurzel auszureißen, da die Pappel ein sehr starkes Wurzelsystem besitzt und Großmutter behauptete, dass unser »Zaun« alle Säfte aus dem Boden ziehe und sowohl dem Garten als auch dem Gemüsegarten schade. Alsdann begann der Bau unserer ersten Schule: ein Häuschen mit vier Zimmern. In einem davon lebte die Lehrerin Sima Naumovna, in den drei anderen waren unsere Klassen untergebracht. Wir, die Erstklässler, eröffneten die Schule 1946. Ich konnte noch nicht schreiben, jedoch schon lesen, sehr zum Erstaunen meiner ersten Lehrerin Maria Petrowna Korbankova.

Die Schule, die Bücher, die Bühne und meine geliebten Lehrer begannen damit, einen Menschen aus mir zu formen. Maria Petrowna wird die erste sein, die in meine Kinderseele blickt, in die Seele eines verwundeten Tierchens, weder böse, noch wütend, sondern verletzt durch des Daseins Misstrauen und Grobheit. Ich konnte Ungerechtigkeit jeglicher Erscheinungsform nur schwer ertragen, hatte aber die Möglichkeit an der Pädagogen Psychologie zu wachsen. Zwei Beispiele: Wir haben Unterrichtsstunde in Schönschrift. Bei uns, der zweiten Schicht, es ist dunkel in der Klasse, denn die einzige Lampe befindet sich in der vierten. Wir schreiben in Hefte auf drei Linien, die die Erwachsenen für uns gezeichnet haben, den schwierigen Buchstaben »K«... Ich kann die Linien nicht erkennen und schreibe wie Gott befiehlt. Das Leben schreitet voran und manchmal noch hält meine Hand, für einen Moment, bei diesem Buchstaben inne... Ich bekomme von meiner geliebten Maria Petrowna eine, über die halbe Seite mit Rotstift geschriebene, riesige 6 oder besser gesagt eine 6 minus. Ich weine und klage über die Ungerechtigkeit. Wie immer überzeugt sie mich anhand eines militärischen Beispiels: — Stell dir Soldaten im Schützengraben vor. Der Kommandant gibt den Befehl — »Vorwärts!«, die Kämpfer rennen los, den Banner in der Hand, und erobern die ihnen bestimmte Grenze. Du aber hast es nicht rechtzeitig geschafft, da sich die Bindung an deinen Beinen löst, du stürzt und holst deine Kameraden zu spät ein, bereits nachdem sie ihren Sieg davon getragen haben. Man ehrt die Helden — stellt für dich auch das eine Ungerechtigkeit dar???

Das zweite Beispiel beschreibt meinen Patriotismus. Die Lehrerin verteilt Landkarten mit eigens gezeichneten Umrissen an uns, auf welchen sie das Gebiet der Sowjetunion mit Rotstift markierte. — Kinder, sagt sie. Heute wird eure Hausaufgabe einfach sein: Malt unser Land, das Land der Sieger, mit roter Farbe aus. Ich komme nach Hause und male die gesamte Karte in Rot und Blau aus. Auch die Flüsse und Seen, nur die Meere und Ozeane verschone ich. Maria Petrowna: — Weshalb hast du denn die ganze Karte ausgemalt, hast du die Aufgabe nicht verstanden? Ich antworte: — Maria Petrowna, du bist doch eine Lügnerin! Wir haben die Feinde besiegt, und jetzt ist die ganze Welt rot! Ich glaube, ich war schon damals reif für das Partei-buch.

»Die zauberhaften Schuljahre...« — dieses Lied gab es 1946 in meiner ersten Klasse zwar noch nicht, nichtsdestoweniger begann das Schulleben für mich und meine Klassenkameraden. An wen von ihnen erinnere ich mich noch? In erster Linie natürlich an Levka Lein, ein schwächlicher Junge der, von der ersten bis zur vierten Klasse, täglich ein viertel Milch in einem Saug-

fläschchen bei sich hatte. Zuerst lachten wir ihn aus, doch dann gewöhnten wir uns nicht nur daran, sondern entwickelten sogar ein gewisses Gefühl des Respekts: Wir kannten Milch nur an Feiertagen, er aber täglich! Und das nur, weil Levka (da waren wir uns sicher) einen Vater hatte. Auch Inka Kuschkina besaß einen Vater, der Leiter von Zagotzerno und meiner Mutter Vorgesetzter war. Für alle anderen in der Klasse musste dieses Wort aus ihrem Wortschatz gestrichen werden. Und plötzlich, die Sensation: Galka Gurjanova erhielt einen Brief von ihrem Vater! Er lebte! Diese Briefe schlossen immer mit den Worten: »Dein Wassja«. Mit der Zeit wurden sie jedoch immer kürzer und seltener... Natürlich beneideten wir sie dafür einwenig, doch als die Korrespondenz dann schließlich endete, kannten wir kein Erbarmem, trafen sie schon am Morgen mit den Worten an — »Dein Wassja« und sangen dazu auch noch ein böses kleines Liedchen...

Schwierige Kinder waren wir gewesen, denen es nicht leicht fiel Mitgefühl fremdem Leid gegenüber zu entwickeln. Da gab es den ersten Zirkusbesuch in meinem Leben, welcher sich für immer eingepägt hatte: Der Illusionist stellt zwei mit den Rückenlehnen nach innen gedrehten Stühle, in kurzem Abstand zueinander, auf die Bühne. Er legt einen Liliputaner auf die Stuhl-
lehnen, nimmt eine Säge in die Hand und beginnt damit diesen kleinen Menschen zu zersägen. Ich werde hysterisch, schreie durch den ganzen Saal: — Die Faschisten sind wieder da! — und verliere das Bewusstsein. Seitdem konnte ich am Zirkus nie wieder Gefallen finden...

Das erste Schulneujahr wurde noch nicht mit der Klasse zusammen gefeiert. Zu Hause begann das Jahr 1947 auf turbulente Weise. Unser Haus lag zwischen 80 und 100 Metern von der Chaussee entfernt. Eines Tages, nach Hause kommend, sehe ich ein Fahrzeug entlang unserer gesamten Straße, von der Chaussee bis zu unserem Haus, stehen. Bei uns waren Automobile damals eine Seltenheit, ich konnte nicht einmal zwischen einem amerikanischen Studebaker und unserem 1,5-Tonner unterscheiden. Und dann solch ein Ereignis: ein Fahrzeug vor unserer Tür, aus dem drei Militäristen etwas ins Haus trugen. In der offenstehenden Fahrzeugtür sehe ich eine Plane auf dem Boden des Innenraums ausgebreitet, auf welche die mir unbekanntenen Männer eine riesige Menge Räucherfisch gekippt haben. Was für ein Fang! Der Fisch nannte sich Saibling. Ich war noch nicht alt genug, um zu begreifen, was das für Militärs waren, warum sie sich bei uns aufhielten und was diese drei — ein Leutnant, ein Senior und ein Sergeant, noch dazu mit einem Automobil, in unserer Stadt zutun haben könnten. Hauptsache, es waren keine Deserteure. Darüber hinaus kam fast jeden Tag eine

junge Frau mit einem Zettel vom Postamt zu uns, auf dem geschrieben stand, wann der Leutnant zu einem Telefongespräch mit dem Kommando seiner Militäreinheit auf der Post zu erscheinen habe. Schwer vorstellbar, doch zu jenen weit entfernten Zeiten gab es in Rudnja ausschließlich ein Telefon — auf dem Postamt. Als ein Kind des Krieges wusste ich sogar, dass die Ration eines Soldaten aus Brot, Konserven und Zucker bestand, der Aufenthalt der Gäste in unserem Haus aber wurde, aus unerklärlichen Gründen, mit gesalzenem Fisch entgolten. Fisch lässt sich ohne Brot und Kartoffeln nicht in großen Mengen essen, also fiel Großmutter die Sorge zu, zusätzlich noch drei gesunde junge Menschen ernähren zu müssen.

Ich war zwar klein, aber von guter Beobachtungsgabe und verstand sofort, dass der Leutnant »anderer« Erziehung und Bildung war, obgleich er sich angenehm freundlich seinen Untergebenen und uns gegenüber verhielt. Sämtliche Haushaltsarbeiten übertrug er dem Senior, ging selbst oft spazieren, las viel und schrieb Briefe, auf die er nie eine Antwort bekam.

Der Senior und der Sergeant machten sich schnell mit Mutters Mitarbeitern vertraut und begannen, kurz gesagt, Tauschgeschäfte zu machen: Der Räucherfisch wurde gegen Brot, Mehl und Getreide eingetauscht. Abends kamen sie oft mit einem vollen Kanister Braga zurück (sie nannten ihn Brashka oder Sivucha), ein nicht ganz fertiggestellter weißlicher selbstgebrannter Schnaps, der sogar süß schmeckte. Bis in die Nacht hinein wurde getrunken und Großmutters zubereitete Speisen gegessen, sodann der Tisch aus dem Wohnzimmer ins Schlafzimmer (auf Großmutters Bett) gebracht, und es begann, bis zum Morgengrauen, der Tanz zum Grammophon mit dazu geladenen Mädchen.

Unsere Militärkameraden verbrachten beinahe drei Monate bei uns. Vor ihrer Abreise wurde gleichzeitig Mamas 27. Geburtstag sowie das Abschiedessen veranstaltet. An diesem Abend, dem 15. März 1947, sah ich meine Mutter als wie zum ersten Mal, ihr Gesicht brannte sich geradezu in mein Gedächtnis ein. Sie machte sich mit einem Brenneisen Wellen in das Haar, Haarsträhne um Haarsträhne, trug ein sehr auffälliges Make-up und giftroten Lippenstift, wie es damals Mode war. Ungewiss woher sie das Abendkleid aus schwerer dunkelgrüner Seide und den zartrosa Schal hatte, doch sah sie gut aus! Ich fragte ihre beste Freundin, Tante Raja Zeldina, eine seltene Schönheit, weshalb sie überhaupt ihren Geburtstag feiere, denn sie sei doch schon so alt. Mir kamen damals, mit fast sieben Jahren, alle Menschen über zwanzig bereits alt vor.

Nur, die Jungen — »Alten« verliebten sich und heirateten sogar. Unser Senior erwies sich als ein anständiger Mann. Er versprach der Mitarbeiterin meiner Mutter, Anna Baburtschenkova, sich zu demobilisieren, nach Rudnja zurückzukehren und sie zur Frau zu nehmen. Ein Jahr später war meine Mutter auf ihrer Hochzeit.

Dieses Abschiedsessen blieb auch noch aus einem weiteren Grund präsent, denn die Gäste spielten dem ärmsten Adik mit dem Selbstgebrannten übel mit.

Nach dem Krieg war es schier unmöglich geworden mit Hitlers Namen zu leben, sodass er sich, von nun an, offiziell Adik Lisovsky nannte. Zu der Zeit lebte er bereits in Witebsk, lernte an der FZO (Schule zur Fabrikusbildung) Schlosser und kam an den Wochenenden nach Hause. Welch ein Unglück bringender Abend für den jungen Mann, es ging ihm wahrlich schlecht, sodass ich dachte, es würde bestimmt nie wieder vorkommen. Ich täuschte mich, in dieser Nacht begann seine Trinkeleidenschaft für den Rest seines kurzen Lebens. Anfangs passierte es nicht oft und fiel auch überhaupt nicht auf. Er absolvierte die Schule, seinen Militärdienst, heiratete. Zur Hochzeit schenkte er seiner Braut statt eines Eherings (damals gab es keine Goldringe für arme Leute), ein Taschentuch aus leicht cremefarbenem Crêpe de Chine mit prächtiger französischer Stickerei. Vor etlichen Jahren fanden auf der Münchner Messe estnische Tage statt. Dort, in der Handarbeitsabteilung, entdeckte ich fast das gleiche Taschentuch, welches Adiks Braut an ihrem Hochzeitstag getragen hatte. Ich erwarb es und trage seitdem diese Kindheitserinnerung, sozusagen als Amulett, auf Jacken und Sakkos. Adik wurde vom Leben nicht verschont. Weder seine Frau noch seine beiden Zwillingstöchter vermochten es, ihn von der Flasche fernzuhalten. Er war kein wütender Trinker, nein, sondern oftmals nur ein wenig angetrunken, etwas scheu und rührend komisch zugleich. Noch vor seinem 50. Geburtstag stürzte er mit dem Traktor in einen Graben und starb, starb nach russischer Tradition, »an der grünen Schlange« (im Volksmund: an Trunksucht), der bitteren russischen Seelenschwäche. So wie so viele jeden Tag »am Rausch« sterben, wie man im Volke sagt.

Nur eine Woche zuvor brachten die Bürger von Rudnja den Sarg mit der Leiche ihres berühmten Landsmannes und Helden der Sowjetunion, Michail Jegorow, der zusammen mit dem Georgier Kataraschwili, im Mai 1945, die Siegesfahne über dem Reichstag gehisst hatte, an die Kremlmauer in Smolensk. Genauso wie unser Adik verunglückte auch er im Rausch mit seinem Fahrzeug.

Ich wusste nicht viel über diesen Mann, doch tat er mir leid. Für kurze Zeit, während die Stadt für ihn und seine Familie ein Haus baute, lebte er bei seinem Cousin Pawel, einem Nachbarn meiner Mutter, die ihren Brunnen mit ihm teilte. In Friedenszeiten entsprach sein Ruhm jedoch nicht den Erwartungen, weder den der lokalen noch den der Staatsmacht. Er mochte womöglich einen guten Kolchosen-Bauern oder Arbeiter abgegeben haben können, doch versuchten die Behörden fortwährend aus ihm ein Parteimitglied und einen Nomenklatur-Menschen zu machen. Zu welchen Kursen oder Parteischulen sie den Helden auch immer schickten, er war, abgesehen vom russischen Alphabet, nicht in der Lage, etwas zu lernen oder sich etwas zu merken. So machte die Staatsmacht aus diesem unglücklichen Mann eine lebende taubstumme Mumie, die ihren festen Platz auf den hohen Tribünen, Parteitag und Paraden hatte. Im Laufe der Jahre beförderten sie ihn sogar zu militärischen Rängen: Nach dem Sieg kehrte er als gewöhnlicher Gefreiter zurück, starb aber — im Range eines Majors. Welch ein monströs unrühmliches Leben und welch ein prachtvolles Begräbnis, mit dem Grab an der Smolensker Kremelwand, bei der »ewigen Flamme«, einer Bronzestatue, und für die Nachkommen — die Michail-Jegorow-Straße in Rudnja. Ich aber war bereits weit entfernt von diesen Orten meiner Kindheit und ihren Ereignissen...

Um noch einmal zu den Tanznächten zurückzukehren, so kommt mir dieser Zeitraum einem einzigen zähen und langen Ereignis gleich, in dem wir Kinder keinen Platz hatten. Müde verkrochen wir uns in den Ecken und schliefen leise zu den lauten Walzerklängen ein. Soweit ich mich erinnern kann, interessierte mich das Leben um mich herum, der Alltag, nicht besonders. Ich befand mich in meiner eigenen Welt. Nicht dass ich verschlossen gewesen wäre, nur spürte ich schon sehr früh eine Art innere Einsamkeit und stand deshalb dem täglichen Leben, welches vor meinen Augen vorüberging, ziemlich gleichgültig gegenüber. Heute denke ich oft über die Kindheit meiner Enkelin nach. Auf den ersten Blick hat sie alles was sie sich wünscht. Bis zu ihrem zehnten Lebensjahr reiste meine Tochter mit ihr ans Meer in, auf winzigen Erdteilen verteilte, komfortable Robinson-Clubs. Wir wünschen uns für sie natürlich eine gute Zukunft und erweitern deshalb jeden Tag ihr »Muss« — zuerst eine Fremdsprache, dann eine zweite, dritte, vierte, jetzt bereits die fünfte, dazu kommt noch Schwimmen, Tennis usw. Wir, die es selbst nicht verstehen, nehmen ihr ein Wesentliches — sowohl den äußeren, wie auch den inneren Raum, welcher die Kräfte zur persönlichen Entwicklung freisetzt. Ich sehe, wie sie sich in der Natur verwandelt, wie sie verzweifelt

lachte als sie zum ersten Mal das grenzenlose Ufer der Ostsee in Jurmala betrat. Somit sind mit dem äußeren Raum zurechtzukommen wir imstande, doch mit ihrem inneren Wesen scheinen wir es überspannt zu haben, und es wäre an der Zeit diese Zügel der Liebe ihr gegenüber lockerer zu lassen.

Im Gegensatz zu meiner Enkelin wuchs ich in enger Verbindung zur Natur auf, die mich nährte und trotz Hunger und Unterernährung, trotz der Zerbrechlichkeit des Körpers und meiner bis zur zehnten Klasse kleinen Statur, wurde ich nie krank in meiner Kindheit. Mein innerer Raum war unendlich frei, in dem das Wort »muss« nicht existierte, ich selbst betrachtete mich als glücklichen, ins Leben eintretenden, Punkt meiner eigenen Umlaufbahn. Lange Zeit schien es, als hätte ich einen nicht ausreichend starken Charakter und tat Dinge, die nicht angemessen oder typisch für mich waren. So kletterte ich, gegen Ende der vierten Klasse, auf den Dachboden unserer kleinen Schule, füllte Konservendosen mit Wasser und ließ es, trotz schönem Wetter, regnen im Unterricht. Maria Petrowna fragte nicht einmal, wer das getan hatte... Sie kannte uns alle gut, wie auch die Handschrift eines jeden von uns. Nach dem Unterricht sagte sie bloß, wie immer in solchen Fällen, zu mir: — Komm, lass uns auf die Veranda gehen. Dort werden wir uns unterhalten. Schade nur, dass sie zu spät mit dem Ehrenlehrtitel ausgezeichnet wurde. Für mich war sie unbezahlbar und kam eher einer älteren Freundin gleich. Auf der Veranda erwähnte sie zu keinem Zeitpunkt den Regen in der Klasse, doch glaubte sie an meine aufrichtige Reue. Allerdings war der Regen noch nicht das Ende meiner Heldentaten. In der fünften Klasse werde ich, nach einer Wette, den Ehrenschaukasten der Schule zerschlagen haben und in der sechsten, während des Unterrichts, zwei Klassen zum Film »Silva« ins Kino entführen. Nach dem Krieg gab es noch sehr wenige neue Filme, und wir sahen uns »Silva« und »Die Steinerne Blume« dutzende Male an. Ziemlich peinlich war es nur, als unsere Klassenlehrerinnen in den Kinosaal stürzten und schrien: — Klasse 6b und 6w zum Ausgang! Es war dunkel im Saal und (wie meine Töchter mir eines Tages sagen werden) unmöglich für sie, in mein Gewissen zu sehen. Noch in der selben sechsten Klasse hörten meine Streiche schließlich auf, ich lernte mein Verhalten kritisch zu beurteilen, schnell erwachsen zu werden, mich auf den Komsomol vorzubereiten und mich endlich als verantwortungsbewussten Menschen zu fühlen...

Die Schule hatte ihr ganz eigenes ereignisreiches Leben. Ich freundete mich mit unserer Englischlehrerin an. Sie kam zu Beginn der siebten Klasse an die Schule, nur trat sie ihren Dienst nicht am ersten September, sondern erst zum Monatsende an. Englisch lernten wir schon seit der fünften Klasse,

allerdings war sie von unseren Kenntnissen in diesem Fach geradezu entsetzt. Eines Tages kam sie in einem Mantel und einem schönen Hut zur Schule, wie uns Mädchen jedoch schien, mit nackten Beinen. Sie zu fragen wäre uns unangenehm gewesen, wir fingen an zu rätseln, ob sie Strümpfe trage oder nicht, noch war während des Unterrichts der richtige Zeitpunkt für jedwede Erklärungen. Entweder erriet sie es oder vernahm unsere Verhandlungen, kam zum ersten Schreipult und sagte nur: — Fasst ruhig an, ich trage Strümpfe, man nennt sie Nylonstrümpfe. Noch sind sie eine Seltenheit bei uns, doch bald schon, Mädchen, werdet ihr sie alle tragen. Es ging ein Raunen durch die Klasse, sogar die Jungs zeigten sich interessiert. Eines der Mädchen sagte: — Soja Fjodorowna, wissen Sie denn nicht, dass uns nichts erlaubt wird, wir dürfen nicht einmal in »Filperstrümpfen« (aus dem franz. — Fil de Perse — ein sehr kostbarer feiner Baumwollstrumpf und Vorgänger des Nylonstumpfs), ohne die Erlaubnis unseres Klassenlehrers, zu einem festlichen Anlass in die Schule kommen, und Sie sagen so etwas.

Ein Jahr später passierte ihr, wie mir schien, eine Tragödie — sie heiratete. Das Wort Beamter existierte damals nur in der Literatur, das Volk nannte sie Vorgesetzte, oder öfter noch — Staatsbürokraten. Mit meinen vierzehn Jahren war mir völlig unklar, wie man einen solchen Mann heiraten konnte — keinen Piloten, keinen Matrosen, sondern irgendeinen Mann, der nicht lieben konnte, dem dies sogar nicht zustand. Wie konnte sie sich in so jemanden verlieben? Er aber hatte tatsächlich eine Tragödie hinter sich, seine junge Frau starb und hinterließ ihm drei Vorschulkinder. Ich dachte über all das nach und sagte zu mir — die Kinder sind das Wenigste, aber wie wird sie, die Schönste, Eleganteste, mit ihrer Maniküre und den modischen Strümpfen, wie wird sie leben, noch dazu nicht einmal in der Stadt leben, sondern in Scharowitschi (Dorf in der Nähe von Rudnja). Die Leute sagten, man bot diesem Mann eine neue Wohnung in der Stadt an, er aber trat sie an eine andere Familie ab und mietete ein Dorfhaus. Wie also würde Soja Fjodorowna in einem Dorfhaus leben, den russischen Ofen einheizend, wo doch sonst Mischa Woltschkows Mutter ihre Sachen wusch und bügelte? Mir schien, meine Lieblingslehrerin beging einen, mir selbst unbegreiflichen, Verrat an mir. In jenem Alter kam mir die Liebe einem überirdischen Raume gleich, der schon gar nicht in eine Dorfhütte passte...

Das Schulleben nahm seinen Lauf. Soja Fjodorowna setzte ihre Arbeit auch nach der Heirat fort und wir, die 7b, erhielten einen neuen Klassenlehrer, einen Mathematiklehrer, den gerade erst diplomierten, Vitali Vitaljewitsch Sinjawski. Was waren wir stolz darauf, den jüngsten und einzigen jungen

Lehrer an der Schule zu haben. Man bedenke, unsere Schule gehörte der Nachkriegszeit an, in der es eine Menge älterer Schüler gab. Ich hatte eine Klassenkameradin, Julia Pisareva, ihre Schwester Valja, in der neunten, war im gleichen Alter wie unser Mathematiklehrer. Natürlich wollten alle Mädchen Sinjowski gefallen, doch Valja verliebte sich tatsächlich in ihn, ihre erste Liebe. Am Ende des Schuljahres wusste bereits die gesamte Schule über ihre Gefühle Bescheid. Der Lehrer ging sehr delikant mit ihr um, hörte sogar auf, sie an die Tafel vor zu bitten, und nach der Sommerpause, gleich zu Beginn des neuen Schuljahres, schnitt sich Valja ihre Adern auf. Die Ärzte konnten sie zwar retten, doch kehrte sie zur Schule nie wieder zurück. Ich weiß nicht, ob sie ihren Abschluss noch gemacht hatte, denn nach diesem Unglück zog die Familie Pisarev nach Kaliningrad. — Solcherart also waren »Die zauberhaften Schuljahre«...

Bis zu meiner Abschlussprüfung dauerten die Schulwunder noch an. Wie ich bereits erwähnte wuchsen sowohl ich als auch meine Kameraden als gesunde Kinder heran, weshalb kaum jemand die Schule je versäumte. Folgendes Ereignis trug sich in unserer neunten Klasse zu: Inka Olechnovitsch fehlte bereits drei Tage lang. Sie gehörte nicht zu den besten Schülerinnen, doch lernte sie problemlos und war ein sehr sympathisches Mädchen. Plötzlich kommt unser Schuldirektor, Ilja Fjodorowitsch, in die Klasse und sagt: — Kameraden, ihr seid nun schon alle erwachsene Menschen, ich bin gekommen, um euch zu sagen, dass eure Inka nicht mehr in die Schule zurückkehren wird, sie heiratet. Wir sprangen, mit den Deckeln der Schreibpulte scheppernd, von unseren Sitzen auf und stellten uns um den Schulleiter herum. Er erzählte uns, Inkas Auserwählter sei vier Jahre älter als sie, schloss soeben die Militärgrenzschutzschule ab und wurde an den Grenzschutz zugewiesen. Ferner bot man dem jungen Offizier an, als verheirateter Mann den Außenposten anzutreten. Beide kannten einander seit ihrer Kindheit, seit der Zeit der Evakuierung. Die Eltern teilten ihr gegenseitiges Einverständnis mit und brachten die jungen Leute zusammen. Inka war zwei Jahre älter als ich, doch ganz sicher noch keine achtzehn, das wusste ich genau. Dennoch wurden sie getraut.

Unser Schulleiter war noch nicht fort, als jemand ins Klassenzimmer stürzte und rief: — Was sitzt ihr da? Inka und der Leutnant sind im Fabrikationsgeschäft und kaufen eine Baumwolldecke. Lasst uns laufen. An Unterricht war jetzt natürlich nicht mehr zu denken, sogar die Jungs liefen mit. Als unsere Schar den Laden stürmte, war die Verkäuferin bereits dabei, eine riesige doppelschichtige schwere chinesische Baumwolldecke, in dunkler

Kirschfarbe, zu schnüren (andere gab es in Rudjna noch nicht). Fröhlich aber sehr verlegen schaut uns Inka an, wir erkennen sie nicht wieder: sie ist gleich den Elite-Damen der Stadt gekleidet und trägt einen warmen taillierten Gabardine-Mantel in Glockenform, einen Fuchskragen auf den Schultern, einen kleinen eleganten Hut und Stoffstiefel (mit eingesetzten Holzabsätzen). Ich war nicht neidisch auf sie. Ja, sie geht weit weg, doch nur zu irgendeinem Außenposten und nicht in ferne Länder. Also warte ich noch ein wenig.

Sinjawski brachte uns bis zum Abschluss, kehrte in seine Heimatstadt Smolensk zurück und unterrichtete dort, bis zu seiner Pensionierung, Mathematik am Pädagogischen Institut. Bei meinem letzten Besuch stießen wir zufällig aufeinander, denn, wie sich herausstellte, wohnt er heute in der selben Einfahrt wie auch meine Schwester. Auf Grund der unerwarteten Begegnung schrie ich sogar auf, er aber sagte: — Grüß dich, Tassja! Ich antworte ihm: — Wie ist es möglich, dass Sie mich wiedererkannt und, durch solch ein langes Leben hindurch, sogar noch meinen Namen wussten? Hast du denn vergessen, Mädchen, dass ihr meine erste Abschlussklasse wart, und ich euch deshalb alle, mit Vor- und Nachnamen, in Erinnerung behielt. Welch teure Begegnungen gibt es doch im Leben!

Bis zu diesem unverhofften Treffen meines Lieblingslehrers vergingen jedoch noch lange Jahrzehnte meines Erwachsenenlebens. Ich aber kehre noch einmal in meine weit entfernte Nachkriegs-kindheit, eine von Neuem begonnene Kindheit des Jahres 1944, zurück.

Meinen persönlichen Tag des Sieges beging ich bereits mit dem Verlassen des Waldes und des Partisanentrosses.

Vor meiner Einschulung folgten noch einige ungewöhnliche Jahre ohne Krieg und ohne Wald. Tschechows Worten: — Es gab in meiner Kindheit keine Kindheit — kann ich keinen Glauben schenken. Es ist nicht wahr, es gab sie, ich kannte nur nichts anderes, und selbst sie hatte ihre Festtage. Der erste war der Umzug aus dem Graben und dem Zelt in ein echtes Haus. Der zweite Feiertag ereignete sich, als auf der Straße unweit unseres Hauses eine Säule mit einem Lautsprecher errichtet wurde, eine schwarze Schüssel mit Sender, die für mich ein völlig neues Leben einläutete. Unzählige Stunden verbrachte ich an dieser Säule mit ihrer schwarzen Schüssel, welche zu meiner neuen Schule, meiner ersten Reise ins Leben wurde. Ich hörte alles hintereinander: Botschaften von der Front, »Die Radiostunde der Roten Armee«, Pamphlete-Monologe von Dychovitschny und Lentsch (führende Schauspieler und Radiosprecher jener Zeit) sowie Militärmusik und Militärlieder. Seit Ende 1944 wurden unsere Straßenlautsprecher auch in Wohnhäusern installiert.

Welch große Freude: Jetzt konnte man auf den Ofen klettern, sich hinter der »Djeschka« verstecken (so nannte Großmutter den Behälter zum Brotbacken) und zusammengerollt zuhören, zuhören, zuhören — wenn nur die Familienmitglieder nicht immer stören würden. Doch sie störten und waren nicht im Geringsten interessiert an dieser Lebensart. Völlig unerwartet kam mir die Großmutter zu Hilfe. Sie interessierte sich nämlich für das Programm »Am Mikrofon des Theaters«. Meine ungeliebte Großmutter wurde plötzlich zu einer Gleichgesinnten. Besonders schön waren lange Winterabende. Sie warf Kohlen nach, gab allen den Befehl still zu sein und setzte sich an das Spinnrad, denn ohne zu arbeiten konnte diese Halb-Bäuerliche, Halb-Bürgerliche nunmal nicht existieren. So verstummte das Haus unter dem Rhythmus des sich drehenden Rades und Kraft des eigenen Verstandes, nahm jeder von uns dieses schwer zu begreifende, entfernte Leben, das aus der schwarzen Schüssel herausfloss, wahr, unbegreiflich zwar, doch aufregend.

Mehr noch, ich begann für Gedichte zu schwärmen. Poesie wurde mit der Zeit zur Leidenschaft meines Lebens. Zuerst waren es Themen und die Poesie der Front. Gedichte lernte ich schnell, samt ihren Autoren: Simonov, Tvardovsky, Kedrin und viele, viele andere, doch mit besonderer Aufregung harrete ich der Meister des künstlerischen Vortragens: die großen Katschalov und Smirnov-Sokolskij. Ihr Einfluss war es, der mich für die Melodeklamation erwärmte. Tolja Prokopkin und ich waren das berühmteste Kinderpaar auf allen Stadtfesten und festlichen Konzerten. Tolja's Vater brachte aus Deutschland ein Akkordeon mit und stellte sich sehr schnell vom traditionellen Bajan auf dieses schöne Instrument um. Wir konsultierten Lehrer und suchten nach geeigneter Musik für meine Lesung auf der Bühne. Von Gorki mochte ich: ...Bürgerin und Mutter, die an ihren Sohn und an ihr Vaterland dachte: Ihr Sohn, ein schöner Mann des Frohsinns und der Rücksichtslosigkeit, stehend an der Spitze derer, die die Stadt zerstörten... Aus »Die Hornisse«: ...Vater und Sohn vergaßen Zeit und Ort, vergaßen sogar, dass sie Feinde waren... Immer noch war das militärische Thema das Wichtigste bei unseren Auftritten: »Russischer Charakter« von Alexej Tolstoi, Gedichte unserer Landsleute Tvardovsky und Isakovsky und natürlich Gedichte von K. Simonov: »Sohn des Artilleristen« ...Du Erinnerst dich, Aljoscha, die Straßen von Smolensk... Und wie liebten meine Zuschauer, mein Publikum, Boris Kornilovs »Nachtigall« ...das goldene Lied der Nachtigall es wird erlösen...er nimmt am äußersten der Fenster Abschied, sein Rock aus Vorkriegszeit und dünnem Tuch, durchnässt, in Falten liegend... Für mich waren es nur Gedichte, für meine Zuhörer Erinnerungen an ein vergangenes Leben.

Welche Freude sie erfüllte durch das gesagte Wort, wie sie in der halb beleuchteten Halle inne hielten und weinten vor Glückseligkeit, bleibt mir für immer unvergesslich.

Nie hätte ich gedacht, dass diese künstlerischen öffentlichen Auftritte mir eines Tages hilfreich werden könnten. Mit Blick auf die Zukunft kann ich sagen, für mein Erwachsenenleben waren meine ersten Kontakte zum Publikum sowohl für meine Vorträge als auch in der Lehrtätigkeit sehr von Nutzen. Als Dozentin kam ich nicht nur zu militärischen Einheiten und Divisionen, ich nahm an Bezirkstreffen von Propagandisten teil, traf etliche Mitarbeiter und freischaffende Dozenten Leningrads, von denen es etwa sechstausend gab: Lehrkräfte militärischer Abteilungen der Leningrader Institute, der staatlichen Universität, aller Militärakademien und Hochschulen etc. Gemäß meiner Pflicht sollte ich nicht nur bei den Vorträgen meiner Kameraden zugegen sein, sondern auch Rezensionen ihrer Reden schreiben. Ich gehe jetzt sehr ins Detail, doch nur auf Grund eines wichtigen Gedankens für mich, denn niemals, weder in meinen eigenen Vorträgen noch in den meiner Mitstreiter, spürte ich jene Einheit des Sprechers mit seinem Publikum, wie ich einst als Schülerin den Kontakt zum Saal gespürt hatte. Es lag eben nicht an mir, sondern am Auditorium...

Menschen, die den Krieg überlebt hatten, waren anders. Sie waren großzügig, gleichzeitig aber gierig nach dem neuen Leben, welches ich in ihrem Kreise stets als angenehm empfand. Was mir die Familie nicht geben konnte, das gab mir meine Umgebung, der meine unendliche Dankbarkeit gebührt. In diesem Zusammenhang möchte ich von einem weiteren Ereignis der Freundlichkeit, die mir widerfahren ist, erzählen. Wer von uns kennt nicht das Gefühl von Heimat? Noch jetzt lässt es mich nicht los. Es war nicht überraschend, dass, obwohl der Krieg noch nicht zu Ende war, die Juden, die von Rudnjas Befreiung hörten, begannen, sich in die heimatlichen Ruinen ihrer Kleinstädte zurückzugeben. Es kehrten zurück die Chernobrody, Skoblo, Lejnny, Nissinbergs und Mejjzjyns. Die lang erwartete Tante Bassja bezog wieder ihr prachtvolles Haus und schließlich auch die Legende des prunkvollen Lebens der Vorkriegszeit, die Schneiderin Madame Levinson. Meine Großmutter Anna Grigorjevna erkannte das Talent dieser Meisterin jedoch nicht an, nannte sie »Portnicha (Schneiderin) -Yanicha« (Wortspiel) und fand, dass sie selbst nicht schlechter nähte.

Sodann fanden sich weibliche Enthusiasten, die beschlossen, mir ein Konzertkleid zu nähen. Sie veranlassten Mutters Vorgesetzte, ihr einen Bonus gutzuschreiben — was seinerzeit keineswegs üblich war. Nachdem sie das

Geld erhalten hatten, gingen sie mit mir in das kürzlich eröffnete Kaufhaus, um den Stoff auszusuchen. Ich konnte mein Glück nicht fassen und wollte natürlich ein Kleid mit Blumen und Rüschen. Die Damen erklärten mir, dass Blumen für die Bühne nicht geeignet seien und die Robe festlich sein müsse. Sie wählten einen dunkelblauen Stoff mit einem schimmernden Seidenglanzfasen. Das Kleid war gelungen. Madame, die verstand, dass das Kleid für mehrere Jahre im Voraus genäht werden müsse, geizte nicht mit Abnähern und Falten. Schön waren auch die mehrschichtigen weißen Manschetten und ein ebenso weißer Kragen, mit glänzenden Perlen verziert. Großmutter sah sich nun gezwungen, dazu passende Pantoffeln für mich zu nähen — ich konnte schließlich nicht mit Planenstiefeln von den Füßen eines Fremden auf die Bühne gehen, die ich zu jener Zeit trug.

Ich wusste noch nicht, wer die Szhepkina-Kupernik war, noch waren mir ihre Worte bekannt — man könne einen Menschen finden der mit den Tränen deiner Trauer weint, aber selten nur auf einen Menschen trifft der mit den Tränen deines Glückes weinen würde.

— Eben solche, bis ans Ende meiner Tage, unvergessen Tränen flossen. Als ich so elegant die Bühne betrat, empfing das Publikum mich stehend: Einige applaudierten, andere weinten und wischten sich die Tränen mit den Ärmeln ab. Die allgemeine Aufregung ging auf mich über, sodass auch ich anfang zu weinen. Woher nur sollte ich wissen, dass dieser Applaus und diese Tränen nicht mir, sondern dem Kleide galten welches ich trug. Das Kleid, es wurde zu einem Symbol des Sieges, zu einer Hymne auf die Hoffnung, einer Hymne auf die Zukunft eines besseren Lebens. Für mich bedeutete es ein persönliches Fest in ihrer, der Stadtbewohner, Ausführung. Hätte mich nach all dem noch jemand als ein unglückliches Kind bezeichnen können?

Seitdem spreche ich mit meiner Schneiderin nicht mehr vom Nähen, sondern ich drücke mich aus, wie es im Altrussischen üblich war und sage »spravits« (feiern). Ozhegov zufolge (Sergej Iwanowitsch Ozhegov — Sprachwissenschaftler und Verfasser des russischen Wörterbuchs, zu Beginn des 20. Jh.) bedeutet es sowohl: »zu kaufen« und »zu erwerben« als auch »zu feiern«, was den eigentlichen Sinn beschreibt. So ziehen sich diese kleinen Feiertage durch mein Leben, wenn ich mich anschicke, etwas umzunähen oder zu erwerben und bin mir sicher, dass meine Töchter und meine Enkelin keine solchen Feiertage kennen. Ihre Anschaffungen sind für sie alltäglich und gewöhnlich, und ich weiß nicht, ob ich darüber glücklich oder betrübt sein soll.

So lebte das einzige festliche Kleid sein Leben fortan weiter. Mit der Zeit begann es, in dem Maße zu schrumpfen, in welchem ich gewachsen war,

trotz der Falten und Abnäher, bis es sich durch Madames Bemühungen in ein Sommerkleid und in den letzten Schuljahren in einen Rock verwandelte.

— Ich habe daran gedacht, den Rest Ihres (sie siezte immer alle) Materials aufzuheben, er wird als Einsatz dienen, und wir werden noch ein wunderschönes Röckchen tragen. — sagte Madame, Tante Sonja. Sie erlaubte schließlich, »Tante« genannt zu werden, obwohl ihr »Madame« lieber war. Tante Natascha Rogozhinskaja, eine Freundin meiner Mutter, nähte zu diesem Rock eine weiße Bluse aus Batist und verzierte sie geschmackvoll mit einer kleinen Stickerei. Ich trug dieses Gewand nicht nur bei Konzerten, sondern auch auf Schulfesten. Meinen verspäteten Dank an Madame Levinson, ich danke Ihnen, Tante Sonja, danke für Ihre warmherzige Teilnahme an meiner Kindheit.

Wenn »Madame« ihren eigenen Namen, Sonja, trug, so besaß ich viele Namen. In jenen Tagen war Anastasia ein in Vergessenheit geratener und aus der Mode gekommener Name. Wie hatte man mich nicht nur genannt: Ana, Assja, Tassja, Stassja, Taja, mit meinem richtigen Namen wurde ich nur bei drei Organisationen angesprochen: in der Schule, in der Bibliothek und auf der Bühne. Im Laufe der Zeit setzte sich Tassja in der Familie durch und bei den Freundinnen Taja. Jedoch blieb bis zum Tod meiner Mutter eine weitere Art meines Namens bestehen: Man nannte mich »Shenja Lisowskaja's Datschka«. Nicht Dotschka (Tochter), sondern Datschka — auf weißrussische Art. Shenja heiratete, ließ sich scheiden und wurde zur Malaschenkova, nur wollten die Alteingesessenen ihren neuen Nachnamen nicht anerkennen, und so blieb sie die Lisowskaja bis zu ihrem Ableben.

Ich kann nicht sagen, womit es zusammenhängt, dass wir von je her als jemandes Töchter und Söhne gelten. Historisch betrachtet waren wir allesamt Kinder der Ivanovs und Petrovs — was womöglich dem Einfluss Weißrusslands, dessen Grenze nur zwanzig Kilometer von Rudnja entfernt liegt, zuzuschreiben wäre, vielleicht auch der jüdischen Engstirnigkeit oder der Synthese aus beidem, die es vermochte, die schwindenden Traditionen zu bewahren, welche in den Großstädten längst nicht mehr vorhanden waren. Es gab einen lustigen Vorfall, die »Datschka« betreffend: Ich reiste vor nicht allzu langer Zeit Ende September nach Hause. Eine mir unliebsame Zeit, stets feucht und bewölkt. Gut, dass meine Töchter mir geraten haben, in einem leichten aber warmen, ärmellosen Pelzmantel zu fahren, der bis zu den Fersen reicht und innen mit Fell gefüttert ist. In diesen Pelzmantel gehüllt, nahm ich mir vor, die heimatliche Straße entlangzugehen. Die Häuser sind noch die gleichen geblieben, nur die Menschen, die sie bewohnten, waren mir nicht mehr be-

kannt. Vielleicht die neu herangewachsenen Generationen, oder man besiedelte sie mit neuen Einwohnern. Es war die Zeit des Zusammenbruchs der Kolchosen, der die Menschen zwang, ihre Häuser zu verlassen und in die Städte zu ziehen. Ich beschloss, nicht ins Zentrum zu gehen, sondern zuerst in die entgegengesetzte Richtung, zu meiner ersten Schule — dem aus vier Zimmern bestehenden Häuschen. Das letzte Mal, als ich dort war, entdeckte ich eine Fernsehantenne auf dem Dach, also bewohnt es jemand.

Im Hof wartet meine Mutter in selbst genähten roten Burkas (Stoffstiefeln), mit alten und alles andere als sauberen Gummigaloschen überzogen, auf mich. Sie sagte: — Zieh deine Stadtschuhe aus und meine Burkas, die ich zur Gartenarbeit trage, an. Ich wollte meine Mutter nicht beleidigen, also zog ich die Schuhe um und ging den Schulweg entlang, jedoch nicht auf der Hauptstraße, sondern nahm den unteren Pfad. An einem der Häuser unterhielten sich lauthals und fröhlich drei Frauen. Plötzlich sagte eine von ihnen: — Schaut, eine Zigeunerin im Pelz treibt sich bei uns rum! Lässt sich denn dafür so viel Geld verdienen, meine Damen? Gestohlen, das ist sicher! — Du meine Güte, sagt die andere — und ich habe meine Hütte nicht abgeschlossen. Ich muss laufen! Die dritte fasst beinahe ängstlich zusammen: — Mädchen schaut nur, sie trägt die roten Burkas von Shenja Lisowskaja! Sie ist ihre Datschka aus Deutschland, also ist sie hier. Ich hör mir das an, gehe vorbei und grüße. Die Mutigste von ihnen spricht mich an: — Und, wie gefällt es dir dort in deinen beiden Deutschlands? — Danke, antworte ich, Sie wissen doch, dass unser Deutschland vereint ist und wir es alle gut haben. — Wir habenes noch besser! Und was ist mit Geschenken? — Natürlich. Bitte kommen Sie zu uns. Ich habe alles zum Tee und Kaffee mitgebracht. — Nee.... Nee... Nee... — zieht die Gesprächigste von ihnen in die Länge, — euren Kaffee mögen wir nicht, wir sind an unseren mit Zichorie gewöhnt. Er ist viel mehr von Nutzen als der eurige. Dann wieder ihr lang gezogenes: — Nee... wir statten Shenja später einen Besuch ab, wenn du wieder weg bist.

Dieses »Nee« versetzte mich sogleich in die Alpenstadt Garmisch-Partenkirchen, die 110 Kilometer südlich von München liegt. Mehrere Jahre lang unterrichtete ich dort an einer amerikanischen Schule für Militärdolmetscher Russisch. Ich kann mich erinnern, wie schwierig es für einen Ausländer war, unsere Verneinungen »Nicht« und »Nein« zu begreifen, den Unterschied zwischen »muss« und »notwendig«, »warum« und »weshalb« zu verstehen. Zu Beginn des Kurses sagten sie: — Heute fühle ich mich nicht irgendwie. Oder sie konnten nicht verstehen, warum die Russen sagen, dass es ihnen nicht wichtig geht (nicht gut geht). — Wieso? fragten sie überrascht, Ge-

sundheit das ist doch sehr wichtig! Für sie, die sich an das bequeme »to go« gewöhnt hatten, war es sehr schwierig, unsere Bewegungsverben zu erfassen wie — kam, ging, ging herein, ging heraus, ging zurück, ging herum... Schließlich nahmen wir diese Hürden, und am Ende des Kurses kamen solche Fragen nicht mehr auf. Ich bin sicher, hätten meine ehemaligen Studenten die Nachbarinnen meiner Mutter getroffen, wären sie imstande gewesen, unseren Russinnen die »hohe Meisterklasse der russischen Sprache« zu präsentieren.

Der Generation meiner Mutter in ihrer Heimatregion Smolensk blieb allerdings noch das »Sie« der russisch-literarischen Sprache erhalten. In ihrer Alltagssprache ist man dort heute noch nicht weit von dieser Nachkriegszeit entfernt. Schon sehr früh lernte ich »Russisch« von »Russisch« zu unterscheiden. Bücher halfen mir dabei, meine Deklamationen der vielen Stücke, die ich auswendig lernen musste, naturgemäß die Schule und ihre begnadeten Lehrer. Wenn ich mich damals über einen einheimischen Sprecher ärgerte, so erfüllt es mich heute mit Rührung. Zu Hause in Moskau landend, fahre ich zum Weißrussischen Bahnhof und löse eine Fahrkarte nach Smolensk, doch nicht mit dem schnellen, komfortablen Zug Moskau — Berlin, sondern mit einem gemächlichen, kleinen Passagierzug, ausschließlich mit meinen Landsleuten gefüllt.

Ich weiß, es ziemt sich nicht, doch werde ich sie belauschen, ihren ruhigen Gesprächen heimlich folgen. Mich interessieren ihre Themen, aber auch ihre russische Sprache. Junge Leute sprechen inzwischen ein reineres Russisch als die alte Generation, nur der weißrussische Akzent bei der Aussprache der Wörter ist geblieben. Sie sagen nicht mehr: »tsi da, tsi ne?«, sondern sprechen es richtig aus: »ist es so?« Manchmal rutscht in ihre Rede noch das weißrussische »dsja«; »ja« statt »e«, »a« statt »ja« usw... und plötzlich kommt mir ein weißrussisches Gedicht in den Sinn:

Hör, der Kuckuck im grünen Walde.
Die Mutter zog ihr Kindlein auf.
Hör, der Kuckuck im grünen Walde.
Sie wusste nicht was bald aus ihm werden wird,
wenn es einst erwachsen ist.

Wahrlich, die Mutter ahnte nicht, was aus ihren Kindern werden würde. Die Zukunft hätte auch nicht eintreten können: Dem kurz nach dem Krieg auf die Schnelle verabschiedeten grausamen Gesetz nach wurden alle Bürger,

die unter der Besatzung standen und für den Feind arbeiteten, entlassen. Galina und ich sowie Nadjuschka hatten keinerlei Anspruch auf Pensionen für die verstorbenen Väter und auch auf keine sonstigen Leistungen. Die Großmutter erhielt eine kleine Rente für ihren Sohn Dmitrij, einen Piloten und Leutnant, der am Tag des Sieges, am 9. Mai 1945, starb. Er flog zu einer Mission, wurde den Eltern gesagt, und kehrte nicht zurück. Wir lebten von dem Gehalt meiner Mutter, und als auch das weggefallen war, kam zu unserer halbverhungerten Kindheit echter Hunger dazu. Ich verachte die Worte eines proletarischen Schriftstellers, der sagte — Der Mensch steht über dem Sattsein — dies konnte nur jemand schreiben der dieses Gefühl nicht kannte...

Weh und Wunder gingen Hand in Hand in meiner Kindheit. Das Wunder geschah, als eines Tages ein seltsamer Onkel zu uns nach Hause kam (ich entsinne mich nur, er trug eine Mütze ohne Visier und ohne Bänder) und brachte meiner Mutter ein neues, unbeschriebenes Arbeitsbuch, mit welchem sie im Getreidewerk Zagotzerno wieder eingestellt wurde.

Für mich hätte die Zukunft tatsächlich nicht mehr anbrechen können aus noch einem anderen Grund, einem schrecklichen Vorfall, denn nur zwei Monate vor meiner Einschulung hatte meine Mutter mich fast umgebracht. Sie schlug nicht nur auf mich ein, sie prügelte mich beinahe zu Tode. Und es geschah wieder ein Wunder: Ich habe überlebt und bin nicht einmal zum Krüppel geworden. Mir ist bewusst, ich hatte Schuld daran...

Unsere gesamte Kireev-Straße war miteinander befreundet, angefangen bei meiner kleinen Schwester bis zu den 14 Jahre alten Soldatenkow-Brüdern. Mit den Jungen spielten wir Schlagball. Übrigens waren uns die Jungs in ihrem Entwicklungsstand nicht wesentlich voraus. — Gena, frage ich einen der Brüder, hast du gehört, es wird irgendwann mal Fernseher geben? Weißt du überhaupt, was das ist? — Natürlich, antwortet er, klettere auf die Stange des Lautsprechers, löse die Schraube, die sich in seiner Mitte befindet, und du wirst dort eine lebende, hüpfende Ballerina entdecken.

Mit den Jungs jagten wir also dem Ball nach, bis es dunkel war, mit Galja Sedneva, die im Handstand gehen und in der Brücke stehen konnte, formierten wir uns zu Menschenpyramiden, was sehr angesagt war zu jener Zeit. Ich konnte am besten lesen und versuchte, alle dafür zu begeistern. Doch vergebens, denn an Märchen glaubten die Kinder unserer Straße nicht, und weder die »Frontskizzen« noch »Die Vierte Höhe« von Elena Ilina oder »Es geschah bei Rovno«, wie mir schien nahe und verständliche Kriegsthemen für sie, wurden angenommen — sie waren weder in der Lage, sich zu konzentrieren noch zuzuhören.

Mich verlangte es danach, wenigstens den Mädchen eine Freude zu bereiten. Zu verschenken gab es nichts, also beschloss ich, die einzige festliche Bluse meiner Mutter in Bänder zu schneiden. Sie gerieten wunderschön, und unser kleines Fest war, wie ich dachte, gelungen. Unvergesslich, dieses Material: weiße Fallschirmseide mit weißen vorgewölbten Quadraten, die winzige Blumensträuße in Gelb, Rot und Blau zierten. Mir blieben die Beeren...(russisches Sprichwort: »die Blümchen« stehen für ein leichtes Los, »die Beeren« für ein hartes)...

Mutter schlug mit einem Satteltgurt auf mich ein (meiner Enkelin, die im letzten Sommer ihren 12. Geburtstag feierte, nachdem sie ihre erste B1-Russischprüfung durch die Universität St. Petersburg bestand, erklärte ich, was ein Satteltgurt ist). Sie schlug mich bis zur völligen Erschöpfung, bis meine Augen, Nase und Mund verschwanden und ich mich in eine blutig-braune Masse verwandelte. Genauer gesagt schlug sie nicht mich, sondern sie legte in jeden ihrer Schläge all die Bitternis ihres erfolglosen Lebens hinein, all die Verluste, alles unerfüllte Glück, welches sie schließlich niemals kennenlernte, als ganz zu Beginn eines möglichen glücklichen Lebens sie durch den Verlust meines Vaters zur Witwe wurde. Mir zur Rettung kam meine ungeliebte Großmutter. Sie sorgte nicht nur dafür es geheim zu halten, sondern auch mich sicher vor den Nachbarn zu verbergen. Wir lebten damals ein beinahe bäuerliches Leben, das Haus stand immer offen, jeder konnte kommen und gehen, wann er wollte. Am meisten fürchtete Anna Grigorjevna Tante Nina Kozlova, die Frontkrankenschwester. Später sagte Großmutter zu mir: — Wenn Nina dich so gesehen hätte, würde sie meine Shenka auf der Stelle erschossen haben. Die Angst war groß. Sie schaffte einen großen Heuhaufen in das Hinterzimmer und einen noch größeren in den Garten, weit weg von den Augen der Nachbarn. Ihre Behandlungen waren professionell. Zuerst tränkte sie mich mit einer Pipette. Als sich meine Lippen etwas entspannten, machte sie Schwämme aus Verbandsmaterial und tränkte mich, indem sie sie mit Wasser benetzte. Essen und trinken konnte ich erst später.

Auch hier kam das deutsche Sackleinen wieder zum Einsatz. Großmutter breitete es aus, füllte es mit Blättern von Klette, Wegerich, Minze sowie überbrühten Brennesseln und wickelte mich darin ein. Mein Gesicht setzte sie mit gedämpften Handtüchern und einigen von ihr zubereiteten Salben wieder instand. Lange Zeit konnte ich nicht sprechen, nur winseln wie ein weinendes Hündchen. Morgens trug Großmutter mich in den Garten. Als einen verlassenen, winselnden Welpen entdeckte mich dort ein wunderschöner gelbge-

fiederter Pirol, der uns den Sommer über beehrte. Ganze Tage lang sang er mir seine Schlaflieder und rettete, so schien mir, auf diese Art mein Leben.

Die Rückkehr ins Leben dauerte lang. Ohne die Hände meiner Großmutter und ihrer Kräutergrützen hätte ich nicht überlebt. So also endete mit fast sieben Jahren meine Kindheit. Aus einem fröhlichen und sorglosen Tierchen wurde ich zu einem völlig freien und unabhängigen Menschen. Meine Mutter kam nie wieder auch nur einen Meter an mich heran. Es gab zwar Momente, in denen sie immer noch versuchte, mir das Küchentuch über den Kopf zu ziehen, aber es belustigte mich eher. Ich konnte auf sie zugehen, ihre Hand auf den Rücken drehen und flüstern — wage es ja nicht! — und sie wagte es nicht...

Meine Einstellung zu meiner Großmutter sowie unsere innere Beziehung zueinander hatte sich stark verändert. Ich verstand natürlich, sie hätschelte mich, weil die Angst um ihre furchtbare Tochter, unsere Ernährerin, groß war. Zum einen kamen die strengen Gesetze der damaligen Zeit in Betracht, zum anderen fühlte ich Großmutter's Herz in gewisser Weise erweichen in diesen harten Wochen und Monaten, sodass sie nie mehr wagen würde zu sagen: — Wozu denn dieses jüdische Kind in der Familie? Wie auch immer, doch während dieser Zeit wurde aus der ungeliebten Großmutter die mir am nächsten stehende Person im Haus, wir verloren beide unsere innere Entfremdung, obwohl wir natürlich nie darüber sprachen, und ich lernte das Wort »danke« zu sagen.

Die Zeit und meine Großmutter heilten meine Wunden, ich wurde eingeschult. Meine erste Klasse glich einer »Jasnaja Poljana« (»Helle Lichtung« — Leo Tolstois Geburtsort) für Bauernkinder, es gab keine Bücher, keine Hefte, kein Schulgeld, nicht einmal normales Papier. Zwei Klassen zwängten sich in einen Raum, unsere erste und die vierte. Es gab nur eine Lehrerin, Maria Petrowna Korbankowa, und ausschließlich eine Petroleumlampe. Diese Lampe mit ihrem beschichteten Glas wurde zum Symbol meiner Kindheit und zum kostbarsten Gegenstand, sowohl in der Schule als auch zu Hause. Im Klassenzimmer kämpfte ich mich, wenn nötig mit Fäusten, näher an die Stelle, wo sie stand, zu Hause ging der Kampf mit Großmutter jeden Abend weiter um das Recht, so lange zu lesen, wie ich wollte, nur hatte sie ihrerseits den »Willen«, Petroleum zu sparen.

Der zweite Grund für meine »Abspaltung« von der Familie war meine Nichtteilnahme (laut Großmutter), das »Distanzieren« von der häuslichen Arbeit. Es stimmte. Ich mochte es weder zu säen, zu pflügen noch zu ernten, war auch nicht an Familienangelegenheiten und Gesprächen interessiert. Ich

lebte »in mir selbst«, träumte davon, schnell erwachsen zu werden und wegzugehen, in ferne Länder zu gehen. Wie sehr träumte ich nur von ihnen! Bis dahin aber war es meine Freude, zwei Personenzüge mit 15-minütigem Aufenthalt an unserem Bahnhof willkommen zu heißen und zu verabschieden. Es waren die Verbindungen »Moskau — Minsk« und »Riga — Orjol«. Menschen meiner Generation erinnern sich noch einer damals seltsamen Mode: Männer kamen im Pyjama auf den Bahnsteig und die Frauen im Morgenmantel. Es war geradezu wie bei Pasternak: — Bahnhöfe, die wie Motten aus Stein, am Heck der Züge vorüberfliegen. — Drückende Freude umgab mich an dieser Eisenbahnhaltestelle und steigerte nur noch mehr den Wunsch wegzugehen. — Wenn ich einmal erwachsen bin, fertige ich mir einen außergewöhnlich schönen Morgenmantel an und werde weggehen, weggehen in diese sehr entfernten Länder.

Es wird genau die Hälfte meines Lebens vergangen sein, und ich finde mich Kaffee trinkend auf der Terrasse der Universität Marburg wieder, auf dem Markusplatz spazieren gehend in dem Versuch, diese wunderbare, unverwechselbare Stadt mit den Augen des Verfassers von »Schutz des Wissens« zu betrachten, der diese Erzählung 1912 als Student dieser Universität geschrieben hatte. Unser Sprung damals mit meinem Mann, der Sprung durch den Eisernen Vorhang, kam einem Sprung in den Kosmos gleich und war alles andere als feierlich, wie es mir als Kind erschien, sondern schwierig und beunruhigend.

Für all unseren geleisteten Dienst, für die Rente, die wir bereits verdient hatten, welche wir vollständig dem Staat schenkten, als wir das Land verließen, und schließlich für das Zurücklassen unserer Drei-Zimmer-Genossenschaftswohnung in Leningrad, ging die Heimat mit uns recht krude um: Wir durften nur 120 kg Gepäck mitnehmen (bestehend aus Kinderwäsche und -strumpfhosen, einem kleinen Topf und einer kleinen Pfanne) und bekamen die Erlaubnis für meinen Mann und für mich, jeweils 170 Dollar zu wechseln. So also begannen unsere fernen Länder...

Bis zu diesen Ereignissen waren jedoch noch ganze 40 Jahre zu leben, derer ich etliche bis zum Schulabschluss in meiner Familie verbringen musste. Um mich nicht ganz von den häuslichen Pflichten zu entbinden, wurde ich zum Beschaffer unseres täglichen Brotes. Oft stand ich 8-10 Stunden lang in der Schlange an. Ich kam, schrieb mit einem Bleistift die Nummer auf die Handfläche und verbrachte viele Stunden mit Lesen. Manchmal konnte ich irgendwo in der Nähe eines Strauches ein kleines Nickerchen halten. Die friedliche Warteschlange war nur so lange ruhig, bis das Brot an-

kam und man es zu entladen begann. Dann brach sie augenblicklich auseinander und verwandelte sich in eine wütende Menschenmenge mit Geschrei, Kämpfen, Schlägen und furchtbaren Schimpftiraden. Die Stärksten kamen gewöhnlich als Erstes an das Brot. Ein Kind in einer solchen Schlange zu zertrampeln wäre nicht schwer gewesen, doch eines Tages hob mich jemand in die Höhe, und ich konnte den Tresen auf den Schultern der Erwachsenen erreichen. Schlimm nur waren für mich die Worte der satten Tanten, der Verkäuferinnen, wenn sie in die Menge riefen: — Geht auseinander, es gibt heute kein Brot mehr!

Ich weiß nicht mehr, welcher der Dissidenten einst schrieb, er sei in einer Warteschlange geboren. Meinesteils bin ich dem Schicksal dankbar, die Warteschlange überlebt zu haben. Als Erwachsene las ich einst im chinesischen Horoskop, ich wäre ein vom Schicksal verwöhnter Mensch. Lange Zeit lachte ich darüber, doch schließlich schenkte ich diesen Worten Glauben, denn meine Schicksalslinie hätte schon so einige Male reißen können, sie hätte für einen Laib Brot in der Warteschlange abreißen können...

Meine Aufgabe beschränkte sich nicht nur aufs Brotbeschaffen, sondern zusammen mit Großmutter, Galina und Nadjuschka entwickelten wir uns geradezu zu Produzenten von Naturprodukten für den Winter. Während des Sommers durchstreiften wir unsere gesamten Wälder und Sümpfe und sammelten Pilze, Nüsse und Beeren. Viel Freude und Spaß bereitete uns das Sammeln der Nüsse, wir füllten sie in Kissenbezüge und schleppten sie wie Rucksäcke auf dem Rücken. Eines Tages, schon erwachsen, werde ich in Sibirien bei der Zedernussernte dabei sein. Welch harte und schwere Arbeit! In der Gegend von Smolensk wachsen keine Zedern, weshalb wir diese Köstlichkeit auch nicht kannten, als wir Kinder waren. Überhaupt gab es zu jener Zeit weder Köstlichkeiten noch Delikatessen. Ich höre noch Großmutter sagen: — Du bist ja eine Dame, weshalb solltest du Schtschi (Kohluppe) essen, man reiche dir Marzipan! Dieses Wort klang magisch in meinen Ohren, und viele Jahre später in einem Nachtcafé in Vilnius probierte ich schließlich Marzipan zum ersten Mal, mochte es aber nicht. Heute könnte ich das beste Marzipan Salzburgs, die »Mozartkugeln«, so oft kaufen, wie ich wolle, doch ausschließlich als Geschenk, denn selber esse ich sie nach wie vor nicht.

Als zauberhaftester Geschmack meiner Kindheit blieb mir der der Himbeermarmelade, besonders in der heutigen Ausführung meiner jüngeren Schwester. Seinerzeit war es naturgemäß Großmutter, welche die Marmeladenfachkundige war. Uns fehlte es immer an Zucker und Geld, also breiteten wir die gesammelten Preiselbeeren auf dem Dachboden aus und weichten

die Größeren ein. Ich mochte diese Beeren nicht, auch nicht sie zu sammeln. Nach dem Krieg waren die Sümpfe voller Schlangen, so mussten wir lernen, auf jeden unserer Schritte zu achten. — Habt keine Angst vor ihnen, sagte Großmutter, wenn sie zusammengerollt an Baumstümpfen liegen, dann wärmen sie sich in der Sonne auf und werden euch nicht angreifen. — Mir aber zittern die Knie, wenn ich sie sehe. — Lerne die Angst zu besiegen, — war die Antwort der weisen Anna Grigorjevna. Nach dem Sumpf schien das Himbeerpfücken eine Gnade Gottes zu sein. Sie wachsen an Hängen, dort ist es meist trocken und riecht aromatisch nach Sommer. Die Beeren wurden auf »Oneginart« gepflückt. (In Puschkins »Eugen Onegin« gibt es eine Szene, in der den Mägden befohlen wird, beim Himbeerpfücken zu singen, um sicherzustellen, dass keine einzige Beere im Mund landen könne.) Großmutter sagte immer: — Wir sammeln wie immer, einen großen Eimer voll. Vorher steckt sich niemand auch nur eine Beere in den Mund. Dann essen wir, was wir mitgebracht haben, ruhen uns aus, und erst danach sammeln wir Beeren in den Mund, bis zum Umfallen. Wir kamen immer müde nach Hause zurück, und wenn man Preiselbeeren über Nacht im Schrank stehenlassen konnte, so musste man die Himbeeren noch am selben Abend einkochen. Am nächsten Tag, wenn noch Zucker übrig war, kochten wir ein wenig Preiselbeermarmelade mit Kürbis, was auch köstlich war, doch ich träumte immer nur von Himbeermarmelade. Das ging so weit, dass ich im Winter sogar barfuß zum Brunnen ging, um Wasser zu holen, um unbedingt krank zu werden — es half nichts. Ich versuchte Großmutter von Zeit zu Zeit dazu zu bringen, das Haus zu verlassen, aber sie blieb. In Gedanken sprach ich mit ihr und sagte: — Ich werde deine Marmelade nicht stehlen, ich öffne nur das Glas, tauche den Löffel ein und schließe es sofort wieder. Meine Hoffnungen schwanden immer mehr, denn ich wiederhole, sie ist immer zu Hause geblieben.

Oft ertappe ich mich dabei, mich an Großmutter zu erinnern. An ihre kühnen Worte, ihren zu Tränen rührenden Humor und ihre Fähigkeit, sich an kleinen, unbedeutenden Dingen zu erfreuen. Sie war eine Persönlichkeit. Unvergesslich, wie sie es verstand, aus Nichts etwas zu kochen und zu backen, wie sie für uns nähte und wusch. Und wie sie singen konnte! Durch sie lernte ich für mein Leben, sowohl russische Romanzen als auch Volkslieder lieben. Sie sang bei jeder Arbeit. Neben traditionellen und bekannten Liedern auch völlig in Vergessenheit geratene:

Ich trete in das Zimmer ein,
Mein Liebster dort, hält die Rivalin auf dem Schoß.

Verlieb dich nicht, du Schönheit, für ihn ist es ein Spaß.
Er wird dich auch vergessen.
Wie einst er mich vergaß — doch,
Wessen Grab ist dies, bedeckt mit dichtem Gras?
Mit siebzehn starb ein Mädchen, das ausser Liebe, nichts besaß...

Weder die Armut noch unser schwieriger Alltag vermochten es, Großmutter die Lebenslust zu rauben.

Wladimir Bykowski (sowjetischer Dissident und Publizist) brachte es einmal auf den Punkt, indem er den Unterschied zwischen der russischen und der westlichen Armut beschrieb. — Der westliche Mensch ruft dem Passanten zu — bleib stehen und hilf mir, ich bin arm. — Die russische Armut hingegen ist stets geflickt, gestärkt und gut gebügelt. — Großmutter und ich haben das alles durchgemacht: zwei in Silber gefasste Ikonen, ein antiker Kupfer-samowar aus Tula, ein Kupferkessel zum Marmelade kochen und ein riesiger Kupferkrug. All dieser Reichtum wurde stets bis zur Perfektion poliert, ebenso brachte sie uns das Reinigen mit zerriebenen Preiselbeeren oder Ziegelstaub bei. Ich denke, ich wäre jetzt noch in der Lage, einen Ziegel zu Staub zu zermahlen, aber der Wäsche einen hellblauen Schimmer zu verleihen, sie zu stärken und vor allem eine solche Lauge herzustellen, in der die Großmutter viele Jahre lang im Garten in einem in Ziegel eingemauerten riesigen Bottich die Wäsche wusch und auskochte, könnte ich sicher nicht mehr. Ich wäre auch nicht mehr imstande ihr wunderbares Haferflockengetränk zuzubereiten, doch Anna Grigorjevna konnte alles und erledigte alles leicht und schnell.

Sie genoss eine zu hundert Prozent bürgerliche Erziehung und lernte von Kindheit an zwei Dinge: schöne Wäsche zu tragen und die Tradition des russischen Teetrinkens zu wahren. Das Leben nach dem Krieg begann von Grund auf neu, und selbst ein einfacher Stoff wie Chintz, Zelttuch oder Leinen verwandelten sich in ihren Händen in wunderschöne Sachen, die ich heute noch tragen würde... Großmutter schneiderte sowie für sich, als auch für uns, alles selbst — angefangen bei Mänteln über Höschen bis zu Unterhemden. Ihre Schnittmuster waren allerdings nicht gerade vielfältig: Sich selbst nähte sie beinahe bodenlange Hemden und knielange für uns, woraufhin ihre Arbeit des Verzierens begann. Sie konnte hervorragend sticken, sowohl den Kreuzstich als auch glatt, und auf besonders sorgfältige Weise den »Richelieu«-Zierstich. Der Stoff wurde auf Stickrahmen gespannt und das Muster, meistens aus Zweigen bestehend, darauf gezeichnet. Entlang dieser Zeichnung platzierte man Punkte, welche anschließend herausge-

schnitten und lange Zeit geduldig mit der Nadel bearbeitet wurden. Anna Grigorjevna hatte ebenso die Gabe in altfranzösischer Petit Pointe Manier (Punktstickerei) zu sticken, was ein Gefühl für Farbe und Form abverlangte. Vor langer Zeit ersteigerte ich für meine Enkelin auf einer Münchner Auktion ein wunderbares Petit Pointe Gemälde von 1903. Welch zauberhaftes Kleinod! Einen Bruchteil ihrer Kunst konnte Großmutter an Mutter weitergeben, die wiederum mir den »Rokoko«-Zierstich beibrachte. Ihre ganze Kindheit über trugen meine Mädchen, und jetzt auch meine Enkelin, meine für sie bestickten Kleider. Großmutter und Mutter war es nur an langen Winterabenden möglich diese wunderschöne Handarbeit zu pflegen. Mich machte es glücklich, denn währenddessen konnte das Petroleumsparen der Lampe ausser Acht gelassen werden, d.h. auch meine Wenigkeit beim Lesen...

Die russische Kultur des Teetrinkens etablierte sich ebenso bei der bürgerlichen Anna Grigorjevna seit ihrer Kindheit. Es kam für sie einem wöchentlichen Fest der Erholung, der völligen Entspannung und des Fahrenlassens aller Sorge gleich, ihr an jedem Freitag ehrlich verdienter freier Wochentag.

Im Vorgarten stand ein im Boden eingelassener Tisch mit zwei Bänken an den Seiten. Großmutter goss Wasser in den bauchigen Tula-Samowar, dessen gesamte Oberfläche mit eingefassten Orden und Medaillen der Fabrik des Herstellers verziert gewesen war. Zuvor bereitete sie Späne, Tannenzapfen und einen alten Stiefel, um das Feuer anzufachen, und erst danach ging sie ins Haus, um den Tisch zu decken für den Tee. In sehr armen und hungrigen Zeiten tranken wir freitags, nach dem Bad, den Tee mit Salz. Dieses musste man immer tief hinter die Backe stecken, um es ohne herunterzuschlucken so lange wie möglich im Mund zu behalten. Salz hemmte eine Weile den Hunger. Die zweite und dauerhafte Rettung vor dem Hunger waren von Sonnenblumenkernen zusammengesprengte Schalen. Sie sahen aus wie anthrazitfarbene Kohle. Es war unmöglich davon auch nur ein Stückchen abzuknipsen oder abzubeißen, also kauten wir stundenlang darauf herum, zu Hause, in der Schule, während des Spielens und sogar vor dem Einschlafen im Bett.

Plötzlich tauchte in den Läden ein ungewöhnliches Produkt auf, das entfernt an flüssigen Honig erinnerte — Melasse. Heute weiß ich, dass es ein Naturprodukt, ein aus organischer Säure bestehendes stärkehaltiges Nebenprodukt der Zuckerproduktion, ist. Melasse wird noch immer in der Süß- und Backwarenindustrie und bei der Alkoholherstellung usw. verwendet. Für mich war es allerdings nicht sehr geeignet, sein Geruch und Geschmack

verursachten mir oft leichte Übelkeit, doch war Melasse süß und das änderte die Sache.

Gleich dem Ausmaß unseres Wohlergehens, wurde auch unser Freitags-tisch vielfältiger. Auf die Melasse folgte Zucker am Stück, das wir Hackstück nannten, welches Großmutter in der linken Hand haltend, mit der Rückseite eines großen Messers, das sie rechts hielt, sehr geschickt in Stücke brach. Wir achteten nur darauf, dass das Aufteilen gerecht verlief, damit jeder ein gleichgroßes Stück bekam.

Unvergesslich blieben auch die ersten Bonbons nach dem Krieg. Schokolade kannten wir zu der Zeit noch nicht. Karamell war billig und wurde nach Gewicht verkauft. Wir nannten diese Bonbons Kissen. Tatsächlich waren sie geformt wie Kissen und meistens so verklebt, dass sie als ganze Klumpen verkauft werden mussten, doch weniger süß wurden sie dadurch nicht. Zum Herbst hin wurde unser Tisch immer gehaltvoller und reicher an Geschmack, sobald die Marmelade der neuen Ernte gekocht war holte Großmutter die von mir langersehnte eingezuckerte Marmelade des Vorjahres aus dem Schrank hervor. Hinzu kamen noch Suschki (trockene Weizenkringel), Bublik (ein Bagel ähnliches Gebäck) und sogar französische Brötchen. Es fiel schwer einen solchen Tisch verlassen zu müssen, jedoch musste das Ritual eingehalten werden — zuerst ging unsere ganze Schar zum Badehaus, welches ich wegen meiner langen Haare, die sich im Badekübel nur mühsam waschen ließen, eher widerwillig betrat. Daraufhin Großmutter scherzte: — Kinder, sagte sie, wir gehen einer leichten Arbeit entgegen. Das Einzige im Leben, das leicht fällt, ist im Badehaus zu pinkeln. Alles andere erfordert Arbeit. Strengt euch also an.

Wir badeten lange, dampften lange vor uns hin und dachten nur daran, so schnell wie möglich nach Hause zu kommen, wo königliche Leckereien uns erwarten. Wieder zu Hause, bereits den Samowar auf dem Tisch platziert, zog unsere Hauptdarstellerin alle ihre Jacken aus, bis auf ihr langes Hemd und den Rock, warf sich ein Handtuch um die Schultern und setzte sich für Stunden an die Mahlzeit. Sie lehrte uns bei Tisch sich nicht zu hetzen, möglichst auszudehnen den Genuss und ohne Gier zu essen.

Für echten schwarzen Tee und Kaffee reichte unser Budget nicht aus, also bedienten wir uns Großmutter's Ausfertigungen. Wir hatten Wald-, Feld- und Garten-Tee. An einem Abend konnte sie sechs bis acht Gläser dieser Tees trinken. Es war ein Spektakel! So viele Jahre sind vergangen und jene Kindheits- und Jugenderinnerungen, samt ihren Empfindungen, blieben mir erhalten. Nach Hause kommend versuchte ich immer als erstes mir den

Tisch dieses glücklichen Teetrinkens ins Gedächtnis zu rufen. Großmutter ist schon vor langer Zeit gegangen und ihr Haus und Garten mit ihr. Heute gleicht alles mit Unkraut überwucherter Vergangenheit...

Es gab in unseren Kindertagen zwei Festtage auf die wir stets gewartet haben: Silvester und der erste Maifeiertag. Kurz vor dem Jahreswechsel führen wir in den Wald, fällten einen Baum und schmückten ihn zu Hause. Die Schule bereitete für uns Geschenke, zwar jedes Jahr des gleichen Inhalts, doch wie sehr haben wir darauf gewartet! In einem kleinen Leinensäckchen lagen zwei Stück »Pastily« (weiche weiße Süßigkeit), zwei Geleefrüchte, zwei Mandarinen, ein Apfel und einige Hasel- und Walnüsse. Das Gelee und die »Pastily« verschlangen wir sofort, die Mandarinen und Nüsse unwickelten wir mit Mouline-Fäden, die beim Sticken verwendet werden und hängten sie, zusammen mit unseren selbstgefertigten Spielsachen, an den Baum. Welch schönes Spielzeug bastelten wir aus in Zuckersirup getränkter Watte! Vor uns lagen die Ferien und Schlittschuhlaufen mit Schlittschuhen, die mit einem Seil an die Filzstiefel gebunden wurden. Rodeln auf der »Ziege« — ein in Form eines Schlittens verdrilltes Metallkabel — bis spät in die Nacht. Es war eine Zeit des unendlichen Glücks.

Das zweite von uns langersehnte Fest war die erste Maifeier. Lange zuvor, etwa ein- bis eineinhalb Monate, schnitten wir Pappel-Zweige ab, stellten sie in Wasserflaschen entlang der Fensterbänke und warteten gespannt auf das Sprießen ihrer ersten Blätter. Aus Krepppapier bastelten wir bunte flauschige Blumen, banden sie an den Pappel-Zweigen fest und freuten uns dem Festzug damit Schmuck zu verleihen.

In jener Zeit waren wir noch sehr patriotisch im eigentlichen Sinne dieses Wortes. Heute rüsten sich Nationalisten aller Couleur mit diesem Wort, und berauben es dadurch seiner Bedeutung... Aktuell würde ich mich nicht mehr als Patriot bezeichnen wollen, denn es klingt eher beschämend.

Wir versammelten uns damals vor der Schule, bildeten einen Zug und gingen die gesamte Innenstadt entlang. Am Ende des Festes durften wir der Eisverkäuferin einen Besuch abstatten. Es war das einzige Mal im Jahr, bei dem man uns zu Hause Taschengeld für Eiscreme gab, und nur einmal im Jahr konnten wir es essen, folglich besaß der 1. Mai für uns auch noch einen kulinarischen Subtext.

Eines Tages wird meine Enkelin diese Zeilen lesen und es nicht für möglich halten. Sie ist nämlich ganz vernarrt in Eiscreme und isst es beinahe täglich, im Sommer läuft sie sogar drei- bis viermal zu ihrem italienischen Eisonkel, bei dem sie schon als Stammkundin geführt wird und vom »Rabatt« sehr

profitiert: Statt drei Euro pro Kugel nimmt er ihr nur zwei ab, nur das teure Eis für acht und zehn Euro, kauft sie noch zum vollen Preis. Möge ihr Leben genau so süß und erfolgreich werden, wie ihre Lieblingsleckerei.

Ich fand Interesse an Großmutter's Beziehung zu Gott. Während des Krieges war sie voller Vertrauen und flehte ihn um Schutz an. Nach dem Krieg trat eine gewisse Ambivalenz zutage, sowohl Gott als auch der Kirche gegenüber. Sie konnte dem Allmächtigen nicht verzeihen, ihre drei Kinder nicht gerettet und ihren Mann vorzeitig zu sich genommen zu haben und stimmte genauso mit ihm nicht überein, es solle eine Sünde sein an Feiertagen zu arbeiten. Das empörte sie und bestärkte umso tiefer ihre Ansicht, zu arbeiten könne niemals eine Sünde sein. Die einzige Ausnahme war der Gründonnerstag vor Ostern. An diesem Tag — an dem Vögel keine Nester bauen und Mädchen keine Zöpfe flechten — versuchte sie weniger zu arbeiten. Die Kirche besuchte sie nie, buk jedoch zu Ostern immer »Kulitsch« (rundes Osterhefebrot), färbte Eier und bat die Nachbarin diese Gaben segnen zu lassen. Ebenso liebte sie Pfingsten, den Tag des Heiligen Geistes und der Dreifaltigkeit. Das Haus mit grünen Zweigen geschmückt trug sie uns auf zum Fluss zu gehen und Kalmus (Sumpfpflanze) für den Boden zu sammeln. Mit welcher Freude und Lust wir das taten und brachten ganze Arme voll von diesem Wunder in das Haus. Sein unterer gelb-grüner Teil war sogar essbar und schmeckte köstlich. Der Kalmus veränderte die häusliche Atmosphäre soweit, dass ich geradezu schwelgte in seinem starken, die Seele durchdringenden, Wohlgeruch. Hier stimmte der Geschmack von Großmutter und mir einmal überein. Einst befanden wir uns, Nadjuscha, Galja und ich, an diesem Tag bei Tante Tajissa in meinem geliebten Dorf Devino. Es war ein schöner Sommertag. Bis zum Mittagessen arbeiteten alle Kolchosen-Bäuerinnen. Wieder zu Hause, zogen sie sich festlich an, nahmen mit Mull bedeckte Eimer in die Hand und zogen, gemeinsam mit uns allen, zum Kühe melken los. Die Frauen molken, wir flochten Kränze, die wir den Kühen auf die Hörner hängten. Der Mittagszenit stand in solcher Schönheit, dass man es kaum in Worte fassen konnte. Das Feld mit blühenden und ungewöhnlich duftenden Blumen übersät, worauf Käfer, Spinnen, Bienen, Hummeln sich in Schwärmen ausgebreitet hatten. Schmetterlinge und Libellen flogen überall umher. Vögel sangen, trotz der Hitze, fröhlich ihre Lieder. Alles um mich herum floss plötzlich ineinander: Musik, Glockenklang, Rauschen, Hitze, Luft — verschmolz in unwirklichem Schmachten zu einer Riesensphäre der Natur, und ich bin unendlich glücklich, wie noch nie zuvor. Erkannte keine meiner Frauen wieder, lief ihnen voraus, lief rücklings, als auch mit dem Gesicht zu

ihnen hingewandt und erkannte sie nicht wieder. Es sind bloß ein paar Stunden ihres Ausruhens in der Natur des Festtages vergangen, in denen sie von der Kolchosen-Sklaverei befreit, sogar die ihnen eigene Gangart zu verändern wussten. Mir schienen ihre weißen Tücher Köpfen exotischer Vögel gleich und die Mullbinden der Eimer — ihre Flügel. Wie oft erinnere ich mich an diesen Tag der vollkommenen Glückseligkeit...

War meine Großmutter denn glücklich? Im Gegensatz zu meiner Mutter, wage ich zu glauben, sie war es wohl.

Sie lebte (ihrem eigenen Ausdruck nach), ohne den Boden unter den Füßen zu spüren, dabei war ihr Los nicht gerade leicht. Sechzehn Jahre war sie alt, als ihre Eltern starben und ihr zwei minderjährige Kinder hinterließen — die zukünftige sowjetische Kolchosen-Bäuerin Tante Tajissa, von der bereits die Rede war, und ihren Bruder Alexej, von dem ich, weshalb auch immer, keinerlei Erinnerung besitze.

Für die damalige Zeit kam es beinahe einem Wunder gleich, doch unser armes, mitgiftloses Mädchen hatte dennoch glücklich geheiratet. Ihren Verlobten sah sie zum ersten Mal bei einer Séance in einem Spiegel. — Ich sitze, weder tot, noch lebendig, erzählte uns Großmutter, sitze lange. Sehe, wie sich ein Dunst auf diesen Spiegel legt, als wäre er mit Staub bedeckt, dann plötzlich höre ich Hufe Klappern eines Pferdes im Galopp und nehme die Silhouette eines Reiters darauf wahr. Vor Entsetzen und Angst drehte sie den Spiegel um, doch dreizehn Monate später trafen sie sich auf die genau vorherbestimmte Art.

Mein Großvater, Pan Wasil Lisovskj, war Katholik, konvertierte bei der Hochzeit zur Orthodoxie und galt fortan als »verirrter« Pole, der im Ersten Weltkrieg auf unserer Seite kämpfte. Er war Veterinär des Kavallerieregiments. Auf welche Weise ich zu zwei Fotografien aus dieser Vergangenheit gekommen bin, ist völlig unklar. Auf der einen ist ein junger, umwerfend schöner Großvater in der Uniform seines Regiments zu sehen: ein rundes, kleines Mützchen mit Kokarde und einer eng anliegenden Degenkoppel über der Uniformjacke. Schier unmöglich, sich nicht in ihn zu verlieben, aber auch unsere Großmutter stand ihm in nichts nach. Auf dem zweiten Bild schaut uns eine junge Dame an, eine Bürgerin mit schön gelegtem dunklen Haar, in einem schönen Kleid und einer gebundenen Schleife auf der Brust, wie es die Mode jener Zeit verlangte.

In ihrer sitzenden Pose, dem gebeugten Ellbogen und der geballten Faust, die ihre Wange stützt, spürt man eine stolze, starke und unabhängige Persönlichkeit. Wäre da nicht ihre Stupsnase gewesen, sie hätte eine wahre Schönheit abgegeben.

Sie heirateten, bekamen sieben Kinder und lebten bis zum Tod von Großvater Wasil, am 20. Mai 1945, in tiefem Respekt füreinander. In meiner Kindheit war der Mai immer ein Frühlingsmonat, doch an jenem Tag wärmte die Sonne wie im Sommer. Die Pappeln entlang des Zaunes erblühten fast zur Gänze, und ihre abgefallenen Knospen verströmten einen ungewöhnlich harzigen Duft, was sowohl der Natur, als auch diesem Tag Feierlichkeit verlieh. — Grigorjevna, wandte sich Großvater an Großmutter (er sprach sie immer nur mit ihrem Vaternamen an), heize sogleich viel Wasser auf, damit ich mich waschen und umziehen kann, denn ich werde heute sterben!

Unglaublich, aber nach seiner Toilette ging er ins Bett und starb ein paar Stunden darauf. Auf diese originelle Weise nahm Pan Lisovskj vom Leben Abschied. Uns, die Kinder, nahm man nicht mit auf den Friedhof, um ihn zu begraben. Ich weiß noch, wie wir uns an den Fenstern aufreichten und zusehen, wie man den Wagen mit dem Sarg, der seine Leiche barg, belud und der Begräbniszug sich langsam entlang der Straße in Bewegung setzte — Großvater wurde von der gesamten Straße beigelegt.

Großmutter überlebte ihren Mann mehr als dreißig Jahre und starb kurz vor unserer Emigration. Ich fuhr zu ihr, um ein paar Tage bei ihr zu verbringen, ihr zu danken und sie um Verzeihung zu bitten. Sie war bei vollem Verstand, nur ihre Beine versagten, sodass sie nicht mehr aufstehen konnte. Ich wusch sie, zog sie um, machte ihr Bett. Einst nahm sie meine Hand und sagte: — Vergib mir für Nadjuschka, vergib mir meine Beleidigungen. Ich habe sie einfach sehr geliebt. Und jetzt, fuhr sie fort und wischte sich die Tränen ab, ist sie schlimmer noch als Hitler. Weißt du, ich bat sie, mir eine warme Strickjacke mitzubringen, und sie kam ausschließlich mit Bündeln für sich selbst zurück. Ihrer Schwester, die sich um alles kümmert, brachte sie eine Zitrone mit und mir ein verwaschenes Flanellhemd ihres Schwiegersohnes. Wodurch denn ist sie besser nun als Hitler? Du nimm meine Kissen. Die habe ich selbst aus den besten Gänsedaunen gemacht, nimm sie als Andenken, meine Tochter. Ich — und Tochter!?

Jetzt weinten wir beide. Ich konnte ihr doch nicht sagen, ich komme, um mich zu verabschieden, und bald schon alle meine Kissen weggeben werde... Ich verstand ihren Schmerz: Ihre geliebte Tochter lebte bereits viele Jahre mit ihrem Mann, einem Piloten und Major, in einem Militärstädtchen der DDR, ihre Nadjuschka leitete dort die Offizierskantine. Sie waren keine armen Leute. Jedes Jahr kehrten sie mit der gleichen Auswahl an Ramsch für ihr zukünftiges Leben, bestehend aus Teppichen, Pelzmänteln, Kristall und Porzellan, zurück, und dieser Plunder war ihr ganzer Lebensinhalt. Als es mit

Großmutter zu Ende ging, der ewigen Ruhe nah, klang Reue und Buße in ihr an. Möge sie in ewiger Erinnerung verweilen.

Zwischen Mutter und mir blieb das Verhältnis leider ungeklärt. Sie verstand zwar und wusste, dass ich ihr vor langer Zeit schon vergeben hatte, nur sich selbst konnte sie nicht vergeben: Die eigene Last, die eigene Sünde ist schrecklicher als eines Anderen Vergebung einzubüßen. Natürlich versuchte sie weiterzuleben, vom Getreidewerk (Zagotzerno) wechselte sie zum Dienst der Chefbuchhalterin des städtischen Automobilbetriebes. Sie arbeitete viel, trat der Partei bei, begann sich in der öffentlichen Arbeit zu engagieren, wurde geachtet, aber das Glück kannte sie nicht...

Sie verstand oder wollte meinen Wunsch zu emigrieren nicht verstehen und machte damit unser ohnehin schon schwieriges Verhältnis komplizierter denn je. — Was zum Teufel brauchst du noch? Hast eine solche Karriere gemacht, solch eine Wohnung, auch noch in Leningrad gebaut. Ein gutes Stück Brot stets auf dem Tisch, und durchs Dach tropft es auch nicht. Ich verstehe nicht, wozu brauchst du diese Fremde? Dann, Atem schöpfend, fügte sie im Brustton dazu:

— Ja, lieber hätte ich dich DAMALS begraben sollen, eh du mich jetzt vor der ganzen Welt blamierst.

Während meines dreijährigen »Ausharrens«, in Erwartung der Erlaubnis zur Ausreise, lernte ich, mich mit allem um mich herum zu arrangieren: sowohl mit der Tatsache, dass ich offiziell als Volksfeind und Heimatverräter galt, als auch damit, dass ich (durch Verletzen der Parteiregeln) mehrmals aus der Partei ausgeschlossen wurde und um meine Kinder kämpfen musste, als man versuchte, mir die Mutterschaft zu entziehen. Ich verstand, dass nicht die Heimat die Schuld an all meinem gegenwärtigen Unglück trug, sondern die Macht, der ich so lange und treu gedient hatte...

Meine Mutter schlug sich auf die Seite der Macht. Aus einstigen Kinderträumen von fernen Ländern wurde harter Alltag der Realität: Über Nacht beraubte man uns unserer Verwandten und Freunde.

Vor der Abfahrt verabschiedeten wir uns von allem und jedem — für immer, wobei wir nicht einmal davon träumten, jemals wieder zu Hause sein zu können, nicht einmal als Gäste. Dieses »für immer« und die Nostalgie machten es in den ersten Jahren der Anpassung an die neuen Bedingungen nicht gerade einfach. Auch der Tod meines Mannes, der als Kind die Lenin-grader Blockade überlebte, wurde im April 1983 zu einem schweren Schlag. Ich musste meine Kräfte verdreifachen, hart arbeiten, um in Würde zu leben und meine Kinder großzuziehen, ohne sich für eine zusätzliche Ration mate-

riellen Wohlstands, an spezielle Dienste und zuständige Organisationen zu verkaufen...

Mein erstes Ticket nach Moskau kaufte ich an jenem Tag, als ich Jelzin auf dem Panzer sah. Ich flog nach Hause, schien mir, und noch bevor ich das Flugzeug bestieg, hoffte ich, hoffte sehr, dass dieser Besuch für immer Frieden zwischen meiner Mutter und mir stiften würde. Doch unsere Kommunikation riss schließlich ab, ich half ihr, so gut ich konnte (was in diesen Jahren äußerst schwierig war), materiell und sie verweigerte die Hilfe nie. Bitter schmeckte meine Fehleinschätzung...

Meine Schwester ist mir gegenüber nie verletzend gewesen, nur an dem Tag, als ich Mutter zum ersten Mal wiedersah, sagte sie all die Dinge die ich nicht hören wollte. — Also, sagte Galina, wir fahren zurück nach Smolensk. Übernachten werden wir hier nicht. Lass sie leben, lass Mutter los, für immer. Du siehst doch, dass dieses Wiedersehen einschüchternd und belastend für sie ist. Ich bin mir sicher, fuhr sie fort, dass wir beide kaum den Bahnhof erreicht haben werden, da unsere Mutter mit deinen Dollars zu ihrem geliebten Sohn gelaufen kommt. (Mischa, mein Halbbruder, kam erst nach dem Krieg zur Welt, in der kurzen Zeit, als Mutter verheiratet war). Dort bei denen herrscht das Leben und die Freude. Hast du bemerkt, dass sich keine einzige Sache in dem Haus befindet, welche du uns zur Dekoration unseres ehemals gemeinsamen Hauses geschickt hattest? Ich wollte es dir nicht sagen, aber im Frühling sah ich, wie in Mischas Haus die Küken über deine wunderschöne blaue Decke rennen. Vom Geld ganz zu schweigen: Alles, was du schickst, fällt in die Taschen unseres Bruders. Nicht Mutter, sondern er und seine Frau bereichern sich auf deine Kosten.

Ich wusste, dass mein Bruder, selbst unfähig zu lieben, doch zutiefst geliebt, unsere Mutter sein Leben lang bis auf die letzte Kopeke ausnehmend, einen unwürdigen Menschen abgab, nichtsdestotrotz war ich ihm dankbar dafür, dass sie durch ihn das Gefühl der Mutterschaft doch noch für sich entdecken konnte. Danke ihm zumindest dafür.

Schließlich starb meine arme, meine sündige Mutter den Tod der Gerechten — am zweiten katholischen Weihnachtsfeiertag und im Schlaf. Dieses Fest (wie auch das hohe Osterfest) begann ich 1969 in der Familie meines Mannes, eines Polen und Katholiken, zu feiern, und diese Tradition bewahren wir mit meinen Töchtern bis heute, stets im Gedenken an den Vater.

Der Tod im Schlaf, so scheint mir, ist ein Tod der Auserwählten. Da ich nicht die Kirche besuche und es mir als Nicht-Gläubige leicht fällt zu glauben, der Herr sandte meiner Mutter einen leichten Tod, um ihr schweres Leid, mit

dem sie ihr Leben lang gelebt hatte, zu vergeben, beschlossen meine Schwester und ich, sie nach orthodoxem Brauch zu beerdigen: Galina begrub Mutter auf dem Familienfriedhof in Rudnja und ich in der russisch-orthodoxen Kirche in München, zusammen mit Pater Nikolaus.

Mit diesem traurigen Ereignis breche ich nun unsere Familienchronik ab — Liebe, Nicht-Liebe, Leiden, Vergebung und Verständnis. Ich möchte, dass meine Töchter, meine Enkelin und meine engen Freunde sowie all diejenigen, die diese Zeilen meines langen Lebens lesen werden, verstehen, dass dieses mein bürgerliches Geständnis nicht als Anklage geschrieben worden ist, sondern allein für die Liebe und zum Gedenken.

VON DER TRIBÜNE ABGETRETEN

Skizzen über die Arbeit einer sowjetischen Propagandistin

Ich wate durch den Matsch ohne den Weg zu sehen. In meinen Ohren hämmert es: — Sie aus der Partei auszuschließen genügt nicht, man müsse sie als Volksfeindin verurteilen!

Ich — eine Volksfeindin? Wer hatte das gerufen? Ach ja, der pensionierte Hauptmann, mit dem ich damals Ahornsetzlinge an unserem Haus gepflanzt hatte. Weshalb benimmt er sich so? Kennt er etwa die neue Verfassung nicht? So etwas ist doch jetzt unmöglich.

Mir scheint, als riefen mir alle Passanten diese Worte hinterher. Sogar die Straßenlaternen...oder stehen an ihrer Stelle jetzt Lautsprecher? Selbst die Oberleitungs- und Autobusse schreien das gleiche im Chor: — Feindin, Feindin, Feindin! Verurteilen, verurteilen, verurteilen!

Ich bin weder gekränkt noch verärgert, fühle nur einen dumpfen Schmerz in meinem Hirn trommeln. Wohin gehe ich eigentlich? Ich hätte den Innenhof nicht zu verlassen brauchen, schließlich ist es der Innenhof unseres Hauses, und das alles spielte sich in unserer Hausverwaltung ab. Ich müsste umkehren, nach Hause gehen, doch fehlt mir die Kraft. Mein Mann wartet natürlich, wird unruhig. Er konnte mich nicht abholen, denn die Versammlung zog sich bis zum späten Abend hin, auch musste er den Kindern ihr Abendbrot geben und sie zu Bett bringen.

Volksfeindin... Warum schien mir dieses Wort früher nicht so gewichtig und drang nur bis zur Grenze meines Bewusstseins vor? Vielleicht weil es so oft wiederholt worden war?

Für die Familie meines Mannes erklang es schon vor langer Zeit in voller Lautstärke...

Im Jahre 1926 wurde ein ganzes Patronenmagazin einer Pistole über dem Haupt seines Onkels entleert, während man ihm befahl: — Sage dich los! Wir brauchen gebildete Leute. Sage dich los, und wir machen dich zu einem roten Kommandeur! Er jedoch war polnischer katholischer Geistlicher und konnte sich nicht von seinem Glauben lossagen. Dafür saß er 27 Jahre, mit einer kurzen Unterbrechung, im Gefängnis — ein langer Weg: Solowki, Magadan, Ussurijsker Gebiet.

— Sage dich los! — forderte man im Jahre 1932 die Schwester des Geistlichen auf, die eine der Organisatorinnen des Katholischen Vereins in Lenin-

grad gewesen war, des einzigen in der Sowjetunion. Doch gehorchte auch sie nicht und ihre Kinder wissen bis heute nicht, wo sich ihr Grab befindet.

Im Jahre 1937 kam die Reihe an meinen Schwiegervater, der an einem technologischen Institut unterrichtete. Von ihm wurde keine Lossagung gefordert, sondern man drängte ihn: — Gestehe! Da es aber nichts zu gestehen gab, vernichtete jener Fleischwolf auch ihn. Meine Schwiegermutter, eine Frau mit akademischer Ausbildung, blieb mit zwei kleinen Kindern zurück. Sie hatte nichts zum Überleben, ein Arbeitsplatz wurde ihr verwehrt. Was sie konnte verkaufte sie und wandte sich schließlich voller Verzweiflung an das Gebietskomitee der Partei: — Ich kann so nicht weiterleben. Wenn Sie mir nicht die Möglichkeit geben zu arbeiten, vergifte ich meine Kinder und hänge mich anschließend selbst auf! Daraufhin stellte man sie als Aufseherin eines Museums ein.

Mich lässt man bereits zwei Jahre nicht mehr arbeiten, seit ich die Ausreise beantragt hatte und entlassen worden war. Für mich gibt es keinen Platz mehr unter denen, die sich vor kurzem noch so wohlwollend mir gegenüber verhielten — die einen mit einem Anflug von Ehrerbietung, andere mit verhohlenen Neid: — Sie zeigte sich von Anfang an von ihrer schlechten Seite, doch wie hoch sie aufgestiegen ist!

Wie hatte sich seitdem alles verändert! Menschen, die in meinem Haus einst gegessen und getrunken hatten, wenden sich nun beim Begegnen ab und schlagen ihre Augen nieder. Und umgekehrt: Solche, die ich früher nie bemerkt habe, grüßen leise und versuchen unauffällig meine Hand zu drücken.

Wie viele »Einladungen« oder, besser gesagt, Vorladungen hatte es in diesen zwei Jahren gegeben: vom Büro des Gebietskomitees, des Stadtkomitees, des Bezirkskomitees, von mehreren Parteikommissionen; es wurde sogar eine Sitzung des Ausreisebüros in meiner Wohnung abgehalten, trotz dem, dass sie niemand eingeladen hatte.

Dann die endlosen Fragen und Verhöre:

— Sind Sie sich darüber im Klaren, dass Ihnen der Weg zurück für immer verschlossen sein wird, wenn Sie die UdSSR verlassen? Weshalb verraten Sie so ohne Umschweife Ihr Vaterland? Oder:

— Dachten Sie nie an die anderen jüdischen Dozenten? — fragt mich Vera Georgjewna streng, Vorsitzende der Parteikommission und seinerzeit beinahe Freundin. — Schließlich könnten wir Sie des Vaterlandsverrats verdächtigen und versuchen, Sie jeglicher Möglichkeit des Auftretens zu berauben.

Solcher Worte wegen, Vera Georgjewna, müsste man auch Sie entlassen, denn dadurch geben Sie die Tatsache preis, dass der Antisemitismus in der Sowjetunion bei den führenden Parteiorganen beginnt!

Nun, da ich für immer von der Propagandistenbühne abgetreten bin, und mich von allem, was einst mein Leben ausmachte, getrennt sehe, beginne ich damit nachzudenken: Was war es eigentlich, dass meinen schnellen Aufstieg auf der Parteileiter bewirkte? Weder bin ich besonders hartnäckig, eher weich, noch ehrgeizig veranlagt, keineswegs eine Karrieristin. Also bleibt nur meine stets hinreichende Disziplin und mein immerwährendes Zielbewusstsein. Offenbar halfen mir diese Eigenschaften, nicht nur zwei höhere Lehrinrichtungen — das mechanische und das pädagogische Institut — zu absolvieren, sondern auch noch Examen an zwei Fakultäten des Abendinstituts für Marxismus-Leninismus abzulegen: an denen für Philosophie und internationale Beziehungen. Nachdem ich die Dozentenausbildung beendet hatte, unterrichtete ich dort selbst.

*Wir erlauben nicht, dass unsere sowjetischen Kinder
nach Israel gebracht werden*

Im Grunde habe ich mein gesamtes Leben lang gelernt und gelehrt. Womöglich führten mich meine Beharrlichkeit bei der Aneignung von Kenntnissen, und der ständige Wunsch sie immer weiter zu vertiefen, in eine geistige Krise. In einem bestimmten Moment durchschaute ich endlich den grausamen Sinn und Mechanismus des sozialistischen Systems mit seiner Parteimacht. Ich begriff, bis zu welcher Perfektion die Maschinerie der ideologischen Propaganda bei uns betrieben wurde, wie geschickt man unser Volk betrügt, und wie ich bei diesem Betrug viele Jahre ergeben mitgewirkt hatte. Es steht mir nicht an, mich jetzt all zu sehr über meine Befürworterinnen der jüngsten Vergangenheit zu ärgern: alte pensionierte Kommunistinnen, denen ich stets geholfen hatte. Für die eine verfasste ich eine Beschwerde, die andere begleitete ich in das Amtsbüro eines hohen Funktionärs, eines Beamten im Stadt- oder Exekutivkomitee, die dritte brachte ich in einer privaten Klinik unter, u. Ä. Beim heutigen Gerichtsverfahren machten sie jedoch den Vorschlag, sich im Namen der Parteiversammlung mit dem Antrag an das Volksgericht zu wenden, mir meine Kinder wegnehmen zu können! — Es muss ihr die Mutterschaft entzogen werden! Wir erlauben nicht, dass unsere sowjetischen Kinder nach Israel gebracht werden!

Immer wieder sehe ich diese hasserfüllten Gesichter vor mir, höre ihre Kränkungen.

— Was glaubt ihr denn! — empört sich ein alter Rentner. — Auf wen reden wir hier eigentlich seit Stunden ein? Sie ist nicht dumm. Nach Israel reist sie bestimmt nicht. Seit langem schon hält man bei der BBC einen Platz für sie bereit, sonst würde sie sich nicht so darum reißen!

Tatsächlich reiße ich mich darum, mich selbst durch diese Flucht zu retten, meine Kinder zu retten. Ich sehe keinen anderen Ausweg. Wie soll ich sie erziehen, blieben wir hier? Nach den Prinzipien des »kommunistischen Moralkodexes« oder nach den zehn Geboten Gottes? Sie beginnen nämlich schon Fragen zu stellen: — Mama, sei ehrlich, gibt es Gott oder nicht? Die Njanja (Kinderfrau) sagt, es gibt ihn. Bei Papa liegt ein Buch über Gott mit Gebeten auf dem Tisch — doch auf polnisch, nicht auf russisch.

Was soll ich ihnen antworten? Schließlich bereiten sie sich darauf vor, Pioniere zu werden. — Natürlich — sage ich, — für die Menschen, die an Ihn glauben, existiert Er, und für die Ungläubigen existiert Er nicht.

— Wir wollen an Gott glauben! — rufen meine Töchter. — Doch wollen wir auch bei den Pionieren aufgenommen werden, auf dem Roten Platz oder auf dem Kreuzer »Aurora«. Fährst du mit uns zur feierlichen Versammlung der Pioniere?

Ich fahre mit ihnen, natürlich fahre ich mit ihnen. Heute scheint mir, ist es das einzige, das ich kann: reisen, fliegen, ständig in Bewegung sein. Dies begann schon sehr früh. Ich war vierzehn Jahre alt, als ich von zu Hause wegging, um zu lernen — für immer, wie es sich herausstellte.

Meine Mutter hielt mich nicht zurück. Sie war, wie auch meine Schullehrer und überhaupt alle aus unserem Fleckchen unweit von Moskau, davon überzeugt, dass das große Leben in den großen Städten beginne. An meinen Vater kann ich mich nicht erinnern. Er wurde von den Deutschen beim Versuch aus der Gefangenschaft zu flüchten erschossen. Deshalb wurde ich auch früh eigenständig. Doch vergingen viele Jahre bis ich begriff, dass die wahre Kenntnis des Volkslebens nicht in den Großstädten, wie Moskau und Leningrad, Minsk oder Kiew gelehrt wird, sondern in hunderten Kleinstädten, Siedlungen und Dörfern, welche über das ganze Land verstreut sind, von Zentralrussland über den Ural bis nach Sibirien, vom Altai und Mittelasien bis zu den Küsten des Schwarzen Meeres und weiter zum äussersten Norden. Ich durchstriefte diesen gesamten Raum, hielt mich jeweils mehrere Tage lang in verschiedensten Siedlungen auf, weit entfernt von den Touristenrouten, in die mich meine Vorlesungen brachten; ich beobachtete, was nur

wenige zu sehen bekamen, da sich kaum jemand hierher verirrt und bemühte mich zu verstehen, was die Sowjetmacht diesen Menschen gegeben und was sie ihnen genommen hatte.

Weshalb ihr Leben heute noch so schwer und freudlos ist, solch eine Not herrscht, die fast an Hunger grenzt und keine Hilfe kommt. Warum sie sich in solchem Ausmaß an die Religion festklammern, sich in der Kirche mit der Stirn zu Boden werfen, hartnäckig versuchen kirchlich ihre Kinder taufen zu lassen, ihre jungen Paare zu trauen und die Verstorbenen zu beerdigen? Im Atheismus aufgewachsen begriff ich nicht, dass Religion keineswegs als Opium zu betrachten sei, wie man uns beizubringen wusste, sondern die einzige Form des geistigen Lebens bedeutet, die tatsächlich allen Menschen zugänglich ist, ganz unabhängig von ihrem sozialen oder intellektuellen Stand. Ebenso liefert sie gleichzeitig tröstende Mythen wie auch unerschütterliche Regeln von Moral und Sittsamkeit, welche das Menschliche im Menschen bilden. Deshalb hindere ich meinen Mann auch nicht daran, mit unseren Töchtern die polnische katholische Kirche zu besuchen, sondern bin sogar erfreut darüber. Mir bleibt auf diesen Segen zu verzichten, doch sie sollen seiner teilhaft werden.

Nun kehre ich aber wieder zurück zu meiner Arbeit.

Anfangs schien mir, meiner Jugend wegen, alles faszinierend: neue Orte, neue Menschen, interessante Begegnungen. Die Zeit und die Erfahrungen zeigten mir alsdann, dass Orte und Menschen zwar neu sein können, doch die Probleme allerorts die gleichen bleiben.

Hielt ich bei uns in der Stadt einen Vortrag, so konnte ich mir das Auditorium aussuchen: ein wissenschaftliches Forschungsinstitut, eines der Kulturhäuser oder Lehranstalten. Schickte man uns in die Provinz, so gab es keinerlei Auswahl. Die Referenten reisten, in der Regel, auf Einladung eines der Gebietskomitees »in die Tiefen des Landes«, um dort ihren Vortrag halten zu können. Des weiteren ebenso auf regelmäßig stadtfindenden Versammlungen des Partei- oder Landwirtschaftsaktivs. Dies gehörte zur obligatorischen Ausbildung höherer Parteifunktionäre. Ein solches Referat nannte man »Chefvortrag«, welcher nicht bezahlt wurde. Als Entschädigung hierfür gab es eine stillschweigende Übereinkunft der örtlichen Parteiorganisationen und der Gesellschaft »Wissen«, der wir alle angehörten, dass man uns nach Möglichkeit »maximal auslastete«, das heißt, man verschaffte uns noch einige — nun bezahlte — Vorträge in den Betrieben der Städte oder Gebiete. Nicht selten konnten wir bis zu dreißig Vorträge pro Woche halten und nicht schlecht dabei verdienen. Ohne solcher Möglichkeiten hätte sich kein einziger

Referent auf Dienstreise begeben, noch dazu ohne den Moralkodex eines Kommunisten strapazieren zu müssen.

Besonders gern reiste ich in Polarkreisgebiete im Norden, nach Petrosawodsk, Murmansk, Kandalakscha. Am einprägsamsten blieb mir eine Reise nach Archangelsk.

*Ich sah, wie widerstandslos sich unsere Hörer der Hypnose
der Vortragskunst unterwarfen*

An dem Ort eingetroffen, gehe ich sogleich ins Gebietskomitee, erhalte alle notwendigen Unterlagen und beginne damit, mich in die Rolle eines »Menschen aus dem Zentrum« einzuleben, der alles weiß, der selbst das Leben in Archangelsk samt seiner Umgebung kennt, die Erfolge des letzten Fünfjahresplans, die Zukunftsperspektiven und Engpässe der Gegenwart. Ich lese die Rechenschaftsberichte der Betriebe, präge mir die Bezeichnungen der führenden Abteilungen und Fabriken ein, die Namen ihrer Leiter und Vorarbeiter, dazu die Namen derer, die den Plan zu untergraben versuchen und streng zu kritisieren sind. Diese Arbeit ist umfangreich und mühsam. So ernsthaft bereiteten wir uns allerdings nur auf den ersten Vortrag, den für die Leitung, vor. Danach interessierte ich mich nicht mehr all zu sehr dafür, wohin man mich als nächstes brachte und vor wem ich referierte. Während dieser Reise (ich musste alle existierenden Transportmittel nutzen, vom Flugzeug bis zum Leichenwagen!) gelang es mir von meinem Begleiter alles Nötige zu erfahren und das Thema des Vortrags festzulegen, denn auf den »Chefvortrag« bereitete man sich gründlich vor. Endlich war ich fertig und hatte alles Erforderliche parat.

Dieser ganze Unsinn würde schon am nächsten Tag vergessen sein, doch für den Vortrag war er unerlässlich. Die Direktive der ideologischen Abteilung des ZK lautete: Wo und mit welchem Thema wir auch immer auftraten, sei es »Die internationale Lage« oder »Die ökonomischen Erfolge der UdSSR in der Epoche des entwickelten Sozialismus« oder »Die Probleme der moralischen kommunistischen Erziehung«, jeder unserer Vorträge musste mit dem Leben des Kollektivs, vor dem unsere Tribüne stand, »verknüpft« sein. Immer wieder sah ich, welchen Effekt dies hatte, wie widerstandslos sich unsere Hörer der Hypnose der Vortragskunst unterwarfen! Jede Kritik nahmen sie wohlwollend auf und waren glücklich, wenn ein »Mensch aus dem Zentrum« über sie sprach, ganz gleich was er sagen mochte. Denn das bedeutete, dort »oben«

wusste man von ihnen und erinnerte sich an sie! In dem Maße in welchem der Kontakt des Referenten zum Auditorium bestand, festigte sich das Vertrauen der Massen in die Sowjetmacht!

Jemand sagte einmal: — Wer etwas kann, tut es; wer es nicht kann, lehrt andere; wer weder das eine noch das andere kann, der lehrt, wie zu unterrichten ist. Dieser Aphorismus trifft leider auf alle unsere Vorträge zu — sowohl die meinen, als auch die meiner Kollegen. Wir belehrten verständige sachkundige Menschen, wie sie ihre Genossen und Untergebenen zu unterrichten hatten, damit diese »erfüllten und übererfüllten«, »einholten und überholten«.

Ich bin also in Archangelsk. Mir steht ein Zimmer im besten Hotel der Stadt zur Verfügung, in dessen Restaurant ich mein Frühstück sowie auch das Mittagessen einnehme (wofür man mir nicht wenig Geld »zur späteren Verrechnung« bereitstellte). Am Rednerpult stehend beginne ich mit meinem Vortrag und beobachte aus den Augenwinkeln, während ich spreche, den Vorsitzenden (da der Vortrag Bestandteil der Versammlung ist, bleibt das Präsidium auf seinen Plätzen). Sofort bemerke ich, dass dieser ein erfahrener Mann ist und bin mit ihm zufrieden. Geschickt sortiert er die ans Präsidium verteilten Zettel mit Fragen der Zuhörer an die Referentin und teilt sie in drei Häufchen: das erste wird er, wie ich schon weiß, an mich übergeben, das zweite dem Sekretär des Stadtkomitees und Vorsitzenden des Exekutivkomitees des Gebietsrates weiterreichen — es handelt sich um Fragen von örtlicher Bedeutung, sozusagen um Privatprobleme. Das dritte Häufchen, bestehend aus unzulässigen Fragen, die ich nicht beantworten darf, wird er unauffällig vernichten, sobald ich den Vortrag beendet haben werde. Unsere Arbeit wird von dort »oben« genauso nach den Fragen bewertet, die die Zuhörer an uns stellen. Auch berichten wir unseren Vorgesetzten von der politischen Atmosphäre, die bei unserem Auditorium herrschte und geben nicht nur die Beurteilung der Parteiorganisation, in deren Einrichtung wir gesprochen haben, weiter, sondern legen ihnen auch eine Liste mit Fragen der Zuhörer (aus dem ersten Häufchen natürlich) bei.

Mich interessiert nun vor allem das dritte Häufchen, und als ich nach dem Referat neben dem Vorsitzenden Platz nehme, schiebe ich die Zettel unverfroren zu mir heran. Rasch sehe ich sie durch. Die erste Frage lautete: — Sagen Sie ehrlich, ist der Pilot Belenko (1976 flüchtete er mit einer Mig-25 über Japan in die USA) ein Verräter? In der »Prawda« steht nur Blödsinn über ihn. — Die zweite Frage: — Wer hat sich die Sendung »Nach Mitternacht« für die nördlichen Gebiete ausgedacht? Welchen Zweck verfolgt sie? Statisti-

schen Daten unseres und des benachbarten Gebietes zufolge, gab es auf Grund dessen eine stark erhöhte Anzahl von Pannen und Unglücksfällen in der Produktion. Wollen Sie, dass man sich westliche Rundfunksender nicht anhört? Eine teure Methode die bourgeoise Propaganda zu bekämpfen. Die dritte Frage: — Im Staatshaushalt wird zum wer weiß wievielten Mal die Schwerindustrie mit der Leicht- und Nahrungsmittelindustrie vereint. Uns allen ist bekannt, dass auch die Schwerindustrie militärische Aufwendungen beinhaltet. Weshalb wird diese Tatsache verhüllt? Es ist doch klar, dass man für die Summe von 17,4 Milliarden Rubel, von der in einem Artikel der »Verteidigungsmacht« die Rede war, die Armee wohl kaum einkleiden und verpflegen kann. Ganz zu schweigen von der Aufrüstung. Eine weitere Frage: — Ist Ihnen bekannt, dass in unserer Tundra eine gewaltige Herde aus dem Privatbesitz des finnischen Präsidenten Urho Kekkonen weidet, die einer der Kolchosen zugeteilt worden ist, und dass die sowjetischen Behörden sie zu beschlagnahmen drohen, sollten die Finnen aufhören Flüchtlinge zurückzuschicken?

Nein, das war mir, wie so vieles andere, natürlich nicht bekannt. Nun weiß ich es — dies und vieles andere mehr.

Die Konferenz ist beendet. Wie gewohnt schlage ich den Prozentanteil der heimtückischen Fragen sogleich auf die Anzahl der Anwesenden um: sieben Fragen bei über achthundert Zuhörern. Das ist weniger als ein Prozent, und alles was unter ein Prozent fällt verdient keine Aufmerksamkeit, hatte man uns gelehrt. Nichts ist wichtiger als Zahlenangaben. Schön, dann werde ich diese sieben Zettel in meine seit Jahren geführte Kartothek aufnehmen, die ich aus den besten Anregungen zusammenzustellen begann, um die Reaktionen meiner Zuhörer zu verstehen, zu analysieren, einzuschätzen. Und wohin hatte das geführt? Ich bin eine Volksfeindin. Ob meine Arbeitskollegen auch das geglaubt haben werden?

Was wussten wir schon von der Freiheit und ihrem Antlitz!

Meine Kollegen waren tatsächlich alles ausgezeichnete Menschen — gutmütig, teilnahmsvoll, prächtige Kameraden. Unser Kollektiv wurde nur äußerst selten ergänzt, weshalb wir gut aufeinander eingestellt waren, gleich einer durch Freundschaft verbundenen Familie. Unser Vorgesetzter rief uns täglich um 10 Uhr morgens zu einer kurzen Besprechung zusammen, doch kamen wir gewöhnlich schon um 9 Uhr, und diese Stunde, in der wir uns

völlig frei und ungezwungen fühlten, sozusagen noch vor dem Anlegen der offiziellen Uniform, plauderten, scherzten und politische Witze austauschten — diese Stunde brachte uns einander sogar noch näher als unsere (übrigens nicht selten stattfindenden) freundschaftlichen Trinkgelage. Sofern ich mich erinnere machten wir die meisten Witze über unseren Führer und obersten Agronom, von dem die Rede ging, er könne eine große Ernte eines »kleinen Landes« einbringen (Anspielung auf L. Breschnews Kriegserinnerungen »Das kleine Land« von 1978). Solche Momente wurden zu einem Ventil, welches uns erlaubte einwenig leichter durchzuatmen, bevor man sich in die offizielle Uniform hüllte, die zwar vertraut war, doch trotz allem drückte — oh, wie sie nur drückte! Dies jedoch hätte damals kaum jemand von uns je zugegeben. Was wussten wir schon von der Freiheit und ihrem Antlitz!

Wie es aussah veränderte der August des Jahres 1968 unsere festgefügt Positionen in der Tschechoslowakei ein wenig. Ich entsinne mich sogar der nachlassenden Munterkeit unsererseits in diesen Tagen. Doch recht bald schon wurden wir, mit bis an die Zähne bewaffnetem sowjetischen Patriotismus und dem Prinzip der internationalen Freundschaft, mit unseren, milde ausgedrückt, rein persönlichen Zweifeln fertig. Den ganzen Tag über verließen wir kaum das Rednerpult, organisierten endlose Besprechungen in den Werken, Betrieben und wissenschaftlichen Instituten, führten Seminare und Begegnungen durch, denn zu jener Zeit kamen bei vielen Zweifel, Unverständnis und sogar Empörung auf. Wir sollten ihnen dabei helfen, die Ereignisse richtig einzuschätzen, was soviel bedeutet, wie den offiziellen Standpunkt zu übernehmen. Von den Tribünen aus verteidigten wir den Begriff der »internationalen Freundschaft« aus sowjetischer Sicht nicht minder, als es unsere Panzer auf den Straßen von Prag taten.

Ich sehe mich nicht als Dissidentin oder Bürgerrechtlerin, las auch keine Werke der verbotenen Literatur. Diese Welt war eine völlig andere, über die wir nur das wussten, was wir wissen durften. Dem Heldenmut jener Menschen war ich nicht gewachsen, selbst wenn ich daran geglaubt hätte, sie wären im Recht. Zusammen mit allen Vertretern unseres Kreises, der sogenannten »Parteielite«, verurteilte ich sie zunächst, verstand sie auch nicht und meinte, sie spielten sich als »Narodniki« (Populisten, die »ins Volk gingen«, heterogene Bewegung revolutionärer Sozialisten des 19. Jh.) auf.

Wann genau sich meine Ansicht änderte, ist schwer zu sagen; der Umschwung schlich sich nach und nach aus der Quelle meines Unterbewusstseins hervor. Eine gewisse Rolle spielten hierbei auch die »unzulässigen Fragen« der Zuhörer; die häufigen Reisen in »die Tiefen des Landes« taten ihr

Übriges hinzu, denn dort zeigte sich mir die sowjetische Wirklichkeit in ihrer ungeschminkten Form.

Besonders meine Reise nach Archangelsk blieb mir im Gedächtnis. Dort verspürte ich mit aller Schärfe, wie unnützlich meine Arbeit war und begriff bei der Begegnung meiner Zuhörer, welche verschiedenen Welten wir angehörten und auf Grund dessen einander nie verstehen könnten.

Doch der Reihe nach.

Gleich nach meinem Vortrag im Stadtkomitee Archangelsk wurde ich zu einem Forstwirtschaftsbetrieb gebracht. Mich empfing der Sekretär des Parteikomitees mit den Worten, er habe die Arbeiter bereits am Tag zuvor über mein Referat unterrichtet. Es solle zwischen der zweiten und der dritten Schicht stattfinden. Auf dem Weg zur »Roten Ecke« (einst: »schöne Ecke« — Ikonen-Ecke, die heute in Amtsstuben durch das obligatorische Lenin-Bild ersetzt ist) erklärte er: — Es hätten sich bereits alle versammelt und würden auf Sie warten. Jetzt müssten wir auch an den freien Tagen in drei Schichten arbeiten, um dem Plan hinterher zu kommen und das Sommerwetter auszunutzen. Es herrscht Rückstand und deshalb pressen wir jetzt alles was möglich ist heraus.

Über einen Waldpfad gingen wir auf das neue aus Holz gebaute Clubhaus zu. Er öffnete die Tür, die einen recht geräumigen Saal mit einem Podium freigab, darauf ein Tisch bedeckt mit roter Tischdecke, ein neues Rednerpult — und keine Seele. Die Fenster standen weit offen.

Der Parteiorganisator, mit einer Gesichtsfarbe so rot wie jene Tischdecke, breitete die Arme aus: — Was soll man nur mit denen machen? Die Tür hatte ich abgesperrt, da springen sie aus dem Fenster! So ein Volk! Entschuldigen Sie bitte! Seien Sie nicht böse. Zur Zeit haben es unsere Arbeiter schwer — es ist Frühling, sie alle haben Gemüsegärten. Wenn sie nicht rechtzeitig säen, gibt es nichts zu essen im Herbst. Natürlich hatte ich sie umsonst gewarnt. Doch werden sie ihrer Strafe nicht entgehen und auf ihr dreizehntes Monatsgehalt verzichten müssen. Für Ihren Vortrag werden wir Sie entlohnen, nur melden Sie bitte niemandem, was hier vorgefallen ist.

Ich bin empört, verwirrt, bemühe mich jedoch, mir nichts anmerken zu lassen, setze mich in den Wagen und lasse mich zum nächsten »Objekt«, der Schneidergenossenschaft »Trud« fahren, in der Arbeitsanzüge genäht werden.

Im Vergleich zu dem Forstwirtschaftsbetrieb, mit seinen neuen, hellen Gebäuden und dem wunderbaren Waldaroma der Umgebung, war hier alles finster und ungemütlich. Es gab weder Bäume noch Blumenbeete, nur Pflüt-

zen und Schmutz. Man führte mich direkt in die Werksabteilung. Die Arbeiterinnen unterbrachen ihre Näharbeiten und stellten sich um mich herum auf. Ihre dunklen Gesichter spiegelten offene Neugier wider.

Ich werde dir zuhören und dabei den Plan erfüllen

Die jugendliche Produktionsleiterin stellt mich vor und nennt das Thema des Vortrags. Sodann nehmen alle wieder, in zwei langen Reihen, hinter ihren Maschinen Platz. Ich sehe keine Gesichter, nur bunte Kopftücher. Die Situation ist ungewohnt für mich, denn wenn ich keine Gesichter sehe, fällt es mir schwer zu sprechen. Nichtsdestotrotz beginne ich, doch habe ich kaum ein paar Worte gesagt, als ich das Surren einer Nähmaschine vernehme. Ich halte inne, und die Arbeiterin, die wieder zu nähen begonnen hatte, erklärt gutmütig: — Nur zu Mädchen, erzähl nur. Ich werde dir zuhören und dabei den Plan erfüllen!

Die anderen sind entrüstet, es wird laut. — Was beschwert ihr euch denn? — fragt die Arbeiterin, stellt jedoch ihre Maschine wieder ab und holt eine Einkaufstasche gefüllt mit Lebensmitteln hervor. — Wenn ich schon nicht arbeiten kann, so möchte ich wenigstens essen. Habe seit heute Morgen nichts gehabt.

Ich weiß genau, dass alle Dozenten, die der Gesellschaft »Wissen« angehören, täglich im ganzen Land in ihrer Mittagspause vor Arbeitern sprechen, und mich dieses System schon immer empört hatte. Wie kann man nur die Arbeiter daran hindern sich auszuruhen? Wenn sie während dieser vierzig Minuten nicht essen können, wie es sich gehört, werden sie auch nicht in der Lage sein den Vortrag aufzunehmen! So etwas passierte mir zum ersten Mal und verdarb die Stimmung vollends. Ich fahre also fort, als ich aufblickend bemerke, wie alle aufgestanden sind von ihren Plätzen und einen engen Kreis um mich gebildet haben. — Ihr Interesse ist also geweckt — denke ich und spreche über die sowjetische Lebensweise, die Problematik der Freizeit und das psychologische Mikroklima des sowjetischen Kollektivs.

Ich stelle Vergleiche mit der kapitalistischen Welt an, führe beweisende Zahlen und Fakten unserer Überlegenheit vor, als mich plötzlich jemand am Ärmel zieht. — Schön erzählst du uns das alles, nun aber höre uns mal zu! Sieh mal! Sinaida! — Sie wendet sich an die Leiterin. — Du müsstest sie in die Kammer für Zuschnitte führen und ihr zeigen, welcher Stoff für die Brigaden und welcher für die »Lenins« zugeschnitten wird. Deren Stoff ist feiner,

ohne Risse und aus Garn besserer Qualität. Ist das etwa gerecht? Während wir kaum dem Plan hinterherkommen, hat sie ihn bereits übererfüllt und den Gebietswimpel bekommen. Dazu noch eine Prämie... Als wir uns beim Direktor beschwerten, sagte dieser nur, es wäre für uns alle eine Ehre! Ausserdem soll die Genossenschaftsprämie zur Instandsetzung des Kindergartens genutzt werden, der wiederum seit über einem halben Jahr geschlossen ist. Eine der Behörden schloss ihn, weil er sich ihrer Meinung nach in gefährlichem Zustand befindet, eine andere spricht davon kein Geld für die Instandsetzung zu haben. Jetzt müssen wir während der Arbeitszeit, der Reihe nach abwechselnd, auf die Kinder aufpassen und sie versorgen. Uns muss er nichts erklären! So oder so ist er verpflichtet, uns einen Kindergarten zur Verfügung zu stellen, auch ohne jeden Wimpel. Meint er etwa wir wären dumm und würden nicht begreifen? Die Prämie wollte er ausschließlich für sich selbst!

Und ich halte große Reden darüber, wie die Freizeit am besten zu nutzen wäre! Wissen sie denn überhaupt, was das ist? Kann es ihnen nicht gleichgültig sein, wie die Arbeiter der kapitalistischen Welt leben, wo doch ihre eigene Existenz unter solchen Schwierigkeiten leidet? Doch machte ihnen mein Besuch trotz allem Hoffnung. Ihre einfachen Gemüter veranlassten sie dazu, mich herzlich zu verabschieden. Da sie keinerlei Kenntnisse von der Partiehierarchie besaßen, sahen sie in mir eine wichtige Vorgesetzte, und mir blieb kaum Zeit, all ihre Klagen aufzuschreiben. Schließlich konnte ich doch nicht erklären, dass ich ihnen ohnehin nicht helfen könne und über eine solche Macht keineswegs verfüge. Ich verfüge nicht einmal über die Macht meiner eigenen Überzeugungen, welche nach jeder vergleichbaren Begegnung immer mehr ins Wanken gerät. Jeder neue Tag beginnt für mich nun mit der Frage: — Was tun?

Eine ähnliche Frage quälte auch noch einen anderen Menschen, auf den ich traf. Er hatte gerade sein Studium abgeschlossen und war Chefingenieur eines Butter- und Käsewerks im Gebiet Archangelsk. Mir schien, als passe er nicht ganz hierher. Während ich auf den Wagen wartete, um in einer der Divisionen zu sprechen, unterhielten wir uns in seinem Arbeitszimmer.

— Bei mir arbeiten ausschließlich Frauen, — erzählte er. — Sie haben sie gesehen: in Gummistiefeln, mit einst weißen und nun vor Schmutz braunen Kitteln sowie immerwährenden Flüchen auf der Zunge.

Wie leben Sie hier? — fragte ich.

Ich arbeite eben, mein Wunsch wäre es diesen Betrieb zu modernisieren, da die neuesten ungarischen Maschinen da sind und mich die Möglichkeit

begeistert, die Arbeit der Arbeiterinnen einwenig zu erleichtern. Bis heute sind gerade erst dreißig Prozent mechanisiert, die übrigen siebenzig Prozent hängen von den Frauenhänden ab. Im ganzen Werk gibt es nur drei Männer: den Direktor, den Pferdewart und mich. Es ist eine schwere Arbeit, und man müsste sie alle anzeigen, denn sie klauen wie die Raben. Sie wissen sicher selbst, wie wenig Butter und Käse es in den Geschäften gibt. Die ersten Tage waren sie auf der Hut, beobachteten mich, als sie jedoch merkten, ich gebe sie nicht preis, ging alles weiter wie gehabt. Alle zehn Tage lasse ich in den Brigaden eine Revision durchführen — wieviel Milch eingetroffen und wieviel weiterverarbeitet worden ist. Ohne jegliche Scham kommen sie zu mir und fragen: Grigoritsch, wieviel fehlt dir in dieser Dekade? Eine Menge, es sind achtzig Kilo zu wenig. Keine Sorge, Grigoritsch, in der nächsten Dekade liefere ich dir hundert Kilo Überschuss. Was sie übrigens auch tun. — Wie geht das vor sich? — frage ich verständnislos.

— Wir gleichen alle Mängel durch unseren Käse aus. Haben Sie unsere Lagergewölbe gesehen? Ein Käsestück, das hier aufbewahrt wird, sollte gegen Ende des Jahres bis zu elf Prozent eingetrocknet sein, nur bei der herrschenden hohen Luftfeuchtigkeit im Keller verliert er in Wirklichkeit höchstens sieben bis acht Prozent. Ausserdem lässt sich durch unsere Technologie der Fettgehalt nicht genau bestimmen, und die Norm lässt eine Abweichung von plus-minus zwei Prozent zu. Meine Meisterinnen haben also gelernt, an jedem Kilo Käse zwei Prozent Fett einzusparen. Dadurch kommen insgesamt sogar große Überschüsse im Betrieb zusammen.

Ich hatte Ihnen zugehört, Sie sprechen gut, doch müssten Sie hier leben, um zu verstehen, was Ihren Vorträgen fehlt. Wüssten Sie es aber, so wären Sie schwerlich nur bereit, weiterhin Vorträge zu halten. Mich ließen diese zwei Jahre hier um zwanzig Jahre altern und vor die Frage stellten: Was soll ich nun tun? Gerne würde ich in die Hauptstadt zurückkehren und mich der Wissenschaft widmen. Am liebsten möchte ich das alles hier hinter mir lassen.

Er hatte also mit seinen gut zwanzig Jahren bereits alles begriffen und entschieden, wohin er möchte. Und ich, wohin soll ich?

Vorerst muss ich wieder zu einem neuen Vortrag fahren. Noch bevor ich in dem Käsewerk meinen Auftritt hatte kam ein Anruf aus dem Stadtkomitee, mit der Bitte, vor einer Division zu sprechen. Dazu seien gewisse hochrangige Vorgesetzte — aus der Politischen Hauptverwaltung oder der Politischen Verwaltung des Militärbezirks — gekommen. Sie stellten Propagandaoffiziere zusammen und wünschten einen Vortrag zum Thema:

»Die Problematik der moralischen Erziehung, basierend auf dem Material des XXV. Parteitags«.

Ich befinde mich wieder an meinem Platz, in meiner eigentlichen Rolle, und ausschließlich Kommandeure im Saal. Das ist gut! Zu bereits Bekehrten zu predigen ist viel einfacher und leichter. Die Worte gehen mir leicht von der Zunge, und abermals fühle ich mich »in meinem Element«. Ich erkläre ihnen (und nebenbei wohl auch mir selbst), was vom Standpunkt der Lebensnormen der Partei aus moralisch und was unmoralisch ist. Wie gewöhnlich werfe ich nur so mit vorgefertigten Worten um mich, führe Lenins Zitate an. Alle sind zufrieden, applaudieren. Trotz der gewohnten Reaktionen, sind sie doch immer wieder angenehm für mich.

Anschließend lädt der Divisionskommandeur sowohl mich, als auch die Gäste zum Essen ein. Der Tisch ist prachtvoll gedeckt: altertümliches Porzellan, Silberbesteck. Die Gerichte stehen schon, um nicht abzukühlen, auf Spiritusbrennern bereit. Wir nehmen also Platz. Es gibt die teuersten Fischarten, Salat aus frischen Tomaten, Gurken, Schnittlauch. Auf dem Danilov-Markt in Moskau kostete zur Zeit das Kilo Gurken acht Rubel. — Woher kommt denn dieser Luxus? — kann ich die Frage nicht unterdrücken. — Den Fisch beschlagnahmen wir bei Wilderern — antwortet der Kommandeur, — und das Gemüse züchten wir in Gewächshäusern selbst. — Heißt das, Sie bewirten Ihren eigenen Stab das ganze Jahr über mit frischem Gemüse? — erkundigt sich einer der zugereisten Offiziere. — Nein, nicht das gesamte Jahr hindurch, auf jeden Fall aber am »Tag des Sieges« und am Oktoberfeiertag! — erwidert der Kommandeur.

Ich betrachte ihn etwas aufmerksamer. Er ist Oberst, jedoch nicht mehr als vierzig Jahre alt. Der Clubleiter sagte mir, er sei aus Moskau und habe keine Familie. Womöglich will er sich hier die Schulterstücke eines Generals erwerben, denn in Leningrad und Moskau ist es heute kaum noch zu erreichen. Seiner selbstbewußten herrenhaften Art zu folge, samt dem schwungvollen Auftreten, wird eine Empfehlung durch die Politische Hauptverwaltung ersichtlich.

Aus unerklärlichem Grund steht kein Wodka auf dem Tisch. Man wird sich also am Abend erst betrinken, wenn ich schon nicht mehr da sein werde.

Im Hof vor dem Messegebäude erwartet mich ein Major mit Kragenabzeichen eines Pionierbataillons. — Darf ich Sie bitten, mit mir zu meiner Einheit zu fahren und einen Vortrag zu halten — sagt er — es ist nicht weit. Unsere Leute haben gerade erst den Eid abgelegt. Anschließend fahren wir Sie wieder

in die Stadt, in Ihr Hotel. Ich war müde und wollte am liebsten sofort ins Hotel fahren, mich zu verweigern erschien mir allerdings unangemessen, ausserdem hatte ich nichts dagegen etwas hinzuzuverdienen. In dieser, wie auch in jeder anderen, Hinsicht herrscht bei den Militärs Ordnung. Kaum hat man sein Referat beendet, so übergeben sie einem auch schon den Umschlag mit dem »heimlichen« Zehner. Anders als bei der Gesellschaft »Wissen«, stimmt dort die Abrechnung immer! Auf dem Weg vereinbaren wir das Thema des Vortrags. — Soll ich Ihnen vielleicht etwas über die internationale Lage berichten? — schlage ich vor. — Auf keinen Fall! — widerspricht der Major. — Für unsere Pioniere ist das ein viel zu komplexes Thema. Ihr Niveau ist mir vertraut, denn wie viele von ihnen gingen schon durch meine Hände! Ich fragte einen vom letzten Jahrgang: — Woher stammst du? — Aus Tambow — antwortet er. — Und hast du Verwandte im Ausland? — Ja. — Wo? — frage ich. — In Schuja! — Also, erzählen Sie denen etwas Leichteres! — In diesem Falle habe ich tatsächlich ein gutes Thema: — Die Aufgaben des Jugendbundes — aus der Rede von W. I. Lenin auf dem III. Parteitag des Komsomol.

Wir kamen an und betraten den Club; der Saal war zum Bersten voll. Ich beginne also von den Schwierigkeiten der ersten Jahre der Sowjetmacht zu sprechen, von der Beteiligung der Komsomolzen und der Jugend an dem Aufbau des sowjetischen Staates. Kaum habe ich jedoch ein paar einleitende Sätze gesagt, als ich spüre, keinerlei Kontakt zum Auditorium zu haben. Was ist nur los? Ich fahre fort, gebe einen kurzen historischen Überblick über die Dinge, die sie noch aus der Schulzeit wissen müssten und merke, wie mein Vortrag immer zähflüssiger wird. Weshalb verstehen sie mich nicht? Meine Worte sind doch ganz klar und das Mikrofon scheint ebenso gut zu funktionieren. Sie sitzen still da, ohne sich zu rühren. Der ganze Saal gleicht einem einzigen Gesicht: alle kurzgeschoren, mit gleichsam sackartig hängender Uniform an ihren Körpern, die Augen dunkel und seltsam schmal. Auf ihrer Stirn steht — oder kommt es mir nur so vor? — eine einzige stumme Frage geschrieben.

Obwohl ich in Freiheit lebe, bin ich noch immer unfrei

Ich werde nervös. Wo ist meine langjährige Erfahrung in der Vortragskunst geblieben? Warum hilft sie mir nicht? Sind denn Lenins Worte: — Die Aufgabe besteht darin, zu lernen, zu lernen und zu lernen! — so unverständlich? Jedes Kind kennt sie doch auswendig! Oder erkläre ich mich nicht anschau-

lich genug, welchen Schaden die Theorie und Praxis der Vereinigung des »Proletariat-Kultes« der sowjetischen Kulturentfaltung zufügte?

Flehend sehe ich zum Politoffizier hinüber, suche seine Unterstützung und werfe immer neue Worte in dieses stille Publikum, das zwar zuhört, offenbar aber nichts aufnimmt. Erst als ich meinen Vortrag beende wird es lebhafter im Saal. Der Offizier erhebt sich von seinem Platz, beginnt zu applaudieren und dankt mir für den »ausgezeichneten, auf höchstem ideell-politischen Niveau gehaltenen Vortrag«. Sodann stehen alle gleichsam auf und fallen einmütig in seinen Beifall mit ein.

Ich gehe auf den Politoffizier zu und frage: — Weshalb hat keiner reagiert?

— Was denken Sie denn? Sie alle hörten aufmerksam zu, ich habe sie beobachtet. Doch besteht diese Einheit ganz und gar aus Kirgisen, die kein Russisch verstehen... ausser der allgemeinen Befehle.

Ich finde buchstäblich keine Worte, Tränen des Ärgers schnüren mir die Kehle. — Wie konnten Sie es wagen! — presse ich gerade noch hervor und kann nichts anderes mehr sagen.

Der Major allerdings scheint sehr zufrieden. — Seien Sie nicht böse! — meint er. — Wie auf Ihrem, so auch auf unserem Gebiet gibt es unnötigen Aufwand. Schaden nahm keiner von dem Vortrag, doch besteht der Nutzen darin, dass trotz allem das »Fundament gelegt ist« und ihre politische Erziehung ihren Anfang nahm!

Heute, nun schon einige Jahre im Westen lebend, hat sich mein Leben vollkommen verändert. Wie aber steht es um mich selbst? Einerseits ja, andererseits nein. Bis zu einem gewissen Grad hält mich die Vergangenheit noch immer in ihrem Griff. Solch tiefe Wurzeln lassen sich eben nicht leicht herausreißen. Obwohl ich in Freiheit lebe, bin ich noch immer unfrei. Eines steht jedoch fest: Von der Tribüne der sowjetischen Propagandistin bin ich abgetreten, um mich nicht weiter an der Lüge beteiligen zu müssen.

NICHT NACH PROGRAMM

Aus den Erinnerungen einer ehemaligen Propagandistin

Die Geschichte meines Entschlusses zur Ausreise aus der Sowjetunion in den Westen wäre vielleicht nicht wert berichtet zu werden, spiegelte sie nicht die Organisation und Arbeit der gigantischen, alles durchdringenden Maschinerie der ideologischen Propaganda — eine der Stützpfeiler der sowjetischen Macht — wider. Als unmittelbare, aktive und, ich betone, ehrlich überzeugte Mitarbeiterin auf diesem Gebiet, habe ich diese Arbeit, der ich einen großen Teil meines Lebens widmete, hinreichend studiert.

Während der Propagandaarbeit hatte ich die Möglichkeit vier Generationen von Parteimitgliedern viele Jahre lang zu beobachten. Ich traf Greise — schon nicht mehr viele — die zutiefst von der Richtigkeit der Aktivitäten im Oktober 1917 überzeugt waren und sich der neuen Chruschtschow-Breschnew-Linie nicht mehr anpassen konnten. Mit Ehren aus dem Parteiapparat exmittiert und in das sogenannte Parteiaktiv versetzt, machte man sie zu Propagandisten der Öffentlichkeitsarbeit; doch bekamen sie immer seltener die Möglichkeit Vorträge zu halten.

Die zweite Generation — diejenigen, die einst mit Liedern und Märschen von Dunajewski (sowjetischer Komponist) auf die fernen Großbaustellen zogen, Magnitka, Komsomolsk am Amur, Norilsk... Viele von ihnen wurden später von grausamen Enttäuschungen heimgesucht — manche kamen im Gulag in Haft, andere überschätzten die Ergebnisse des zweiten Weltkriegs, Berlin, Budapest und Prag, in den Nachkriegsjahren, betreffend — sowie letztlich, die Entlarvungen durch Chruschtschow.

Glückliche Bewohner des sozialistischen Vaterlandes

Die dritte Generation der Parteimitglieder ist die, zu der auch ich gehöre. Seit den Kriegsjahren wurde die marxistisch-leninistische Weltanschauung in uns gestählt: durch Kälte und Hunger des belagerten Leningrad, durch Bombenangriffe und Feuersbrünste, Nächte an Lagerfeuern der Partisanen oder Nachrichten von den heldenhaften Siegen der Roten Armee an der Westfront... Der Krieg endete schließlich, »das Leben wurde besser, das Leben wurde fröhlicher« ... Wir empfanden uns als glückliche Bewohner des sozialistischen Vaterlandes, als zukünftige Erbauer der kommunistischen Gesell-

schaft, der es bevorstand eine dauerhafte Basis aufzubauen. Der Grund und Boden dafür war bereit; selbstständig zu denken und abzuwägen war nicht notwendig, alles war bereits vorgegeben. Es gab weder Gott noch Sünde, überhaupt stellte Religion für uns ein Synonym für Finsternis und Unwissenheit dar; gut und moralisch war nur das, was dem Aufbau des Kommunismus diente usw. Ausnahmslos alle, darunter auch die, deren Eltern Haftstrafen zu verbüßen hatten, vergötterten den teuren Stalin, dem wir für eine »glückliche Kindheit« dankbar waren. Ich weiß noch, wie ich als junges Mädchen in den Märztagen des Jahres 1953, während der Trauerfeier unserer Schule sagte: — Besser wäre ich gestorben, als der Genosse Stalin!

Im Sommer 1954 kam ich beruflich zum ersten Mal aufs Land. Wir, die ersten »Neulanderforscher« mussten mit ansehen, wie ganze Getreideberge der ersten Ernte nicht abtransportiert wurden, in Schnee und Regen zurückblieben und an Ort und Stelle verdarben. Ich kann mich an unseren feierlichen Empfang auf dem Moskauer Bahnhof erinnern, an die hochtrabenden Reden vor dem Plenum des Gebietskomitees der Komsomolzen als auch an meine eigene unpassende Rede, in der ich von den faulenden Getreidebergen berichtete... Der Sekretär des Gebietskomitees Toptygin zeigte sogleich seinen Unwillen darüber und bat mich in sein Arbeitszimmer. Wesentlicher Gedanke des an mich erteilten Verweises bestand darin, dass der Komsomol nicht der Revisor, sondern der Gehilfe der Partei sei und man bei Misserfolgen die Zähne zusammenzubeißen habe, die rechte Faust ballen müsse und keinen »Piep« sagen dürfe.

Heute stelle ich mir die Frage: Hätte ich damals sehen können — mit geballter Faust? Wie es aussieht, ja, ich hätte es können, doch um schlussendlich zu begreifen, was ich gesehen habe, um bis zum Grund des Geschehens vorzudringen und sich selbst als Bestandteil dessen zu verstehen, dazu brauchte ich viele Jahre. Paradoxerweise spielte ausgerechnet meine Parteiarbeit beim Durchschauen der Gesamtsituation eine wesentliche Rolle. Keine der mir nahestehenden Personen litt unter dem Regime oder war Verfolgungen ausgesetzt; meine Arbeit lieferte sämtliche materiellen Güter, die man sich nur wünschen konnte; als Nomenklatur-Mitarbeiterin erhielt ich ein ausgezeichnetes Gehalt — mit einem Wort und einem Ausdruck Andrey Amalriks (sowjetischer Autor und Dissident) nach, gehörte ich nicht zu denen, die »gesessen« haben, sondern zu denen, die an »Sitzungen teilnahmen«. Keineswegs erachtete ich für mich persönlich die Sowjetmacht als unannehmbar.

Einst, als wir noch die Schulbänke drückten und später in den Instituts-
hörsälen saßen, da träumten wir voller Begeisterung davon, nach Kriegsende

Anastasia Powerennaja, geb. 1919, war Sekretärin des Kommunisten-Bereichskomitees in Mann an der Weiba, danach am selben Ort Direktorin des Kulturhauses. Später arbeitete sie als Direktorin einer Institution für die Durchführung öffentlicher Vorlesungen in Moskau und danach als hessische Theaterleiterin.



marxistisch-leninistische Ausbildung am Offiziershaus in der Politischen Verwaltung des Leningrader Militärbezirks. Nach ihrer Emigration in den sechziger Jahren ließ sie sich in der Bundesrepublik Deutschland nieder und lebt heute in Berlin. Egl. ihren Beitrag zu KONTINENT 28.

ANASTASIA POWERENNAJA

Nicht nach Programm

Aus den Erinnerungen einer ehemaligen Propagandistin

Die Geschichte, wie ich mich entschlossen habe, aus der Sowjetunion in den Westen auszureisen, wäre vielleicht nicht, wert, berichtet zu werden, wenn sie nicht auch die Organisation und die Arbeit der riesigen, alles durchdringenden Maschinerie der ideologischen Propaganda – eine der Stützen, auf denen die sowjetische Macht ruht – widerspiegelt. Als unmittelbarer, aktiver und, ich füge hinzu, ehrlich überzeugter Mitarbeiter auf diesem Gebiet habe ich diese Arbeit, der ich einen großen Teil meines Lebens widmete, hinreichend studiert.

Während der Propagandarbeit hatte ich die Möglichkeit, vier Generationen von Parteimit-

gliedern viele Jahre lang zu beobachten. Ich traue Greise – bereits nicht mehr viele –, die zutiefst von der Richtigkeit des Tuns im Oktober 1917 überzeugt waren und die sich der neuen Christuschow-Breschnew-Linie nicht mehr anpassen konnten. Mit Ehren aus dem Parteiapparat exmitiert und in das sogenannte Parteiaktiv versetzt, wurden sie zu Propagandisten der Öffentlichkeitsarbeit; jedoch bekamen sie immer seltener die Möglichkeit, Vorträge zu halten.

Die zweite Generation – das sind die, die einst mit Liedern und Märschen von Dumajewskij auf die ferneren Großbaustellen zogen, Magnitka,



den gesamten Planeten kommunistisch zu machen. Mit der Treuherzigkeit des Narren Iwanuschka traten wir der Partei bei, beschäftigten uns eifrig mit Gesellschafts- und Parteiarbeit, wobei etliche von uns eine Hochschul-Fachausbildung bevorzugten und dazu noch ein Studium an der Parteihochschule, an der Akademie für Gesellschaftswissenschaften oder an der Allunionsschule der Gewerkschaftsbewegung u.Ä. anstrebten.

Worin bestand nun also konkret unser Beitrag zum Aufbau des Kommunismus? Wie wirkt sich die Arbeit eines Parteireferenten-Propagandisten aus, und wie wird sie strukturiert?

Hierbei muss man vor allem auf zwei Merkmale hinweisen, die für jene Arbeit — wie auch für den sowjetischen Arbeitsstil im Allgemeinen — charakteristisch sind: ständige Hetze und Stoßarbeit sowie eine maßlos hohe Belastung der Mitarbeiter. Fortwährend bereiteten wir uns in Eile vor: für die Sitzungen des Obersten Sowjets, das turnusmäßige Parteiplenum oder ein anstehendes Jubiläumsdatum. Dabei gehörte — ausser der eigenen Vorträge — noch die Teilnahme am allgemein großangelegten System der Parteibildung auf allen Ebenen zu unseren Pflichten — von den untersten Schulen für Wirtschaftswissenschaften bis zu den Referenteninstituten beim Gebietskomitee, in denen Propagandisten höchster Ränge ausgebildet wurden, solide Leute mit Dokortitel sogar, die entsprechend hohe Posten bekleideten. Wir studierten gleichzeitig an einer dieser Institutionen und unterrichteten parallel an einer anderen, arbeiteten an der Ausarbeitung von Unterrichtsprogrammen mit, führten Beratungen durch u.Ä. Die Belastung war groß.

Berücksichtigt man die stete Verbreitung des gesamten Systems — im Komsomol- Gewerkschafts- und Politunterricht, ganz zu schweigen von Presse und Rundfunk, so kann man sich die ganze Masse, buchstäblich den ganzen Klumpen Propaganda, vorstellen der auf die Köpfe sowjetischer Menschen niederstürzt.

Folgend ein paar Zahlen: Um die auferlegte Jahresnorm zu erfüllen, muss ein »ausseretatmäßiger« Referent-Propagandist, zu den 75 regulär bezahlten Vorträgen, noch 150 sogenannte »Chef-Lesungen« abhalten, d.h. unbezahlte. Es lässt sich nur schwerlich berechnen, dass in Metropolen wie Moskau oder Leningrad, bei vier- bis fünftausend aktiven Referenten in jeder Stadt, jährlich, mehr als eine Million Vorträge zustande kommen. Bei solch einem kolossalen »Informationsumfang« gelingt es einem kaum noch zu Atem sowie zur Besinnung zu kommen. Das Gesetz der Dialektik des Übergangs von Quantität zu Qualität erscheint hier, sofern es sich überhaupt zeigt, mit umgekehrten Vorzeichen...

Vielleicht sollte ich noch die Begriffe »etatmäßige« und »ausseretatmäßige« Referenten erläutern. Von ersteren gibt es nicht mehr viele, sie sind die privilegierten Auserwählten, derer es beispielsweise nicht mehr als acht bis zehn in den Gebietskomitees gibt, in den Bezirks- und Stadtkomitees sind es nur etwa sechs bis acht Leute.

Der Hauptbestandteil der ausseretatmäßigen Propagandisten besteht aus den sogenannten Referenten für Gesellschaftsarbeit. Ihr Kollegium ist sehr verschiedenartig, es reicht von Professoren und Lehrern an Hochschulen und Akademien bis hin zu Stoßarbeitern der Industrie, Rationalisatoren und

Erfindern. Sie alle haben ein festes Einkommen für ihre Hauptbeschäftigung, hinzu kommen Bezüge für Vorträge, jedoch nicht für alle, wie bei den etatmäßigen Referenten, sondern nur für jeden dritten. Alle zusammen gehören sie der Allunions-Gesellschaft »Wissen« an, nur längst nicht jeder, der in den Listen steht, referiert tatsächlich, die Mehrheit wird in diesen Listen, welche gigantischer Ausmaße sind, nur aufgeführt, um das Prestige dieser Gesellschaft zu erhöhen und als zusätzlicher Trumpf der Propaganda zu dienen.

Die Thematik der Vorträge setzt sich gewöhnlich aus dem Materialturnusmäßiger Parteisitzungen und sämtlicher politischer Kampagnen zusammen.

Gleich nach dem Beenden solch einer Kampagne werden die Themen und Programme für entsprechende Vorträge im Voraus in Millionenaufgabe herausgegeben und an folgende Organisationen, die sie ausarbeiten, weitergeleitet: die ideologische Abteilung des ZK, das wissenschaftliche Institut für Marxismus-Leninismus, das internationale kommunistische Institut für Arbeiterangelegenheiten, u. a.

Strenge Auswahlkriterien

Trotz desselben Auswahlverfahrens, wie auch zur Ernennung jeglicher anderer Parteiarbeit, kann keineswegs jedes Parteimitglied Propagandist werden. Die Art der Vorgehensweise ist streng individuell. Das Alter wird berücksichtigt (gemäß einer gesonderten Verordnung des ZK der letzten Jahre, sollte die Altersgrenze 35 Jahre nicht überschreiten. Dies gewährleistet einen steten Verjüngungsprozess der Katheder), Hochschulbildung, Promotion sowie auch betriebliche und gesellschaftliche Aktivitäten sind ebenso förderlich. Heute setzt die Parteiführung ihre Hoffnungen auf die Jugend, d.h. auf die vierte Generation der Parteimitglieder. Der alten Propagandisten-Generation gaben wir den Spitznamen »die Knaben mit den weißen Augen«. Jede Folgegeneration unterscheidet sich grundsätzlich von der vorherigen — durch ihren kalten Zynismus und die völlige Abwesenheit des Glaubens an die kommunistischen Ideale. Die Parteiarbeit interessiert sie ausnahmslos aus dem Blickwinkel von Karriere und materiellem Wohlergehen. Von keinerlei moralischen Prinzipien belastet sind sie die hoffnungsvollste Stütze der alternden Führung.

Auf meinen Vortragsreisen kam ich beinahe durch das gesamte Land, von der Halbinsel Kola und den Grenzen Norwegens bis zu den Ufern des Schwar-

zen Meeres, von den baltischen Staaten bis zum Gebiet von Chabarowsk. Seinerzeit war ich bereits eine erfahrene Referentin, vermochte es das Auditorium zu »spüren« und zu beherrschen; ich wusste, wann ich humorvoll werden konnte, einen Scherz machen durfte, wann ich das Material vertrauensvoll anzubringen hatte, als wäre es ein Geheimnis, und wann ich »parteiliches Erglühen und leidenschaftliche Überzeugung« demonstrieren konnte. Mit einem Wort, ich hatte gelernt, mein eigenes Brot zu verdienen und Kritikern zufolge, gestalteten sich meine Vorträge »politisch korrekt wie auch überzeugend«.

Auf Grund der verschiedensten Auditorien ging eine große Zahl sowjetischer Menschen aller Altersgruppen und Berufe an mir vorüber, und sie alle waren, wie mir damals schien, in den kardinalen Fragen der Parteipolitik und Regierung meiner Meinung sowie auch überzeugt davon, dass die sowjetische Struktur die fortschrittlichste und demokratischste der Welt sei. In meiner langjährigen Praxis im Umgang mit dem Volk traf ich nicht ein einziges Mal einen Dissidenten oder »Samisdat«-Autor (»sam« — »selbst«, »isdatelstvo« — »Verlag« — nicht systemkonforme »graue« Literatur), kein einziges Mal hatte ich die Gelegenheit, ihre Plattform kennenzulernen oder eines der »aufrührerischen« Manuskripte zu lesen, trotz dass ich von ihnen gehört hatte. Ich muss zugeben, damals war ich für aktives Recherchieren noch nicht reif genug, und es bot sich auch kaum eine Gelegenheit dazu, denn man schirmte uns sorgfältig von allem ab. Dissidenten mussten wir kritisieren, verurteilen und sie als Vaterlandsverräter abstempeln, obwohl wir rein gar nichts von ihren Ansichten und Überzeugungen wussten. Das allein schon führte mich zum Nachdenken. Der Mensch lässt sich wohl kaum, einem Computer gleich, im Voraus programmieren. Doch keimt auch nur ein leiser Zweifel in der Seele auf, so wird er seine zerstörerische Arbeit bis zum Ende durchführen.

Es kam jedoch so, dass gerade diese meine Tätigkeit, der ich mich vollkommen und mit solcher Hingabe gewidmet hatte, die besten Lebensjahre ihretwegen auf der Schulbank und in Hörsälen verbrachte, die schließlich, wie es schien, aus mir einen standhaften und unschlagbar orthodoxen Kommunisten hätte schmieden müssen, genau das Gegenteil bewirkte, nämlich mich von der abgrundtiefen Verderbtheit dieses ganzen Systems überzeugte. Solcherart nahm für mich das Gesetz der Dialektik seine Wende...

Auf einmal begann ich zu bemerken, dass nicht nur die durchschnittlichen Propagandisten nicht viel wissen und nicht viel wissen sollten, sondern auch wir, das Referentenkolleg auf höchster Ebene (der Ebene der Stadt- und Ge-

bietskomitees der Partei, und sogar noch höhere Parteiführer jenes Gebiets, welches wir tagtäglich zu lenken verpflichtet waren), uns in völliger Unwissenheit aus praktischer Sicht des sowjetischen Lebens befanden.

Ganz zu schweigen von der großen Masse der gewöhnlichen sowjetischen Bürger. Unsere Aufgabe bestand darin, ihnen bloß die Theorie des wissenschaftlichen Kommunismus darzulegen, die Praxis seiner Verwirklichung jedoch blieb das Monopol der Staatsmacht, der Politbüros. Unseren Hörern so manche Aktivitäten der Macht, wie z. B. die in der Tschechoslowakei, erklären zu können, war uns unmöglich, und die mit diesem Ereignis verbundenen Fragen konnten wir einfach nicht beantworten.

Allmählich kam ich mir wie ein in ein zweifarbiges Gewand gekleideter Clown vor. Trat ich vor das Auditorium, so war ich gezwungen meine Zuhörer nicht weniger fein eingefädelt zu betrügen, als mich offizielle Zeitungsberichte und das spezielle Material, welches ich benutzte, betrogen...

Man war gezwungen auf zwei Ebenen gleichzeitig zu existieren. Die moralischen und geistigen Grundlagen, die unser menschliches Wesen ausmachen, werden so kunstvoll mit dem zur Plage gewordenen Schauspiel verflochten, dass der sowjetische Mensch nicht mehr in der Lage zu sein scheint, über die Moralität seiner Handlungen nachzudenken und sie dadurch einzubüßen beginnt.

Ein gut bezahltes Spektakel

So manches Beispiel ließe sich anführen.

Welchem ausländischen Journalisten würde es, während der 1. Maifeier oder der Oktoberfeierlichkeiten, auf einer Gasttribüne des Roten Platzes stehend, in den Sinn kommen, er nehme an einem gut bezahlten Spektakel teil? Inzwischen ist es ja sogar bekannt, dass seit einigen Jahren schon in Moskau, Leningrad und anderen großen Städten, Teilnehmenden der Festparaden Gelder ausgezahlt werden. Trägt ein Teilnehmer einen grünen Zweig oder einen Blumenstrauss, so erhält er drei Rubel; trägt er eine Fahne, das Porträt eines Politbüro-Mitglieds oder das eines Führers des internationalen Proletariats, zahlt man ihm fünf Rubel; tragen zwei Personen ein Transparent über die ganze Bandbreite des Zuges, so erhält jeder von ihnen fünf Rubel, usw. Die Auszahlung erfolgt in bar und gleich nach dem Ende der Parade. Dazu kommt, dass jeder Vorsitzende eines Betriebs- oder Ortskomitees, statt eines roten Banners einen Beutel voller Spirituosen bei sich trägt; Kognak

für die Chefs und Wodka für die Bestarbeiter der Produktion — auf Kosten der Gewerkschaften naturgemäß...

Vor einigen Monaten erschien in der Zeitung »Russischer Gedanke« ein Kommentar der Schauspielerin Enjutina, der, wie soll man sagen, die verlautbare Seite des Bildes erklärt:

Offensichtlich wird, von dem im Voraus zusammengestellten Szenarium aller Auftritte, Reden, Grußworte und Jubelschreie der Menge, kurz, von all dem, was später bei der Parade angeblich direkt vom Roten Platz übertragen werden wird, eine vorläufige Aufzeichnung gefertigt.

Ebenso fügte sich in das sowjetische gesellschaftliche Leben die Praxis vorangehender Proben für Szenarien der Partei-, Komsomol- und Gewerkschaftsversammlungen sowie sogar der wissenschaftlichen Sitzungen und Konferenzen fest ein. Wobei in einigen Parteiorganisationen — wie z.B. in meiner — die Auftritte in alphabetischer Reihenfolge vorausgeplant wurden. Rückt eine Parteiversammlung heran, auf die der Buchstabe deines Namens fällt, so geh ins Parteibüro, trage dort deine Rede vor — man wird sie redigieren und auf die festgesetzte Zeit kürzen, sodass du schließlich am entsprechenden Tag in aller Ruhe auf die Tribüne gehen kannst. Lange vor diesem Tag schon hat der Sekretär der Parteiorganisation bereits ein Protokoll der Versammlung verfasst und eine Resolution »ausgearbeitet«... Damit nichts Unerwartetes und keinerlei Überraschungen passieren können und alles nach Plan verläuft. Absolut alles ist vorweg beschlossen.

Als der »Volksentscheid« zur neuen Verfassung anstand, wurde typografisch ein spezielles Szenarium des Verlaufs sämtlicher Versammlungen vorbereitet und herausgegeben (wobei das Wort »Szenarium« tatsächlich direkt auf der Titelseite abgedruckt wurde). Dem Sekretär der jeweiligen Parteiorganisation blieb dann nur noch übrig, die Bezeichnung seiner Organisation und die Namen derer einzutragen, die an der besagten Versammlung teilnehmen werden (d.h. er übernahm schlicht den vorgefertigten Text des »Szenariums«).

Der Propagandist und das Akademiemitglied Sacharow

Bis zu einem gewissen Moment erschien das alles normal und wie gewohnt zu sein. Doch dieser Moment, der für immer unvergessen bleibt, trat schließlich ein und kam einer seelischen Erschütterung gleich, die den gesamten weiteren Verlauf meines Denkens beeinflusste.



*Фото из газеты: недельная голодовка в защиту академика Сахарова.
Мюнхен. 1985 год.*

*Zeitungsfoto – Einwöchiger Hungerstreik für den Akademiker Sacharow.
München. 1985*

Dies geschah bei einer lokalen Versammlung unseres Referenten-Aktivs. Einer meiner Kollegen referierte über das Thema »Der ideologische Kampf unter dem Einfluss der internationalen Entspannung«. Der Vortrag war langweilig und ich hörte ohne besondere Aufmerksamkeit zu. Am Ende, als man zu den Fragen übergang, vernahm ich plötzlich Folgendes:

— Erzählen Sie, was Sie über das Akademiemitglied Sacharow wissen!

Die Antwort des Referenten erfolgte umgehend: — Über diesen Abschaum möchte ich mich überhaupt nicht äussern!

Ich erstarrte, genau wie auch der ganze Saal, doch nur für eine Sekunde, denn sogleich verschaffte sich, mit entrüsteten Erwidern und Forde-

rungen der Zuhörenden, die Empörung Bahn, zu der Sache Stellung zu beziehen.

Mir blitzte der Gedanke durch den Kopf man könne mir morgen, am Ende meines Vortrags, eine ähnliche Frage stellen. Was würde ich antworten? Was weiß ich denn über diesen Menschen, ausser dem, dass ich ihn zu beschimpfen habe?

Ich konnte nicht mehr im Saal bleiben, erhob mich und ging hinaus...

Dieser Fall ging natürlich bis hinauf zum ZK. Den Referenten entband man seiner Pflichten. Man bestrafte ihn nicht für die Tatsache, einen großen Wissenschaftler beleidigt zu haben, auch nicht dafür, den Kern der Frage nicht verstanden zu haben, sondern für das, dass er der Lage nicht Herr wurde. Im Propagandistenarsenal gab es natürlich bereits eine vorgefasste Meinung über Sacharow: ein Mann der Wissenschaft, jedoch begrenzt, die Grundlagen der marxistisch-leninistischen Philosophie nicht begreifend...

Wen aber konnte so etwas zufrieden stellen? Ja, damals dachte ich zum ersten Mal darüber nach, dass mir ein Umdenken bevorstünde...

Auf unseren Kreativ-Seminaren trafen wir zweimal im Monat mit Referenten der Abteilung für Propaganda und Agitation beim ZK zusammen. An sie wandte ich mich mit meinen Zweifeln und den Worten, wir seien doch immerhin keine fortschrittlichen Melkerinnen oder Schlosser seien, denen es erlaubt ist Sacharow öffentlich zu brandmarken, ohne das Geringste über ihn zu wissen; wir müssten uns mit seinen Ansichten bekannt machen, um sie richtig und begründet kritisieren zu können. Auch fragte ich, weshalb man uns die »Samisdat«-Literatur vorenthielt. Gab man uns Parteiarbeitern doch 1968 eine speziell »zum dienstlichen Gebrauch« veröffentlichte »Bibel« heraus!

Allerdings übergingen die Referenten des ZK meine Fragen genauso geschickt, wie wir es selbst bei unseren Auditorien zu pflegen gewohnt waren. Also begann ich noch aufmerksamer das »Rote« wie das »Blaue« Bulletin des ZK zu studieren; ersteres war internationalen Fragen, das zweite der Wirtschaft gewidmet. Es existierte auch ein »weißes« Bulletin, welches ausschließlich für Sekretäre der Gebietskomitees bestimmt gewesen war. Jeden Tag verfolgte ich nun das Telex-Material der TASS, das in die ideologische Abteilung des Gebietskomitees hereinkam. Doch nirgends konnte ich Antworten auf meine Fragen finden. Ich begann weniger aufzutreten; als etatmäßiger Referent konnte ich mir den Luxus leisten frei über meine Arbeitszeit zu verfügen. Ich besuchte jetzt öfter die Vorträge meiner Kollegen (übrigens gehörte die Anwesenheit bei ihren Vorträgen und das Verfassen von Rezensionen,



Переводчик книги с русского на немецкий младшая дочь Эмилия.

*Übersetzerin des Buches aus dem Russischen ins Deutsche,
meine jüngere Tochter Emilia Holzer.*

d.h. ganz einfach die Bespitzelung der anderen Propagandaarbeiter, zu den Pflichten eines jeden Referenten). Nur entstanden nun zweierlei Rezensionen in meinem Kopf: eine für meinen Vorgesetzten und die andere...

Diese andere konnte man noch nicht einmal aufschreiben.

Was genau war es aber, das in diesen Vorträgen meiner Genossen so sehr mein Ohr beleidigte? Nehmen wir z.B. die »offiziellen« Angaben, die sie zitierten: General Grigorenko wurde von einer internationalen Ärztekommision

für psychisch krank erklärt; Tarsis befindet sich in einer Pariser psychiatrischen Anstalt; Feinberg in einer Psychiatrie in Israel; Larissa Mondrus nahm sich das Leben u. Ä. mehr. (In den Westen ausgereiste Regimekritiker, die für geistig gesund befunden wurden — im Falle Grigorenko existieren mehrere Gutachten — während sie in der UdSSR psychiatrischer Zwangsbehandlungen in geschlossenen Anstalten ausgesetzt waren.)

Einer der Referenten behauptete beispielsweise, dank der Beharrlichkeit der Sowjetunion wurde die Schlussakte von Helsinki unterzeichnet oder auch die Meinungsverschiedenheiten zu »Korb drei« aus dem Wege geräumt, da nämlich die UdSSR, mehr als alle übrigen Länder der Welt, um die Wahrung der Menschenrechte bemüht wäre. Während der Vorträge zur internationalen Lage vernahm ich nicht nur einmal die Behauptung, die USA wie auch die westlichen Länder seien keinesfalls an einem dauerhaften Frieden interessiert, und die Verzögerung der Unterzeichnung sowie Ratifizierung der Verträge SALT 1 und SALT 2 dadurch zustande kam, da die USA die Vorschläge der sowjetischen Seite nicht hatte annehmen wollen; ebenso solle die Reduzierung der Truppenstärke in Mitteleuropa nur deshalb im Sande verlaufen worden sein, weil der Westen Widerstand leistete, usw. Wohingegen, zur gleichen Zeit, von allen Referenten im Gleichklang behauptet wurde, in unserem Land sei der »Fünfjahresplan der Effektivität und Qualität« erfolgreich fortgesetzt worden, und die Pläne für Industrie und Landwirtschaft, bei jährlich wachsendem Nationaleinkommen, übererfüllt würden. Ich selbst erappte mich dabei, dass, wenn ich in meinen Vorträgen den offiziellen Angaben zufolge behauptete, die Getreideaussaat würde jedes Jahr um zwei Wochen früher beginnen, ich mir erlaubte auf die Ungereimtheit hinzuweisen, dass unter diesen Umständen, zehn Jahre nach Inkrafttreten dieses Prozesses, wir mit der Aussaat bereits im Dezember beginnen und die Ernte im April-Mai einbringen müssten. Auch die immerwährende Rede von den jährlich steigenden Melkerträgen hält dem kritischen Blick nicht stand; da stellt sich die natürliche Frage, inwieweit sich diese unglücklichen Tiere denn noch weiter »ausmelken« ließen.



Старшая дочь Регина

Meine älteste Tochter Regina Israel

Wissentlich falsche Zahlen

Es gab auch andere Momente, die unserer Propaganda sichtlich widersprachen. Wie allgemein bekannt gehörte Fleisch in unserem Land längst schon zur Mangelware; entgegen dessen belegten wissenschaftliche Gutachten, die entsprechende Jahresnorm des Fleischverbrauchs liege pro Kopf bei über 80 kg, vorausgesetzt, es wäre ausser Fleisch noch eine genügende Menge an Fisch, Obst und Gemüse vorhanden, d.h. jener Produkte, welche

die Tagesration der Mehrheit der sowjetischen Bürger nicht deckten; das bedeutet, dass praktisch auf jeden Einwohner durchschnittlich kaum 45 kg Fleisch im Jahr kommen. Auch war die jahrelange Knappheit von Butter und Weißbrot in der Provinz bekannt, ganz zu schweigen von Obst, Gemüse und Fisch, dessen Existenz in vielen Gebieten des Landes bereits in Vergessenheit geriet. Mit Begeisterung teilten wir unserem Auditorium wissentlich falsche Zahlen mit, dass z.B. die UdSSR, was den Gesundheitszustand der Bevölkerung betrifft, weltweit den ersten Platz einnehme, während die wirkliche Anzahl der Erkrankungen, insbesondere der an Krebs, geheim blieb. Genauso wurden die Zahlen der Kindersterblichkeit und des Geburtenrückgangs, in den großen Städten und Gebietszentren Russlands, verschleiert. Uns verpflichtete man zu behaupten, der Lebensstandard der Bevölkerung unsers Landes befinde sich weltweit an zweiter Stelle, wie groß war daraufhin mein Erstaunen, als ich zufällig auf soziologische Untersuchungen eines amerikanischen Instituts stieß und entdeckte, dass wir nach jenem Index bloß auf 19. Stelle liegen.

Daraufhin stellte sich mir die brennende Frage: Wie soll ich mich verhalten? Mich bemühen, meine innere Verwirrung zu bekämpfen und mit meiner bisherigen Arbeit, die mir das angenehme Leben eines Nomenklatur-Mitarbeiters sicherte, fortzufahren, oder mich für eine andere Arbeitsstelle zu entscheiden? Das Problem schien in vielerlei Hinsicht unlösbar: die materielle Seite dieser Angelegenheit, die für einen Menschen mit Familie hinreichend wichtig erscheint, brauche ich sicher nicht zu erwähnen, doch wäre die Tatsache nennenswert, dass ich mir niemals ein genügend einleuchtendes Motiv eines solchen Wandels für meine Vorgesetzten hätte ausdenken können: Man hätte mich schlichtweg nicht verstanden oder für verrückt gehalten. Niemand in der Sowjetunion verlässt freiwillig die Kaste der Nomenklatur-Mitarbeiter, aus ihr kann man nur »beseitigt« werden...

Über die Einzelheiten unserer Ausreise möchte ich nicht berichten, vieles von dem, was mein Mann und ich in jenen zwei Jahren, in welchen wir auf die Ausreisegenehmigung warteten, durchmachen mussten, erlebten auch andere sowjetische Emigranten. Mir wäre wichtig zu sagen, dass die Entscheidung auszureisen nicht sofort kam und mein Mann es gewesen war, der sie schließlich traf... Seine Eltern wie auch engen Verwandten waren nach langen Jahren der Gefangenschaft in den Lagern ums Leben gekommen. Ich erfuhr davon, als auch von der Tatsache, einen tiefgläubigen Menschen geheiratet zu haben, erst lange nach unserer Hochzeit.

Den Kernpunkt bildete die weitere Erziehung unserer Kinder, ihre Zukunft.



Автор обложки книги внучка Эми. 13 лет.

Gestalterin des Bucheinbandes — meine Enkelin Aimée-Sophie Gerards (13).

Der Gedanke, sie würden ohne jegliche ethischen Prinzipien aufwachsen, geistig wie moralisch verkommen, versetzte mich in Schrecken. Auch wollte ich nicht, dass sie ihre Jugend in Institutshörsälen verbringen, um genau wie ich später zu erfahren, all die Jahre nicht das gelernt zu haben, was notwendig gewesen wäre...

Wie so viele andere Parteimitglieder, die den Sprung in den Westen wagten, durchlief auch ich den schweren langen Weg des Ausschusses aus den

US Army
Foreign
Language Training Center
Europe



ЦЕНТР
ПО ИЗУЧЕНИЮ
ИНОСТРАННЫХ
ЯЗЫКОВ

This is to certify that

Anastasia Powerennaja

has successfully completed the Munich Russian Review Language Course

in testimony whereof we confer this

honorary
Diploma
— ДИПЛОМ —



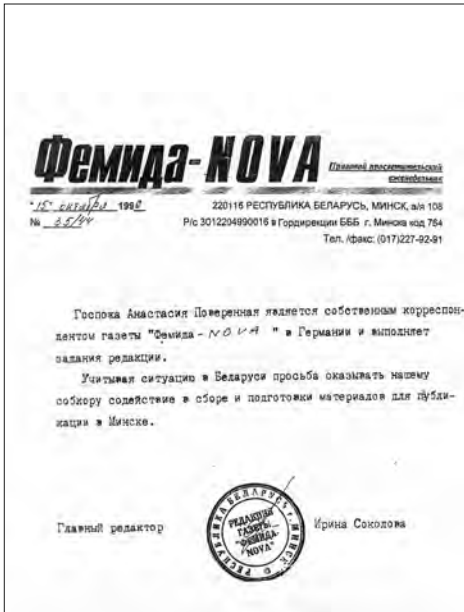
given in Munich on this 15th *day of* September 1993

S. Z. G. ... *Mamb ...*
Director of Instruction Commander

Диплом

Diplom

Reihen der KPdSU (Voraussetzung für die Erteilung der Ausreisegenehmigung durch die Pass- und Visa- Abteilung). Alles begann mit meiner Entlassung aus meinem Arbeitsverhältnis, dem Ausschuss aus der Partei sowie der Registrierung als Hausfrau am entsprechenden Wohnsitz — dies geschah an demselben Tag, an dem ich meine Israeleinladung erhielt. Doch zog sich der Prozess des Parteiausschusses über ein ganzes Jahr hin; dafür musste eine »entsprechende« Charakteristik angefertigt werden, was sich sehr schwierig gestaltete, da sich meine ehemalige Parteiorganisation umgehend von mir abgrenzte und nicht gewillt war dies zu tun. Die neue Organisation wollte die Charakteristik ebenso nicht schreiben mit der Begründung mich nicht zu kennen. Letzten Endes übertrug man diese Angelegenheit einem Parteimitglied, welches mich noch nie gesehen hatte. Als das Dokument schlussendlich



FEMIDA-NOVA — wöchentlich rechtliche Aufklärung, Republik Belarus, Minsk, a./ja 108 15.10.1996, Nr. 35-44.

Frau Anastasia Powernaja ist Redaktionskorrespondentin der Zeitung FEMIDA-NOVA in Deutschland. Unter Berücksichtigung der Situation in Belarus bitten wir, bei der Recherche und Vorbereitung des Materials, unsere Korrespondentin für die Veröffentlichung in Minsk zu unterstützen.

*Chefredakteurin
Irina Sokolova*

«ФЕМИДА Nova»

»Femida Nova«

das Gebietskomitee der Partei erreicht hatte, erklärte man es dort für unbrauchbar, da — die Tinte nicht die richtige Farbe aufwies. Mit einem Wort, man versuchte, die Entscheidung mit allen möglichen Mitteln hinauszuzögern. Unüblich war auch, dass das zuständige Büro zweimal eine Ausreisensitzung in meiner Wohnung(!) abhielt: Während dieser Sitzungen wurde nicht nur ich, sondern auch mein Mann in sehr voreingenommener Weise über die Ursachen und Ziele unserer Ausreise verhört, zudem appellierte man an mein Parteigewissen. Auf letzteres antwortete ich: Der Mensch habe nur ein Gewissen. Auszureisen bedeutete in meinem Falle moralischer zu handeln als zu bleiben und Menschen von etwas überzeugen zu müssen, woran ich selbst nicht mehr glaubte.

Von der Richtigkeit meiner Entscheidung bin ich fest überzeugt, denn heute, in einem fremden Land lebend, hilft sie mir im Umgang mit den neuen und komplizierten Lebensbedingungen zurechtzukommen...

DER »KOMMUNISTISCHEN MORAL«

VERPFLICHTET

Zur Lage der Frauen in der UdSSR

Das sowjetische System ist ein System der Paradoxe — in Politik und Wirtschaft, der sozialen Ungleichheit der Menschen und ähnlichem mehr.

Daher möchte ich meine Ausführungen über die tragische Situation der Frauen in der UdSSR mit dem Paradoxon »Schützt die Männer« beginnen, einer Polemik, die bereits über zehn Jahre im Lande herrscht.

Die ersten Artikel in Zeitungen und Zeitschriften wurden diesbezüglich mit Humor aufgenommen. Auch wir, die Propagandisten der Partei, begriffen anfangs die soziale Katastrophe nicht, die hinter dieser Polemik steckt. Wir dachten schlicht, unsere potenziellen Nebenbuhler, die Journalisten, hätten uns diesmal übertrumpft und uns ein neues Thema für unsere Auftritte zugespült. Doch dann sahen sich Pädagogen genötigt in die Diskussionen einzugreifen, wie sich am Ende herausstellte: Die sowjetische Familie der Gegenwart ist zurückgekehrt zum — Matriarchat. Die russische Frau, der Tradition nach unterwürfig und scheu, hat sich zur Organisatorin und Lenkerin der Familie, der Mikrozelle der sowjetischen Gesellschaft gewandelt.

Die Rolle des Ehemannes — einst Hausherr und Ernährer — stellt heute bestenfalls die eines älteren Kindes in der Familie dar. Er hat, in der Regel, mit deren Problemen nichts zu schaffen, ist ohne Initiative, daher auch ohne Verantwortung und befindet sich somit in einer doppelten Abhängigkeit: vom System und von der Familie. Diese ganze Polemik lief also auf das Paradoxon hinaus, den Mann vor dem sowjetischen System schützen zu müssen.

Der Frau im Westen wird es schwer fallen, das zu glauben, doch eben darin, so scheint mir, liegt der Hauptunterschied zwischen dem westlichen und dem sowjetischen Feminismus, wenn hiervon überhaupt die Rede sein kann. Die westliche Frau ist auf den Sturz des Mannes bedacht, die sowjetische Frau hegt tiefes Mitgefühl für ihn.

Die westliche Feministin glaubt vorbehaltlos der sowjetischen Propaganda, welche tagtäglich von der Beteiligung sowjetischer Frauen am gesellschaftlichen und politischen Leben verkündet. Die Statistik allerdings beweist das Gegenteil. Nach offiziellen Angaben besteht in der UdSSR ein Frauenüberschuss von zwanzig Millionen; in der Partei jedoch stellen die Frauen die absolute Minderheit dar: etwas über ein Viertel. Können sie auf der unteren und mittleren Ebene noch Führungsrollen übernehmen, so sind sie im Hauptquartier der Partei — im Politbüro und im Sekretariat des ZK — überhaupt nicht vertreten. Auch streben mit den Jahren immer weniger Frauen eine Parteikarriere an, da es bei einem solchen System schwer fällt, gesellschaftlich-politische Arbeit mit den Pflichten einer Ehefrau und Mutter zu vereinen. Gelänge es, unter führenden Damen und Parteidamen Erhebungen anzustellen, so wären sicherlich die Unverheirateten in der Überzahl.

Von Glück können diejenigen sprechen, deren Karriere erst nach der Heirat begann; die die schon in jungen Jahren rasch die Parteileiter hinaufzuklettern wussten, mussten in der Regel auf die »weibliche Erfüllung« im Leben verzichten. Zuerst dachte ich die Provinz, die Kleinstädte hätten daran schuld. Doch beobachtete ich später das gleiche auch in Moskau und Leningrad: Das Privatleben einer Frau in Führungsposition ist gar zu sehr den Blicken anderer ausgesetzt; über ihr moralisches Verhalten wacht nicht nur der Parteiapparat, sondern auch der neugierige sowjetische Philister. So bleiben ihr von Jugend an die irdischen Freuden versagt: Freunde, fröhliches Beisammensein, Trinkabende u. Ä. m. Das alles, samt dem unerforschten Gebiet des Sexuellen, tauschte sie gegen einen einzigen Genuss ein — den der Macht. Während meiner Partearbeit — ich war jahrelang Direktorin des Referentenbüros der Gebietsparteileitung in Nowgorod — kam ich zu der Überzeugung, dass das sowjetische System in diesen Frauen das Weibliche geradezu wegsterilisiert. Im Dienst sind sie entschlossener, härter und kaltblütiger als ihre Kollegen. Wie die russische Bauersfrau den Gynäkologen, so fürchtet der sowjetische Normalverbraucher, der auf Gerechtigkeitsuche Klinken putzen muss, das Kabinett einer Parteidame.

Doch nun zur Hauptfrage — der Beteiligung sowjetischer Frauen an der Produktion. Seit den ersten Jahren der Sowjetmacht war die Partei bemüht, Frauen in den Produktionsprozess zu involvieren. Gut ausgewählte Agitatoren suchten sie davon zu überzeugen, dass sie nur in der Produktion, im Arbeitskollektiv, zur Unabhängigkeit gelangen und zu vollwertigen Persönlich-

keiten heranreifen können. Die ersten Fünfjahrespläne und der Zweite Weltkrieg haben der Welt gezeigt, welcher Tapferkeit und welchen Heldentums sowjetische Frauen fähig sind.

Nicht weniger an Tapferkeit wird ihnen auch heute noch abverlangt. Die Situation in der UdSSR ist komplizierter geworden, u. a. auch, weil Arbeitskräfte fehlen — viermal so viel wie in den vergangenen Jahrzehnten. Umso wichtiger wird daher der subjektive Faktor: die Produktivität des einzelnen Arbeiters und die Qualität seiner Arbeit. Da im Land ein Frauenüberschuss herrscht nahm während der letzten Jahre auch die Zahl der Frauen in der Produktion stark zu: In der RSFSR (Russische Sozialistische Föderative Sowjetrepublik) sind es 51, in Weißrussland 53, in Estland 54 Prozent usw.

Bezeichnend ist, dass in sämtlichen 290 Berufsgruppen — sie umfassen alle Beschäftigungsarten innerhalb der Volkswirtschaft — auch Frauen tätig sind; in 156 Gruppen beträgt ihr Anteil 50 Prozent. Im Zusammenhang damit werden erste Versuche unternommen, die Frage des Anstiegs weiblicher Arbeitsaktivität zu untersuchen.

Den Anfang unternahm, mit einer großen Studie zu diesem Thema, Ende 1978 die ideologische Abteilung der Gesellschaftswissenschaftlichen Akademie beim ZK der KPdSU. Niemand weiß, wann — sofern überhaupt — solcherlei Forschungsergebnisse in der Praxis angewendet werden können, ob man schlussendlich physische und psychische Unterschiede zwischen den Geschlechtern jemals zu Kenntnis nehmen und ihnen Rechnung tragen werde: z.B. bei der Verteilung der Arbeitskräfte in der Produktion sowie bei der Errichtung der sowjetischen Gesellschaft im Allgemeinen. Man tut gut daran sich bei dieser Gelegenheit an Karl Marx zu erinnern, der sagte: »Echte Gleichberechtigung der Geschlechter werde erst im Kommunismus möglich, weil dann die Gesellschaft imstande sei, besagte unterschiede maximal zu berücksichtigen. «Woraus folgt, wie weit die sowjetische Gesellschaft der Gegenwart vom Kommunismus doch entfernt ist. Derzeit bedeutet der Anstieg der weiblichen Arbeitsaktivität in der Sowjetunion, dass die Frau mit immer mehr Arbeit belastet wird, ihre Normen erhöht werden und man sie mehr Maschinen, mehr Melkapparate bedienen lässt. In dieser Hinsicht ist sie dem männlichen Arbeiter völlig gleichgestellt. Die wichtigsten Führungsstellen jedoch bleiben nach wie vor den Männern vorbehalten.

In den Werkshallen stehen also Frauen an den Maschinen, in Parteikomitees und in den Direktionssesseln sitzen Männer. Nicht anders in den Dörfern: Frauen treiben Ackerbau und Viehzucht, Männer sind Brigadiere und Vorsitzende der Kolchosen und Sowchosen.

Physische Frauenarbeit spielt in der sowjetischen Volkswirtschaft eine immer größere Rolle. Früher erklärte man dies mit dem Männermangel, als Folge des Zweiten Weltkrieges. Heute bringt man es vor allem mit der Erweiterung der Schwerindustrie im ganzen Land zusammen, die notwendigerweise Arbeitskräfte, auch weibliche, zu rekrutieren hat.

Kann sich die Frau im Westen ein Dasein als Bergfrau, Stahlgießerin, Heizerin, Schmiedin, Holzfällerin, Maurerin, Walfängerin, Erdarbeiterin u. Ä. vorstellen? — Alles Berufe, die sowjetische Frauen ausüben!

Ich bringe nur ein Beispiel inwieweit die physische Ausdauer sowjetischer Frauen reicht. W. Golubewa, Weberin in Iwanowo, Heldin der Sozialistischen Arbeit und Delegierte des XXVI Parteitages, hatte 1979 dreißig Maschinen zu bedienen — das Fünffache der Norm. Bis zum 15. Dezember 1979 erfüllte sie fünfzehn Jahresnormen. Ihre Freundin A. Erofejewna, ebenfalls Heldin der Sozialistischen Arbeit, hatte 1200 Spinnstellen bedient, bei einer Norm von 320, und bis Ende Dezember vierzehn Jahresnormen erfüllt. Der damalige Generalsekretär Breschnew gratulierte diesen Frauen zu ihrem Erfolg und wünschte ihnen — neue Arbeitssiege davonzutragen: »Der reife Sozialismus bietet den Frauen echte Freiheit und weitestgehende Möglichkeiten, ihre schöpferischen Kräfte zu entfalten. Zu Recht wird behauptet, die Entwicklungsstufe einer Zivilisation werde dadurch bestimmt, welche Stellung die Frau in der Gesellschaft einnimmt.« Ein Kommentar erübrigt sich.

Kein anderes Land kann jedoch mit der Sowjetunion konkurrieren, wenn es um Methoden geht, die Arbeitsintensität zu steigern.

Nur dass diese Methoden relativ rasch die Gesundheit der Arbeiter, insbesondere der Frauen, untergraben und ihr Leben verkürzen, kümmert die sowjetische Führung wenig. Für Arbeitserfolge wird man schließlich ausgezeichnet und gefördert, man erhält Orden, Medaillen, Ehrenbezeugungen, wird ins Präsidium in Versammlungen gesetzt und zu Abgeordneten gewählt; in den Zeitungen werden Artikel über einen geschrieben, und man wird dort abgebildet.

Kaum jemand aber macht sich Gedanken über das Haupt-, das Fernziel dieser Politik: andere Arbeiter gewissermaßen anzutreiben und sie zu nötigen, »freiwillig« mit immer mehr »Hingabe« zu arbeiten. Eine Frau zum Beispiel, die ihre Normen übererfüllt, um einen Orden zu bekommen, gibt, ohne sich dessen bewusst zu sein, der Leitung Gelegenheit, die Normen der anderen Arbeiterinnen ebenfalls zu erhöhen. Sie wird von einschlägiger Propaganda benebelt, ihre Kolleginnen selbst dazu aufzufordern. Gewöhnlich präpariert man solche »Stoßarbeiterinnen« im Voraus, unterstützt sie, schafft ihnen

bessere Arbeitsbedingungen — alles ganz behutsam, ohne überflüssiges Aufsehen zu erregen.

Wodurch wird indes die Entfaltung der sogenannten »schöpferischen Aktivität« der sowjetischen Frauen stimuliert? Durch höheren Arbeitslohn vielleicht oder durch zusätzliche materielle Leistungen? Die Antwort hole sich mein Leser im Werk »Die KPdSU in ihren Beschlüssen«, Bd. 10, S. 493. Dort heißt es unzweideutig: ... die Partei lege großen Wert auf die Verbindung von materieller und moralischer Förderung, doch sei, in der Zeitspanne des sich entwickelnden Sozialismus, den moralischen Faktoren zunehmend größere Aufmerksamkeit zu schenken.

Wäre das so zu verstehen, dass die sowjetischen Werktätigen materiell vollauf versorgt sind und finanzielle Zuwendungen nicht brauchen oder: dass materieller Wohlstand ein »kleinbürgerliches Relikt« ist, des Durchschnittsbürgers unwürdig, durchaus aber der Partei- und Volksführung würdig?

Wie diese Formel sich in der Praxis auswirkt, beurteile man am Beispiel etwa meiner Heimatstadt Smolensk. Hier gibt es seit Jahren weder Butter noch Fleisch, noch Kleidung oder Schuhwerk, selbst der primitivsten Art; mit Lebensmitteln und Textilien versorgen sich die Bewohner in Weißrussland — Minsk und Witebsk.

Unterschiedliche Löhne für Männer und Frauen

Unlängst beobachtete ich eine Protestdemonstration der Münchner Feministinnen. — Weswegen demonstrieren Sie? — fragte ich. — Wir fordern, war ihre Antwort, gleiche Renten wie die der Männer. — Viel Erfolg, aber wissen Sie, dass Ihre sowjetischen Kameradinnen auch weniger Rente als die Männer bekommen? — Das kann nicht sein, kam kategorisch zurück, dort sind doch alle gleichberechtigt. Darauf meine Antwort heute: bis jetzt wird in der UdSSR geheim gehalten, dass der Durchschnittslohn von Mann und Frau eben nicht gleich ist. Man kann sich aber den Unterschied ungefähr vergegenwärtigen, wenn man zweierlei in Betracht zieht. Erstens: In den Branchen, in denen hauptsächlich Frauen arbeiten (wie Leicht-, Nahrungsmittel-, und Textilindustrie), ist der Lohn bedeutend niedriger als in anderen Bereichen. Zweitens: Männer nehmen, wie schon gesagt, auf allen Gebieten höhere Stellungen ein, bekommen also auch mehr Lohn. Besonders schlecht fällt die Bezahlung beim Handel, im Bildungs- und Gesundheitswesen aus, wo vor allem Frauen

beschäftigt sind. Renten werden auf der Basis des Arbeitseinkommens berechnet, woraus letztlich folgt, dass Männer im Alter besser versorgt sind als Frauen. Im Gegensatz zu ihrer Schwester im Westen darf die sowjetische Frau jedoch nicht protestieren.

Als Parteipropagandistin kam ich — und nicht nur einmal — mit den verschiedensten Frauenkollektiven in Berührung. Insofern kann ich mir ohne Mühe auch ihre Zukunft vorstellen, ungeachtet der verheißungsvollen ökonomischen Reformen: Sozialistische Allunions-Wettbewerbe gehören dazu, größere Selbstverpflichtungen, freiwillige Arbeitseinsätze an Wochenenden und sonstigen freien Tagen in Patenkolchosen und Sowchosen usw. Dies alles kostet Freizeit, die ohnehin knapp ist, kostet Kraft, verursacht chronische Übermüdung und Krankheiten, wodurch wiederum Familienleben und Kindererziehung leiden.

Doch ist schwere körperliche Arbeit aus heutiger Sicht nicht einmal die eigentliche Tragödie der sowjetischen Frau. Es sind dies vielmehr: Haus, Alltag und Familie.

Wohnraum und Ernährung gehören zu den elementarsten Bedürfnissen des Menschen. Seit je her war es die Pflicht des Mannes, dem Erwerb nachzugehen und zu bauen, die der Frau, Nahrung zuzubereiten und das Haus in Ordnung zu halten. Daran hat sich bis heute nicht viel geändert. Nur, dass die Frau jetzt noch dazu »dem Erwerb nachzugehen«, d. h. für den Lebensunterhalt zu sorgen hat.

Lebensstandard

Im Westen wird der Frau die Hausarbeit durch eine Vielzahl von Geschäften, eine Fülle an Lebensmitteln und Halbfabrikaten sowie jede Art von Haushaltstechnik sehr erleichtert. Anders in der Sowjetunion. Hier lebt die Hälfte der Bevölkerung ohne jeglichen Komfort: ohne Kanalisation, Dusche oder Badezimmer, ohne heißes und oft sogar kaltes Wasser in der Wohnung oder im Haus zu haben. Was hätten solche Familien denn auch von Wasch-, Geschirrspül- und anderen Maschinen? Was etwa von Saftpressen, wenn es nichts auszupressen gibt, weder Obst noch Gemüse?...

Der sowjetische Philosoph W. M. Sokolow begründet die Verteilung der materiellen Güter in der UdSSR wie folgt: Jeder müsse für sich erkennen, inwieweit seine Ansprüche vernünftig sind; er müsse sie, erstens, nach den Möglichkeiten der Gesellschaft bemessen und zweitens, nach der Qualität

der eigenen Arbeit, in die er investiert sowie nach seiner persönlichen Stellung. Also: »Jedem das Seine.« Eine Arbeiterin oder Hausfrau, sagen wir, kann demzufolge nicht mehr verlangen als eine Schauspielerin des Volkes, und die wiederum darf von den Juwelen, die letztens Raissa Gorbatschowa im Westen erworben hatte, nicht einmal träumen.

Die sowjetischen Frauen haben übrigens ganz andere Sorgen als ihre First Lady. Sie richten ihre gesamten Kräfte und Gedanken auf den ständigen Kampf um den Lebensmittel- und Geldmangel. Doch das soll natürlich niemand wissen. W. Bukowski wies in seinen »Briefen eines russischen Reisenden« sehr treffend auf den Unterschied zwischen der Armut in Amerika und der in der Sowjetunion hin: Der arbeitslose Amerikaner stellt seine Armut ostentativ zur Schau. Hingegen die sowjetische Familie alles daran setzt, ihre Armut zu verbergen und Wohlstand vorzutäuschen. Hat eine Nachbarin oder Freundin einen Mantel für hundert Rubel gekauft, so kauft man sich unbedingt einen noch teureren, doch keineswegs deshalb, weil man nicht weiß, wohin mit dem Geld.

Woher aber nehmen, um sich teure und schöne Sachen kaufen zu können? Wenn eine Damenstrumpfhose 7,50 Rubel kostet, während man für einen Achtstundentag sechs bis sieben Rubel verdient? Man für eine Import-Jeans auf dem Schwarzmarkt 200 Rubel bezahlt, der Durchschnittslohn eines Berufstätigen aber 180 Rubel beträgt? Die offiziell verkündete Anhebung des Lebensstandards läuft also darauf hinaus, dass die Werktätigen sich denselben vom Munde absparen sowie den Riemen hierfür enger schnallen müssen.

Doch selbst für die Frauen, die materiell abgesichert sind — die Damen der Nomenklatur, stellt das Leben kein Honiglecken dar. Heute glaube ich, dass mein innerer Konflikt und seinerzeit noch sehr unbewusster Widerstand gegen das Regime in den Jahren begann, in welchen ich am glücklichsten gewesen bin. Ich hatte geheiratet und damit offenbar gegen ungeschriebene Parteinormen verstoßen; denn erstens war mein Mann parteilos und zweitens aus Leningrad — Leningrader und Moskauer sind nämlich Menschen, für die ein Leben außerhalb ihrer Stadt undenkbar ist. Ich hätte also logischerweise zu ihm nach Leningrad ziehen müssen. Das konnte ich aber erst, nachdem mich das Nowgoroder Gebietspartei Komitee aus meinem Amt entlassen hatte. Jedoch ließ es sich viel Zeit damit, bis schließlich das Leningrader Gebietskomitee, mein großer Befürworter, mich seinerseits in ein Amt berief.

Inzwischen war meine Tochter zur Welt gekommen. Das hätte in einem gesonderten Krankenhaus des Gebietspartei Komitees geschehen sollen, doch

gibt es im ganzen Land keine einzige dieser Kliniken, die eine Entbindungsstation besitzt — »bei uns« wird eben selten geboren.

Ich bin also in einer normalen Entbindungseinrichtung untergebracht, den Volksmassen nah und bekomme Besuch, was den anderen Frauen untersagt ist. Am fünften Tag nach der Geburt bittet mich die Stationsärztin zu sich und schlägt mir vor, die Klinik sofort zu verlassen: — Sehen Sie, wir haben viele infektiöse Kinder. Morgen fangen wir damit an zu desinfizieren und sind deshalb gezwungen, kranke wie auch gesunde Säuglinge in einem Raum unterzubringen. Ihr Kind ist gesund und ich möchte nicht, dass Sie mich später dafür haftbar machen können. Gehen Sie!

Ich verspreche zu schweigen und kann daher meinen Zimmergenossinnen nicht Bescheid sagen — Gleichgültigkeit und Teilnahmslosigkeit dem Schicksal des Nächsten gegenüber bringen auch mich auf der Parteileiter nach oben... Ich muss also flüchten, rufe meine Dienststelle an, verlange nach einem Dienstwagen mit Chauffeur und fahre, vom Hinterausgang aus, in einer schwarzen »Wolga«-Limousine nach Hause.

Der Preis für die Partei-Privilegien

Wladimir Majakowski, der Volkstribun der Revolution, hatte einmal geschrieben: ...» Würde in einem Museum ein weinender Bolschewik ausgestellt werden..., es stünden dort die ganze Nacht Schaulustige herum — kein Wunder, denn so etwas sieht man für die Ewigkeit nicht wieder«... Daraufhin möchte ich sagen: Würde in diesem Museum eine Parteidame im Brautkleid und mit Blumenstrauß ausgestellt sein, der Schaulustigen wären noch viel mehr: Eine Frau in leitender Stellung ist selbst in ihrem Glück noch unglücklich. So sie nicht gerade Kulturminister oder Vorsitzende des Präsidiums des Obersten Sowjets ist, muss sie ihr Privatleben unauffällig und in aller Stille abwickeln. Hinterausgang, schwarzes Auto, dunkles Kostüm... Für ihre Partei-Privilegien bezahlt sie mit noch größerer Unfreiheit als die Kolchosen-Bäuerin, die Arbeiterin, die Angestellte. Ihr Existenzkampf besteht darin, die Vorteile nicht einzubüßen, an die sie sich recht schnell gewöhnte: Spezialgeschäfte, geordneter Alltag, geordnete Erholung, die Möglichkeit eine Hausangestellte zu haben u. Ä. Der triste Existenzkampf der werktätigen Durchschnittsbürgerin endet zumindest an der Schwelle des eigenen Hauses.

Besonders schwer ist das Leben kinderreicher Mütter. Die Frage zu ihrer Beteiligung an der Produktion wird unter Soziologen heftig diskutiert. Die einen behaupten, dass Arbeit von kinderreichen Müttern sich für den Staat

nicht auszahle (Kinderkrippen, Kindergärten) und schlagen vor, ihnen eine Unterstützung in der Höhe eines Durchschnittslohns zu gewähren, damit sie ihre Kinder selbst aufziehen können. Andere haben wiederum ausgerechnet, dass jede Arbeiterin mit mittlerer Qualifikation in sechs Jahren alle, mit Arbeitsbeschaffung und Unterbringung eines Kindes verbundenen, Unkosten wieder eingeholt hätte. In den Folgejahren schaffe sie einen Reingewinn von jährlich 1200 Rubel. Demnach wäre auch die Arbeit kinderreicher Mütter für den Staat rentabel.

Nur werden diese immer rarer: Der Geburtenrückgang ist katastrophal, und für Bevölkerungszuwachs sorgen ausschließlich die mittelasiatischen Republiken (28 bis 31 Kinder auf tausend Einwohner pro Jahr, gegenüber 0,7 pro Familie in Leningrad). Familie zu haben wird unter den heutigen Bedingungen zu einer unerträglichen Belastung, weshalb auch die Zahl der Ehescheidungen von Jahr zu Jahr zunimmt; beinahe 50 Prozent werden von Frauen beantragt. Mithin steigt die Zahl der Alleinstehenden. Der Volkszählung von 1979 zufolge, gab es in der Sowjetunion mehr als zehn Millionen alleinlebende Frauen, ein Drittel davon junge Frauen unter dreißig, die durchaus heiraten und eine Familie gründen könnten. Gesetze, die in den letzten Jahren erlassen worden sind, konnten nichts ausrichten — die Frauen wollen keine Kinder. Mir wäre natürlich entgegenzuhalten, dass auch im Westen die Geburtenrate sinkt. Nur hier verzichtet die Frau auf Kinder, weil sie sich ihre Freiheit erhalten, weil sie reisen, ihre Ruhe und Bequemlichkeit haben möchte. Die sowjetische Frau tut es vor allem aus materieller Not, auf Grund schlechter Lebensverhältnisse usw.

Ich weiß nicht, ob man westlichen Fachleuten Glauben schenken soll, wenn sie behaupten, im Kommunismus werde die Familie aussterben. Siebzig Jahre Sowjetmacht jedenfalls haben die Familie weder nennenswert »sozialistisch« noch — auf sowjetische Art — glücklich gemacht. Was unter alldem genau zu verstehen ist, weiß ohnehin niemand. Man kann nur sagen, dass alles Persönliche in der Familie der »kommunistischen Moral« verpflichtet ist (auch das ein sehr unklarer Begriff). Eines steht jedoch fest: Die Rolle der Frau — der Ehefrau, der Hausfrau, der Mutter — hat sich verändert.

ZEIT DER VERSÖHNUNG

Unsere Korrespondentin, Anastasia Powerennaja, traf in München den Präsidenten des »Interclubs der Freunde von Bayern«, Herrn Dr. Valery Voinov und stellte ihm einige Fragen.

A.P.:

Valery Petrowitsch, in den 70er-Jahren, den Jahren meiner Emigration, war das Wort Dissident eines der populärsten in der Sowjetunion. Heute, nach Hause kommend, bin ich zutiefst irritiert von dem Wort Präsident. Mich beschleicht ein Gefühl, als gäbe es in Russland mehr Präsidenten als Vorsitzende der Kolchosen. Vielleicht bestimmt der Titel den Prozess der Demokratisierung unseres Landes vor? Warum sind Sie also Präsident und nicht Vorsitzender oder Leiter Ihres Clubs?

V.V.:

Das Statut unseres Clubs ist tatsächlich demokratisch, und mein Status wurde von den Gründungsmitgliedern, bei der Generalversammlung, ermittelt. Ich sehe da keinen Unterschied: Präsident — Vorsitzender. Die Zeit schreitet voran, und wir gewöhnen uns an das neue politische Lexikon.

A.P.:

Wie lange existiert der »Interclub der Freunde von Bayern«, wen verbindet er und welchen Aufgaben geht er nach?

V.V.:

Unseren Club gibt es bereits über acht Jahre. Er wurde durch die Gemeinde Denkendorf und den Krasnopresnensky-Bezirk Moskau ins Leben gerufen. Im September vergangenen Jahres veranstaltete unsere Hauptstadt das sechste Zusammentreffen der russisch — deutschen Partnerstädte, bei welchem ihre 20-jährige Freundschaft gefeiert wurde. Der Club verbindet etwa 200 Menschen ganz unterschiedlicher Altersgruppen, Berufe, Interessen und Vorlieben. Kurz gesagt, es finden Menschen zusammen, die ein Interesse an freundschaftlichen Beziehungen zu Deutschland und insbesondere zu Bayern haben. Die Clubsatzung sieht die verschiedensten Beziehungen der gemeinsamen Zusammenarbeit vor. Das Wichtigste jedoch ist und bleibt bis heute: der Kontakt und der Austausch der Kinder und Schulen; die Organisationen »Ferienarbeit« und »Studium Praktikum« für Moskauer Studenten in bayerischen Unternehmen. Gemeinsam wurden historische Daten gefeiert: der »50. Jahrestag zum Ende des zweiten Weltkriegs«, Moskaus 850. Jubiläum, »die bayerischen Tage« in Moskau und andere. Wir unterstützen die

neue russische Generation im Überdenken der historischen Beziehungen unserer beider Länder sowie bei der Definition einer würdigen Rolle der Deutschen in Russlands Geschichte und Entwicklung. Zu diesem Thema haben vermutlich viele die auf n-tv kürzlich ausgestrahlte 12-teilige Dokumentation über Deutsche in Russland angesehen. Bis zuletzt arbeitete unser Interclub noch nicht sehr breitgefächert, doch haben wir damit begonnen, in Moskau, regelmäßig literarisch — musikalische Veranstaltungen zu zelebrieren, welche kulturellen Persönlichkeiten Russlands und Bayerns gewidmet sind. Einer guten Resonanz erfreute sich der Abend zum hundertsten Geburtstag von Carl Orff sowie Veranstaltungen zu Bertolt Brecht, Richard Strauß, Wassili Kandinsky, Gabriele Münter und Fjodor Tjuttschew. Im Dezember letzten Jahres feierten wir, im Haus der Freundschaft, den 750. Geburtstag der Stadt Ingolstadt.

A.P.:

Wussten Sie, dass in München, einer der besten Spezialisten des Schaffens Fjodor Tjuttschews, Arkadij Polonskij, lebt? Dank seiner wurden in der Herzog-Spital-Strasse 12 und in der Salvatorkirche Gedenktafeln errichtet. Erstere als Hommage an den Dichter und den Bayern zur Erinnerung an das Haus, in dem sich die erste russische Botschaft Bayerns befand, in welcher der junge Tjuttschew, im Sommer 1822, seinen Dienst antrat. Zweitere als christliches Angedenken, denn in dieser Kirche fand seine erste Trauung statt und fünf seiner in München geborenen Kinder wurden dort getauft.

V.V.:

Den 190. Geburtstag des Dichters feierten wir im Dezember 1993, als es noch kein Buch von Polonskij über Tjuttschew gab. Doch wir hoffen, zu seinem 200. Jubiläum, im Jahr 2003, Arkadij Emiljewitsch zu unseren Ehren Gästen zählen zu dürfen.

A.P.:

Mit welchem Ziel sind Sie jetzt gerade nach München gekommen?

V.V.:

Erstens, auf Grund von geschäftlichen und freundschaftlichen Zusammentreffen, zweitens kam ich mit der Frau des russischen Philosophen und Schriftstellers Alexander Sinowjew hierher. Vor ihrem Rückgang nach Moskau lebten die Sinowjews, etwa zehn Jahre lang, in München und Olga Mironowna nahm, als zukünftiges Mitglied unseres Clubs, die Mission auf sich mich mit dem russischen Emigrantenkreis der bayerischen Hauptstadt bekannt zu machen, was unsere Begegnung mit Ihnen gerade auch bestätigt.

A.P.:

Danke. Es ist erfreulich zu beobachten, wie in Russland die Zeit des »Steine Sammeln« angebrochen ist, in der man aufgehört hat, uns in Freunde und Feinde zu teilen, was Gelegenheit zu einer offenen Kommunikation in gegenseitigem Vertrauen ermöglicht. Doch kehren wir zurück zu Bayern. Können Sie uns erzählen mit wem Sie sich hier konkret getroffen haben?

V.V.:

Aus Tradition und Freundschaft mit Michail Arkadjewitsch Logwinov, dem russischen Konsul dieses Landesteils in Deutschland. In der Staatskanzlei traf ich Herrn Bertolt Flierl, den Berater des Premierministers für östliche Zusammenarbeit. Bei der Industrie- und Handelskammer München und Oberbayern kam ich mit Herrn Huber zusammen. Ich war zu Gast bei der Abgeordneten des Europaparlaments, Frau Gabriele Schnauer und beim Vorsitzenden des Bayerischen Soldatenbundes 1874 e.V., dem ehemaligen Generalmajor Herrn Reichard. Ebenso traf ich den Leiter des Expertenclubs, Herrn Dr. Erwand und viele andere, die für unseren Club von Interesse sind. Doch die besten Freunde wurden mir die Feuerwehrleute des Landesfeuerwehrverbandes Bayern mit ihrem Oberhaupt Gerhard Dibow.

Das Ziel all dieser Zusammentreffen ist das Konkretisieren der Pläne für die Kooperation des laufenden Jahres, dazu gehören: die Teilnahme an den nächsten »Bayerischen Tagen in Moskau«; die Durchführung des ersten Kinderfestivals der Freundschaft »Moskau – Bayern« im Juni dieses Jahres (wenn es denn klappt); die Organisation »Der zweiten Woche der Versöhnung« (die Begegnung der Veteranen des 2. Weltkriegs).

A.P.:

Begegnungen zur rechten Zeit sind wichtig, doch müssen sie auch finanziert werden?

V.V.:

Dies ist die schwierigste Frage im Sinne des Ausmaßes unserer Aktivitäten, jedoch nicht ausschlaggebend in der Einflussnahme unserer Freundschaften und persönlichen Beziehungen. Wir werden von Sponsoren unterstützt, profitieren von Vergünstigungen einiger Fluggesellschaften und von freiwilligen Helfern, Familien, welche Kinder in ihren Ferien zur Erholung aufnehmen, sowohl in Bayern als auch in Moskau.

A.P.:

Sie sagten, Ihr Club verbindet rund 200 Menschen. Wie sind da die Mitglieder politisch — parteilich vertreten?

V.V.:

Gar nicht. In unserem Club werden solche Fragen nicht gestellt, und diese Angaben sind in unseren Antragsformularen nicht vorgesehen. Das Wesentliche ist die Freundschaft mit Deutschland und insbesondere mit Bayern.

A.P.:

Wie ist Ihr Verhältnis zu der Frage des Mehrparteiensystems Russlands? Würden Sie das Land lieber in einem begrenzten fünf bis sechs Parteiensystem wie in Deutschland sehen, oder stellen Sie die rund 200 momentan existierenden Parteien zufrieden?

V.V.:

Vorweg möchte ich sagen, dass die 200 Parteien in Russland reine Fiktion sind. Jede ambitionierte Person, welche sich nicht einmal als Politiker bezeichnen lässt, gründet eine eigene Partei für ganz persönliche Zwecke. Solche Parteien können, eventuell, strukturell in Subjekte der Föderation untergeordnet sein, doch denke ich, ausschließlich auf dem Papier und in »Tschitschikovskij — Manier« (siehe: »Die toten Seelen« von Nikolai Gogol). Das neue Gesetz, die politischen Parteien betreffend, welches die Duma verhandelt, wird dieser Situation voraussichtlich ein Ende bereiten. Ich denke, früher oder später werden wir zum deutschen System der fünf bis sechs Parteien wechseln, die reale Mitglieder, Programme und politische Einflüsse beinhalten werden. Ja und die Anzahl der Parteien an sich spiegelt, keinesfalls, die Härte der organisierten Vertikale der Macht, wider.

A.P.:

Wie gestaltet sich, Ihrer Meinung nach, die Organisation der Machtstruktur in Russland heute?

V.V.:

Das Machtproblem ist in erster Linie ein Problem der Kommunalverwaltung. Im Vergleich zu Deutschland ist sie einerseits vorhanden, andererseits jedoch wieder nicht. Welch eine Gemeindevertretung kann das sein, wenn die Leute bei uns in keinsten Weise Einfluss nehmen können auf das, was bei ihnen zu Hause, in ihrem Bezirk, Dorf oder ihrer Stadt, vor sich geht. Da genügen auch persönliche Meinungen nicht, um real etwas verändern zu können. Oft, nach Deutschland kommend, bekommt man einen tiefen Einblick ins Leben und in die Organisationsstruktur der Macht: wir müssen lernen, lernen und nochmals lernen, was eine Demokratie bedeutet.

A.P.:

Valery Petrowitsch, zum Ende möchte ich, im Namen unserer Redaktion, mich dafür entschuldigen, dass nicht wir die Ersten waren, die Sie inter-

viewten, die deutschen Kollegen kamen uns zuvor. Es lag nicht an unserer russischen Faulheit, sondern an den verschiedenen Möglichkeiten:

die »Süddeutsche Zeitung« ist eine Tageszeitung, die Unsere kommt, zu gegebener Zeit, nur einmal im Monat heraus. Wir bedanken uns und wünschen Erfolg für Ihren Club.

VON EINEM TREFFEN ZUM NÄCHSTEN

In Moskau trafen sich, zweimal, die Korrespondentin von »Neues Leben Deutschland« A. Powerennaja und der ehemalige russische Konsul und derzeit bevollmächtigte Vertreter Bayerns in Russland, M. Logwinov: zuerst bei der Ansprache des Ex-Präsidenten der UdSSR M. Gorbatschow, und anschließend bei der Pressekonferenz des leitenden Beraters des Ministeriums für Wirtschaft, Transport und Technologie in Bayern, Herrn Bernd-Joachim Pantze.

A.P.:

Von allem Gesagten des ersten Präsidenten der UdSSR blieben mir, mehr als alles andere, folgende Worte im Gedächtnis: »Hätte ich nicht die Perestroika begonnen, säße ich heute noch im Präsidentensessel.« Michail Arkadjewitsch, was erfüllt Sie mit größerer Bitterkeit, die Tatsache, dass Gorbatschow seinen Arbeitssessel einbüßte oder dass die Perestroika nicht die Richtung eingenommen hatte, die er sich erträumte und an der er mit Hingabe arbeitete?

M.L.:

Grundsächlich verstehe ich, dass viele Russen Gorbatschow für alle Missstände, die auf das Land hernieder stürzten, beschuldigen. Ich bin sicher, die Zeit und die Geschichte werden ihm seinen Tribut zollen. Die Bitternis um ihn ist die, dass nicht viele bereit waren zu begreifen und sich einzufühlen in die große Zeit der Verantwortung des Wandels, die er freiwillig auf sich nahm. Wäre er nicht so bestimmt in seinem Handeln, so würden wir noch heute in Breschnews Postregime von Demokratie nicht einmal träumen.

A.P.:

Ja, Demokratie, wie auch Eleganz, kann es nicht im Übermaß geben, und doch ist die russische Demokratie besonders. Nehmen wir zum Beispiel die Duma: jeder Abgeordnete hat von sich aus, so er will, die Möglichkeit, eine neue Partei oder Bewegung zu gründen. Erst gestern sprach ich mit dem ehemaligen Bürgermeister der Stadt Wladiwostok, dem heute bekannten russischen Politiker, Viktor Tscherepkow, darüber. Seine Worte waren: »Das Vaterland unterlag der »Einheitspartei«, einer neuen Kommunistischen Partei, allerdings nun in ein Bärenfell gehüllt. Die neugegründete »Volkspartei« — läutete wiederum das Ende der »Einheitspartei« ein. Nicht mehr, nicht weniger. Aus diesem Grund sah ich mich gezwungen, eine eigene »Partei der Freiheit und Volksmacht« zu gründen, welche imstande sein sollte, 65% der Nichtwähler und der am öffentlichen Leben nicht teilhabenden Bürger unseres

Landes aufzuwecken, ohne die es nicht möglich wäre eine Zivilgesellschaft in Russland aufzubauen.«

A.P.:

Und dennoch, Michail Arkadjewitsch, wie schätzen Sie die »Neue Volkspartei« ein, welche den Bürgern der Föderation das Unvereinbare zusichert — die Interessen der Wähler mit denen des Kremls zu vereinen. Würde denn da nicht die »Volkspartei«, um mit den Worten Tscherepkows zu reden, Russlands Präsidenten unterliegen?

M.L.:

Viel kann ich dazu nicht sagen. Diese Partei muss man sich genauer ansehen und darüber nachdenken. Fest steht, dass sie aus einigen wenigen Duma-Abgeordneten hervorging, welche die Vereinigung »Volksabgeordneter« ins Leben riefen und von Einzelmandats-Bezirken gewählt wurden. Mich, als Bürger, alarmiert die Unbefangenheit dieser Abgeordneten. Einerseits verwenden sie demokratische Losungen zur Überwindung der wirtschaftlichen Schwächen Russlands und zum Kampf gegen die Armut der Bevölkerung. Andererseits schlagen sie vor, die Wirtschaftsplanung zu zentralisieren, eine strenge effektive Staatskontrolle über die Aktivitäten natürlicher Monopole zu etablieren sowie die öffentliche Kontrolle über die vom Staat verschwendeten Ressourcen, usw. Ich denke, bald schon werden wir verstehen — was sie ist und wer mit ihr ist.

A.P.:

Ich würde jetzt gerne meine zentrale Frage stellen, mit der ich heute zur Pressekonferenz gekommen bin. Wie lässt sich Ihre aktuelle Ernennung zum bevollmächtigten Vertreter Bayerns in Russland juristisch rechtfertigen? Was Ihren Vorgänger, Herrn Kobbe, betrifft, ist die Sache klar. Er war Wissenschaftler, Physiker, der viele Jahre in Russland lebte und arbeitete, also tief in die Vorgänge im Land involviert war und, als deutscher Staatsbürger, Bayerns Interessen vertrat.

Sie, jedoch, sind russischer Staatsbürger der, ausgestattet mit Referenzen des Landes Bayern, betraut wurde.

Wie muss man seine Arbeit ausführen, um den Vorteil beider Seiten und wichtiger noch, den beiderseitigen Wert, sowohl der bayerisch-russischen als auch der russisch-bayerischen Wirtschaftspolitik, verwirklichen zu können?

M.L.:

Noch vor Kurzem wäre Ihre Frage obsolet, auf Grund abwesendem Präzedenzfall. Doch die Welt, abgesehen von Katastrophen und internationalem

Terrorismus, entwickelt sich allmählich zum Besseren hin, das gegenseitige Vertrauen ist im Wachstum, besonders das des Westens in Bezug auf Russland. So die allgemeine Antwort auf Ihre Frage. Es gibt jedoch auch eine persönliche. In Deutschland kennt man mich bereits viele Jahre und bringt mir Vertrauen entgegen. Sehr angenehm für mich ist, dass Herr Pantze, mein ehemaliger Partner und jetziger Vorgesetzter, heute von München nach Moskau geflogen ist, um mich in meinem neuen Amt vorzustellen. Mein gesamtes Leben ist mit Deutschland verbunden. Schon in der Zeit von Adenauer, als Student des Instituts für internationale Beziehungen, arbeitete ich in unserer Botschaft in Bonn. Von 1987–1992, noch vor der Wiedervereinigung, war ich als Berater im Pressedienst tätig und die letzten vier Jahre schließlich, als Konsul der Russischen Föderation in München. Zu arbeiten ist immer interessant, und der Wandel der russisch-deutschen Beziehungen fiel mit meinem wichtigsten Lebensabschnitt zusammen. Das Vertrauen in mich und, übrigens, in zwei weitere Vertreter Bayerns — eines Japaners in Tokio und eines Ukrainers in Kiev, bestätigt, wie intensiv sich die neuen gegenseitigen Beziehungen entwickeln. Von Bayern lässt sich einiges lernen. Nicht alle wissen, dass nach dem Ende des zweiten Weltkriegs dieses Land zu dem rückständigsten in Deutschland zählte. Doch gelang ihm, innerhalb von 30 Nachkriegsjahren, ein steter Aufstieg. Heute verfügt Bayern — ein (Frei-) Staat im Staat, über die höchsten Technologien, angefangen beim militärisch-industriellen-Komplex, bis zu den kleinsten Betrieben von Lebensmittel-, Bier-, Fleisch- und Milchproduktion sowie anderen. Von der gemeinsamen Zusammenarbeit berichtete den Konferenzteilnehmern, Herr Pantze, noch ausführlicher.

Hr. Pantze:

Sechs Jahre bayerischer Vertretung in Moskau fruchteten nicht gerade wenig. Ein Drittel der heutigen deutschen Investitionen stammen aus Bayern, die Direktinvestitionen machen bis zu 20% der gesamten deutschen Auslandsinvestitionen aus. Seit den 90er-Jahren wuchs der bayerische Russlandimport erst auf 77%, dann später, nach der Augustkrise 1998, auf 113% an und betrug über sieben Milliarden DM. Doch die Ziffern und die Geldsumme sind noch nicht alles. Dem Wirtschaftsmarkt liegt eine Wahrheit zugrunde: das beste Business lässt sich nur mit einem starken Partner verwirklichen, ohne unterzuordnen und auf Augenhöhe agierend. Und genau das konnten wir, in diesen schweren Augusttagen, unseren russischen Kollegen beweisen: alle hatten sie verlassen: die Engländer, die Franzosen, nur wir blieben und setzten unsere Arbeit fort.

A.P.:

Herr Pantze, dies ist Ihr erstes in Erscheinung treten auf den Seiten einer russischsprachigen Zeitung in Deutschland. Ich möchte Sie bitten, unseren Lesern von den Aufgaben, vor welchen Ihr Ministerium Herrn Logwinov stellen wird, zu erzählen.

Hr. Pantze:

Herr Logwinov hätte die Wahl gehabt abzutreten und in Rente zu gehen, doch entschied er sich diese, nicht einfache, Sache auf sich zu nehmen. Wir benötigen seine Kenntnisse, Ideen und seine große Erfahrung in der Wirtschaftsdiplomatie und dem Investitionsklima. Ebenso ist es für uns nicht notwendig ihn erst ausbilden zu müssen, denn alle diese Fragen löste er bereits erfolgreich in seinem Amt als russischer Diplomat. Hier nur einige der Aufgaben, die vor ihm stehen:

1. Das Knüpfen wirtschaftlicher und politischer Kontakte zwischen Bayern und Russland.

2. Die Bereitstellung sämtlicher Unterstützung für deutsche Firmen und Vertreter in Russland, das Sicherstellen der Kommunikation mit den nötigen Ämtern und Dienststellen vor Ort.

3. Geografische Erweiterungsarbeit russischer Partnerschaften auf dem Gebiet der Volkswirtschaft.

4. Einen Zugang vom einfachen Handel zu Direktinvestitionen finden, um es Bayern zu ermöglichen, seine Produktionen auf dem russischen Markt verkaufen zu können.

5. Information. Erweiterung von Infrastruktur, Realisation von Gemeinschaftsprojekten sowie vor Ort, als auch auf zwischenstaatlicher Ebene und vieles mehr, einschließlich der Vermittlung der bilateralen Beziehungen, insofern die tägliche Arbeit nicht ohne Probleme verläuft.

Zuletzt möchte ich noch hinzufügen, wir Geschäftsleute kennen unsererseits Russland und sein Image in Deutschland weitaus besser, als es unsere Massenmedien zu vermitteln verstehen. Mit diesem Ziel brachten wir im Sommer dieses Jahres, zu den »Bayerischen Tagen in Moskau«, neun Journalisten mit uns, um ihnen »unser Moskau« zu zeigen, und auf die Art das Image der russischen Hauptstadt, auf den Seiten der deutschen Presse, zu verbessern und zu korrigieren. Doch daran muss immerfort gearbeitet werden, sowohl von unserer Seite, als auch von der Ihren.

M.L.:

Mir bleibt nun, Herrn Pantze für seine guten, an mich gerichteten Worte, zu bedanken und beide Seiten zu versichern, dass ich mich bemühen werde,

alles von mir abhängende zu unternehmen, um eine qualitativ neue Stufe zu erreichen. Alle Möglichkeiten sind dafür gegeben: die sich stabilisierende Stellung Russlands, die immerfort stattfindenden Begegnungen unserer Staatsoberhäupter, die sich verändernden Beziehungen des Westens und den USA zu Russland. Das Fundament wurde von meinen Vorgängern gelegt, ich werde an dem Aufbau weiterarbeiten.

AUS DEM GESTERN INS MORGEN

In München traf unsere Korrespondentin, Anastasia Powerennaja, den Präsidenten des Verwaltungsrates und Berater des Ministeriums für Atomindustrie in Russland, Ewgenij Alexandrowitsch Reschetnikow, zu einem Interview.

A.P.:

Ewgenij Alexandrowitsch, wir beide gehören ein und derselben Generation an.

Ich weiss nicht, wie es bei Ihnen war, doch ein halbes Jahrhundert zuvor schief ich unter dem Surren des Spinnrades meiner Großmutter ein und zählte die Petroleumlampe, mit ihrem dutzend beschichteten Glas, zu dem kostbarsten Gegenstand im Haus. Die Jahre verfliegen, und die rasanten Veränderungen haben aufgehört uns zu wundern: die Erforschung des Kosmos, Kybernetik, neueste Technologien der Atomenergetik, welche Sie entwickelten und über lange Zeit hin leiteten. Können Sie, Ihre ganze Fantasie bemühend, sagen, was das bereits begonnene 21. Jahrhundert der Welt bringen wird?

E.R.:

Da muss ich nicht einmal die Fantasie bemühen: das neue Jahrhundert wird das der thermonuklearen Energie sein, welche alle anderen möglichen Arten der Ressourcen ersetzen wird.

Was eine Wasserstoffbombe bedeutet, ist allen bekannt — eine enorme Explosion mit immenser Energiefreisetzung aus der Masse des Substanzvolumens. Jetzt gerade ist die ganze Welt damit beschäftigt einen neuen Reaktor mit gebändigter Wasserstoffexplosion für die kontinuierliche Energieerzeugung zu entwickeln. Seit 1957 gibt es das internationale ITER-Projekt, welches die Möglichkeit einen solchen Reaktor erschaffen zu können bezeugt, zur Zeit jedoch nur in experimenteller Form.

A.P.:

Bedeutet nicht diese Schöpfung eines ewigen Triebwerks den Innbegriff des Menschheitstraums?

E.R.:

Nein, einen ewigen Motor herzustellen ist nicht möglich. Die Aufgabe des ITER-Projekts besteht darin einen, auf der Synthese von Atomen basierenden, Reaktor zu entwickeln. Die Kraftwerksöfen hätten folglich keine Kohlenwasserstoffzufuhr mehr zu verbrennen, somit wären gegenwärtige Atomkraftwerke, welche auf Kernspaltung basieren, nicht mehr notwendig, und das

wiederum würde zum ökologischen Gleichgewicht des Planeten führen und den Effekt einer drohenden Erderwärmung verhindern. Fachkundige gehen davon aus, dass solch ein funktionierendes Reaktormodel zum Jahre 2025 endlich erschaffen werden könnte.

A.P.:

Wäre dann nicht das Ende der Erdöl- und Gasförderung sowie des Kohleabbaus die logische Schlussfolgerung davon?

E.R.:

Es ließe sich wohl nicht vollständig darauf verzichten, doch werde der industrielle Umfang der benannten Ressourcen deutlich sinken, denn diese Produkte in den Kraftwerksöfen zu verbrennen, käme dem Verheizen von Dollar, Euro oder sonstiger Währungen in russischen Öfen gleich. Davon sprach bereits der Chemiker Dimitri Mendelejew (1834–1907).

A.P.:

Man muss auf technischem Gebiet kein Spezialist sein, um nicht das Tempo der explosionsartigen Information zu bemerken, welches die vergangenen 10–15 Jahre die Welt in Atem hielt. Inwiefern würden Sie diese Tatsache als positiv, bzw. negativ bezeichnen?

E.R.:

Ich sehe darin nichts Negatives. Inwieweit ich es für positiv erachte, werde ich sogleich erläutern.

Das Aufkommen fortschrittlicher Computer erlaubt es heute, das Ergebnis einer Implementierung, des einen oder anderen technologischen Prozesses, in Echtzeit vorherzusagen, und welche Auswirkungen es letztendlich auf den Menschen und die Welt haben kann.

A.P.:

Der Minister für Nuklearindustrie, Herr Rumjanzew, machte neulich in seinem Finnland-Interview einen Vorschlag über die Möglichkeit der Privatisierung der Kernkraftwerke in Russland. Lohnt es sich denn für den Russen sich über diesen Fakt zu freuen?

Würde er dann endlich genügend Wärme und Licht erhalten — als wichtigen Bestandteil eines komfortablen und behaglichen Lebens?

E.R.:

Betrachtet man das Gesamtvolumen der Atomenergie des Landes, so erzeugt sie, zum jetzigen Zeitpunkt, 15 % der Elektroenergie. In einzelnen Regionen, solchen wie dem Nordwesten oder der Zentralen Wirtschaftsregion der Schwarzen Erde (Zentral-Chernozem), beträgt der Umfang jener Energie 45%. Dem Verbraucher ist es vollkommen unwichtig, wem das Kraftwerk ge-

hört. Wichtig ist ihm die Gewährleistung seiner sicheren und stabilen Arbeit. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt wird die gesamte Elektroenergie durch RAO »UES of Russia« (Russische Aktiengesellschaft, unter seinem Präsidenten: Anatoly Chubais) an die Verbraucher vertrieben und geliefert. Es schien, als trage er (Herr Chubais) für die Behaglichkeit und den Komfort jedes Hauses und jeder Wohnung die Verantwortung, jedoch ganz so ist es nicht. Die vor seinen Verbrauchern verantwortlichen Kommunalposten der Regionen und Kreisstädte und unmittelbaren Vertreiber der Elektroenergie, sind Dienstleister der Stadtgemeinde. Sobald die Kette der gegenseitigen Verpflichtungen, im europäischen Sinn, aufgereiht sein wird, werden die Störungen in der Stromversorgung ihr Ende nehmen. Jeder sollte seinen Traum verwirklichen. Ich lebte mein Leben nie als Träumer oder Fantast, sondern als kreativer Optimist und verlor nie den Glauben und die Hoffnung an die »Menschheit des goldenen Traums« (aus dem Gedicht »Verrückte« von Pierre Jean Beranger — 1780–1857):

— Ehre dem Verrückten, der der Menschheit einen goldenen Traum wird zuwehen.

DIE HAND

DIE GIBT KENNT KEINEN MANGEL...

Wenn man mich fragte, wie ich Putins Amtsperiode bezeichnen würde, so betitelte ich sie als Ära des Zynismus. Vom Volke, wie von seinem Land, trennen ihn zwei abschirmende und ihm treu ergebene Abteilungen. Die erste — eine Genossenschaft aus Freunden und Kameraden seiner Jugend namens »Osero« (See), mit allerlei »Timtschenkos und Rottenbergs«, die Russland materiell vernichten. Die zweite (noch lakaienhafter) — besteht aus Parlamentsabgeordneten der Duma, angehängten Journalisten und anderen, die das Land ideologisch vernichten, sowohl in den Augen denkender Bürger Russlands, als auch in denen der Welt.

Es zeigte sich, dass es prestigeträchtiger war Geld aus Russland zu exportieren, als aus dem Ausland zu importieren und für den eigenen Bedarf auszugeben.

Genau aus diesem Grund verabschiedete, mit unbeschwerter Leichtigkeit, die Duma ein Gesetz »gegen Agenten aus dem Ausland«, vorgeschlagen von einem gewissen Abgeordneten A. Sidjakin, welcher die Mehrheit der Duma repräsentiert.

Folglich werden nun Organisationen, welche finanzielle Unterstützung aus dem Ausland beziehen, als Auslandsagenturen für Spionage betrachtet und ihre Aktivitäten seitens russischer Machtstrukturen als politisch bezeichnet.

Allerdings klärt dieses Gesetz nicht darüber auf, wie man mit jenen verfahren soll, die beide Rollen gleichzeitig vertreten, die der Sponsoren als auch die der Beziehenden.

Ich möchte von Menschen erzählen, deren Güte es vermag, wider der absurden Politik Russlands, die Welt zu regieren.

Tee trinkend sitzen wir mit meinem langjährigen Freund, Peter Böhm, dem unersetzlichen Vorstand und Organisator der gemeinnützlichen Wohltätigkeitsgesellschaft »Altenhilfe Moskau«.

Ich spreche von ihm, wie auch von seiner, kürzlich erst aus dem Leben geschiedenen, Ehefrau Irina Krykova-Böhm. Vor 22 Jahren gründeten sie gemeinsam dieses Unternehmen, wofür der deutsche Staatsbürger, Peter Böhm, im Jahre 2000, die russische Staatsangehörigkeit erhielt und dem geltenden Gesetz zufolge, jetzt als Doppelagent betrachtet werden muss.

Peter fragt, in schmerzvoller Bitternis und völliger Verwirrung, wie es denn möglich sei, dass das Waschen, Pflegen, Windeln wechseln, Nägel- und Haarreschneiden von alten verlassenen, sich niemand für sie interessierenden, Menschen, dass diese Hilfe, dieser Dienst, als ein politisches Einmischen in das moderne russische Geschehen betrachtet werden soll? Wie können diese Benachteiligten, nun in sauberer Bettwäsche schlafend, Fürsorge um sie fühlend und Achtung vor ihrem Alter spürend, wie können diese Menschen plötzlich als Auslandsagenten gelten, nur weil sie diese Hilfe in Anspruch genommen haben?

Kürzlich versetzte ich meine schreibenden Freunde in Erstaunen mit der Frage: — Gibt es für Sie jemanden, aus nicht all zu ferner Zeit, den Sie einen edlen Menschen nennen könnten? Die Freunde kamen ins Nachdenken: das Wort — Edelmut — an sich, wie auch das Verstehen dessen, schwindet zum größten Bedauern aus unserem Umgang...

Ich jedoch schreibe ohne jegliches Nachdenken über die Familie Böhm.

Zu Beginn der 90er-Jahre flogen zwei Menschen von München nach Moskau (mit gerade erst erhaltenen Rentenbescheinigungen im Gepäck). Peter Böhm, eben noch Pressesprecher der Firma Siemens, und seine Frau, Irina Krykova-Böhm, ehem. Slawistik-Professorin der Universität München.

Beide — keine reichen Leute, bezogen ihre bescheidenen Renten, doch Moskau bestürzte sie sehr mit seinen vielen, um Almosen flehenden, Händen — in der Metro, auf der Strasse, in den Unterführungen, vor Läden und Kirchen.

Die Rente der Bürger in jenen Tagen betrug durchschnittlich 90 Rubel, und der Wechselkurs stand 18 DM zu einem Rubel. Den Armen 10 DM reichend beschenkten die Ausländer jeden von ihnen mit zwei Monatsrenten.

Es stellte sich ihnen die Frage — was denn mit denen sei, die nicht mehr auf die Strasse hinausgehen können oder hoffnungslos krank sind?

Sie dachten nach und organisierten einen Streifzug durch die Wohnungen des Hauses, in welchem sie bei Irinas Verwandten untergebracht waren. Sie fanden sechs solcher Hilfsbedürftigen, die ebenfalls nicht ohne pekuniärer Auslandshilfe ausgingen.

Wieder zu Hause ankommend bekamen sie nahezu 30 Dankesbriefe von Irinas Verwandten übersandt.

Sie versammelten Freunde, Bekannte und deren Bekannte, übersetzten die Briefe ins Deutsche und lasen sie ihnen vor. Im Anschluss ließen sie »den Hut herumgehen«, und so kam die erste Spende für die Alten Menschen in Moskau zusammen.

Man kann es auch, im Wesentlichen, als die erste Sitzung der Gesellschaft »Altenhilfe Moskau« bezeichnen.

Nun musste die Spendensumme in zuverlässige Hände übergeben werden, also war der nächste Schritt, eine ebensolche wohltätige Gesellschaft in Moskau zu gründen. Wieder fanden sich Bekannte, denen man fremdes Geld anvertrauen konnte — zwei Dozentinnen der medizinischen Fakultät, Irina Zbarskaja und Aza Parastaeva, die schließlich die Leitung der in Russland ersten nicht-religiösen »Gesellschaft barmherziger Schwestern Moskaus« übernahmen.

Die Chinesen sagen: — »Wie beschwerlich der Weg auch sein mag, er beginnt mit dem ersten Schritt«. — Der erste Schritt der barmherzigen Schwestern war die materielle Unterstützung der alten Menschen, später kam das Bedürfnis an medizinisch-psychologischer Hilfe dazu.

Eine schier unglaubliche Entscheidung wird getroffen — das erste Lyzeum Russlands zu gründen, welches dazu berufen sein wird, die entsprechende professionelle Ausbildung für, an dieser Tätigkeit interessierte junge Leute, zu gewährleisten. Solche Fachhochschulen gibt es in Deutschland schon lange, wie auch in anderen wesentlichen Ländern.

Ich stelle Herrn Böhm eine Frage.

A.P. — Peter, du bist doch kein »großer Fantast«, sondern ein nüchterner Deutscher. Wie hast du dich nur getraut, eine solche Bildungsstätte zu gründen, ohne jemals von einer Ähnlichen gehört zu haben, weder in Moskau noch in Russland überhaupt?

P.B. — Ich habe mich eben getraut. Und bald schon gelang uns sogar der Sprung in die Rentabilität. Anfangs unterstützte uns das Bayerische Rote Kreuz sehr und stellte uns das Programm seiner medizinischen Schulungen zur Verfügung. Später kamen wir zu der Entscheidung, dass unsere Studenten aus qualifizierten und medizinisch erfahrenen Krankenschwestern bestehen sollten.

Sogleich ließen wir sie die deutsche Sprache erlernen, denn bereits nach dem ersten Ausbildungsjahr konnten sie ein bezahltes Praktikum an unseren Kliniken absolvieren und einen Teil ihres Verdienstes für den Erhalt ihrer Heimatschulen abziehen.

Wir arbeiteten in zwei Bezirken Moskaus — in Stschykino und Severnoe Tushyno. Jedes neue Projekt bereitete eine Menge Arbeit und verlangte größte Verantwortung.

Mitte der 90er-Jahre zum Beispiel eröffneten wir in Moskau, zusammen mit einer deutschen Firma namens »Werner & Pfleider«, eine Mini-Bäckerei.

Der Automobilkonzern »Mercedes« unterstützte uns dabei mit der Computerausstattung. In München veranstalteten wir jedes Jahr das Festival »Ein Herz für Russland«, bei dem führende Solisten des Bolschoi-Theaters zugunsten unserer bedürftigen alten Moskauer auftraten.

Zweifelsohne lässt sich unser Aktivitätsspektrum als ziemlich breit gefächert bezeichnen. Abgesehen von dem mobil-sozialen Dienst, bieten wir auch einen sozial-kulturellen an. In Severnoe Tushyno befindet sich noch heute das Zentrum »Goldener Herbst«, in welchem unsere Rentner nicht nur gut gepflegt werden, sondern auch an Freizeitangeboten teilhaben können, die in liebevoll-festlicher häuslich-behaglicher Atmosphäre durchgeführt werden.

Als die alten Menschen jener Einrichtung von den verheerenden Überschwemmungen in Deutschland erfuhren kamen auch sie ihren Freunden im Ausland zu Hilfe. Trotz der sehr bescheiden ausgefallenen gesammelten Geldsumme nahm das deutsche auswärtige Amt in Moskau die Spende freudig entgegen, den edlen Zug der brüderlichen Beihilfe anerkennend und verstehend.

Dieses erlassene Gesetz, die »Auslandsagenten« betreffend, zerstört sowohl die allgemein-menschlichen Werte, als auch die Beziehungen im Allgemeinen.

In diesem Jahr werde ich 88 Jahre alt. Irina ist nicht mehr da, und ich kann die Leitung der Gesellschaft nicht mehr weiter fortführen. Die jüngeren Mitglieder lehnten es ebenso ab mit der Arbeit weiterzumachen, denn dieses Gesetz hatte sie beleidigt. Sehr bedauerlich, doch sehen wir uns dazu gezwungen, uns selbst auflösen zu müssen.

A.P. — Peter, darf ich fragen, wie viel Geld du in deinen eigenen Hosentaschen, während der 22 Jahre, durch den russischen Zoll zu überführen hattest? Denn, ich bin sicher, dass es eurerseits keinerlei eingerichtete Bankkonten gab. Auch kann ich mich erinnern, mit welcher Gewissenhaftigkeit du und Irina euch zu diesen »eigenen — fremden« Geldern, verhieltet, dass sogar tausende über tausende Briefmarken und Umschläge von eurem privaten Budget gekauft worden waren.

P.B. — Ich weiss nicht, wie man es betrachten soll — viel oder wenig, auf jeden Fall waren es zwei Millionen Euro, die wir schlussendlich gesammelt hatten. Es gab um die tausend Sponsoren, aber von denen, die große Summen spendeten, gab es nur einige wenige. Hauptsächlich waren unsere Spender mittelständische Rentner, deren Jahresbeitrag 100 Euro nicht überstieg. Ausserhalb der Politik bleiben Menschen eben Menschen. Drum, weggehend,

übergab ich die gesamte Sponsoren-Liste Frau Anne Hofinga, die 1992 die Gesellschaft »Perspektive« in Frankfurt am Main gründete, welche Moskau finanziell unterstützte.

Während unseres Gesprächs sehe ich Herrn Böhms Auszeichnungen durch.

Die solideste von allen ist das Bundes Verdienstkreuz, welches ihm 2002, durch den deutschen Bundespräsidenten, verliehen wurde.

Auch Moskau sparte nicht an Urkunden: eine war von Moskaus Regierung, vom »Bezirksrat Severnoe Tushyno«, von der »Internationalen Vereinigung für Freiwilligenarbeit«, der »Abteilung für sozialen Schutz der Stadt Moskau«, vom Komitee und dem »Moskauer Haus für Öffentlichkeitsarbeit« sowie vom »Moskauer Wohltätigkeitsrat«.

Würde man diese ganzen Organisationen — Parasiten des Moskauer Budgets — schließen, oder zumindest einen Teil davon, so könnte der Moskauer in Würde altern, auch ohne deutsche Hilfe.

Wir Leser können Herrn Böhm nur unsere Dankbarkeit für seine Heldentaten ausdrücken.

EIN FREUND INMITTEN VON FREMDEN, FREMDER INMITTEN VON FREUNDEN

*Die Suche des bayerischen Rechtsanwalts Michael Wittl
nach dem, durch Nationalsozialisten, gestohlenen Eigentum*

Vor nicht all zu langer Zeit waren, auf den Seiten der russischen Zeitung »НАД« — »Neues Leben Deutschland«, Fragmente aus dem Buch der weißrussischen Journalistin Galina Eisenstadt abgedruckt, welches dem aktuellen »modernisierten« Antisemitismus gewidmet ist. Einer der Gründe, der sie dazu bewegte die Feder zu ergreifen, war aus journalistischer Sicht, das Abkühlen des Westens gegenüber der sogenannten »jüdischen Frage«, hervorgerufen durch die Tatsache, dass heute niemand mehr die Emigration der Juden aus der ehemaligen UdSSR behindert.

Diesbezüglich möchte ich Ihnen heute, verehrte Leser der »НАД«, von einem erstaunlichen Menschen, einem Deutschen, dem bayerischen Rechtsanwalt Michael Wittl erzählen, für den eben diese »jüdische Frage« nicht nur zum Hauptziel seiner professionellen Tätigkeit, sondern auch zu einer Wissensfrage und zu einer Frage der Ehre wurde. Zu seinen Klienten zählen die Juden, die die Gräueltaten der nazistischen Konzentrationslager und Ghettos durchgemacht haben, und eine gerechtfertigte materielle Entschädigung für ihre Leiden fordern.

Ich sage es gleich: ich hatte Glück. Ungeachtet seiner beruflichen Auslastung fand Rechtsanwalt Wittl die Zeit, seine spezielle Korrespondentin zu empfangen.

A.P.:

Herr Wittl, es ist fast unmöglich, Sie in Ihrem Büro, in der Possartstrasse, anzutreffen. Man gewinnt den Eindruck, Sie leben und arbeiten im Flugzeug...

M.W.:

Ganz so ist es nicht: ich bin darauf angewiesen im Büro zu arbeiten. Um jedoch nicht im Flieger leben zu müssen, habe ich ein Büro in Tel Aviv eingerichtet und Korrespondenten in Brooklyn und New York City eingestellt. Tatsächlich gibt es sehr viel Arbeit. Ich habe Akten und Anträge von mehr als siebentausend Opfern des Naziterrors auf dem Schreibtisch liegen. Ohne die vielen Dokumente der vielzähligen europäischen Versicherungen und Schweizer Banken mit einzubeziehen.

A.P.:

Michael, die letzten Jahre sind Sie, in Deutschland, zu einem ziemlich bekannten Rechtsanwalt geworden. Sie werden in Zeitungen besprochen, und es gibt etliche Radio- und Fernsehsendungen, die über Sie berichten. Doch manchmal scheint es, als verlief Ihre Bekanntheit entgegengesetzt zu Ihrer Popularität. Zweifelsohne verursacht diese Tätigkeit eines Münchner Anwalts keinen besonderen Enthusiasmus bei manchen großen Firmen und Banken. Vielleicht wäre es mittlerweile an der Zeit, sich um einige verlässliche Leibwächter zu kümmern?

M.W.:

Ich habe keine Angst, obschon ich weiß, dass es einigen nicht gefällt, was ich mache. Sicherlich hätten die Regierungen mancher Länder weniger Sorgen, würde es mich und meine Anwaltskanzlei nicht geben. Am allerwenigsten kann ich gerade auf die Zuneigung meiner deutschen, und der benachbarten schweizerischen, Regierung zählen.

A.P.:

Ihre Aufgabe erscheint mir manchmal als eine Fortsetzung der Mission Schindlers, nur zu anderen, friedvolleren, Zeiten...

M.W.:

Ich würde mich nicht mit ihm vergleichen. Oskar Schindler riskierte, die Juden rettend, sein Leben. Ich helfe meinen Klienten bloß das zu erhalten, was ihnen gesetzlich zusteht. Nicht zuletzt verschafft mir diese Tätigkeit auch ein gewisses Einkommen.

Meine Arbeit verflucht zwei Richtungen. Die Hauptaufgabe besteht darin, für meine Klienten das sogenannte Entschädigungsgeld herauszuschlagen — eine materielle Kompensation für die, in den Konzentrationslagern, entstandenen Gesundheitsschäden. Das kann sowohl eine Einmalzahlung, als auch eine kleine Lebensrente, sein.

Die zweite Ausrichtung umfasst die Suche nach dem, durch Nationalsozialisten, gestohlenen jüdischen Eigentum.

Es ist schwer für mich zu begreifen, weshalb in den über fünfzig Nachkriegsjahren, diese Frage nicht nur ungelöst, sondern, auf entsprechender Ebene, sogar unangetastet blieb. Man kann doch ebenso an Gott glauben, wie man an eine höhere Gerechtigkeit glaubt. Spät zwar, doch ist die Zeit gekommen, welche Menschen mit Fähigkeiten hervorzubringen vermag, gegen »Machtstrukturen dieser Welt« — wie manche Banken und Regierungen, aufzustehen.

Wir sind nicht allein. Unabhängig von uns sucht auch der Europäische Weltkongress Wege zur Lösung dieser Fragen.

Ein praktisches Beispiel: am 17. März sollte ich, mit meinem amerikanischen Kollegen Ed Faygen, einen hochrangigen Beamten des »Amts für öffentliches Eigentum«, auf einer Sitzung in Berlin treffen. Es ging um ein Problem der Zugehörigkeit eines Grundstücks, welches sich neben der Synagoge, im ehemaligen Ost-Berlin, befand.

1933 erwarb dieses Grundstück eine der Schweizer Banken und, bis zur Wiedervereinigung galt es als Eigentum der DDR. Heute ist es in Händen des »Amts für öffentliches Eigentum« und wird nun, von der Schweizer Bank, wieder zurückgefordert.

Fünf Minuten vor Sitzungsbeginn kamen, zu den sich bereits versammelten Anwälten und TV-Journalisten, Beamte dieses Amtes in den Saal und verkündeten, die Sitzung würde nicht stattfinden. Die Motive dieser Entscheidung waren, sowohl Ed Faygen als auch mir, vollkommen klar...

Wie wir bereits vermutet hatten musste das Grundstück, neben der Synagoge, den Juden gehören. Für uns bedeutet es jetzt, die Archive nach entsprechenden Dokumenten, die unsere Vermutung bestätigen werden, zu durchsuchen und nur dann können wir gegen die obengenannte Organisation vor Gericht ziehen. Wir setzen große Hoffnung auf die Hilfe des Nachtwächters, Herrn Christopher Mejli, der einen Großteil der, für die Vernichtung vorgesehenen, Dokumente rettete.

A.P.:

Vor Kurzem, bei einer Fernsehdiskussion eines hessischen TV-Studios, waren Sie, zusammen mit einem Herrn Diamant zu Gast, welcher auf eine traurige Geschichte, im Zusammenhang mit dem vergangenen Krieg, stieß. Gleich nach Kriegsende bekam er eine Bestätigung der Deutschen Bank, über ein, in ihrer Institution, geführtes Konto seiner Eltern. Jedoch gab die Bank das Geld der Familie Diamant bis heute nicht zurück. Das entbehrt jeder Logik, und verlangt nach einer Erklärung jener Haltung, die die Bank eingenommen hat...

M.W.:

Was Herrn Diamant widerfahren ist, ist leider kein Einzelfall. Nicht gerade wenige, im Besitz analoger Dokumente, wenden sich an unsere Anwaltskanzlei. Doch weder die Banken, noch die Versicherungsgesellschaften sind sichtlich gewillt, sich von diesen Geldern zu trennen und ziehen die Sache sozusagen in die Länge. Derzeit fordern sie einen erneuten Zahlungsaufschub und bekräftigen ihre Position damit, dass die Suche nach archivierten Do-

kumenten viel Zeit in Anspruch nehme. Deshalb ergreifen wir gegen die deutschen Banken und Versicherungsgesellschaften gezielte Maßnahmen.

Höchste Priorität hat, für diesen gerade nicht einfachen Kampf, das Vorbereiten des entsprechenden Materials. Mit den deutschen Banken sind wir, bis jetzt, noch nicht vor Gericht gezogen — das wird unser nächster Schritt sein. Dennoch sind wir, seit dem letzten April, aktiv in die Offensive gegangen. Ihren Anfang machte eine Klage gegen die Schweizer Bank in Brooklyn, und gerade eben führten wir in Manhattan einen Prozess gegen die deutsche Allianzversicherung.

A.P.:

Weshalb werden die Gerichtsprozesse ausgerechnet in den Vereinigten Staaten geführt: aus Taktgefühl, politischen oder materiellen Motiven?

M.W.:

Aus allem gleichzeitig. Mit der amerikanischen Justiz ist nicht gut scherzen. Sollte sie die deutschen Banken oder Versicherungen dazu verurteilen, den Opfern des Holocaust, eine konkrete Summe auszahlen zu müssen, so werden die Banken dazu gezwungen sein, es bis zur vollständigen Rückerstattung des vom Gericht festgelegten Verlustes zu tun. Das Amtsgericht ist nämlich, im Falle einer Ablehnung, nicht nur befähigt, ihre Handlungsfähigkeit auf dem Territorium der USA »auf Eis zu legen«, sondern auch jegliche Abteilungen und Filialen der Banken, auf amerikanischem Boden, zu enteignen.

A.P.:

Was können Sie über die sogenannte »Claims Conference«, der Hilfsorganisation für die Opfer des Holocaust, erzählen?

M.W.:

Diese Organisation wurde, bald nach dem Ende des zweiten Weltkriegs, ins Leben gerufen. Seine Mitarbeiter begannen sogleich mit der Suche nach nicht beanspruchtem Kapital und Immobilien der Opfer des nazistischen Genozids, um die erhaltene Summe unter denjenigen zu verteilen, die die Schrecken des Krieges überlebten und kein Entschädigungsgeld (materielle Kompensation für durchgemachtes Leid) erhielten.

Bis zuletzt waren die damit verbundenen Gesetze, deren es eine Menge gab, nicht auf Länder des ehemaligen »sozialistischen Lagers« wie Polen, der Tschechoslowakei, Bulgarien, Rumänien und der Sowjetunion, ausgeweitet.

Beinahe zwanzig Jahre lang pocht die »Claims Conference« auf die Auszahlung der Kompensation für die Holocaustopfer von deutscher Seite. Diese Zahlungen sollten, ihrer Ansicht nach, zwei Richtungen verfolgen. Die Erste —

das sogenannte »1980-Programm« — sah für jeden Betroffenen, der auf Grund der nationalsozialistischen Verfolgung gesundheitliche Schäden nachweisen konnte, eine einmalige Auszahlung über 5000 DM vor.

Das Programm »1992« erweiterte das Auszahlungskontingent beachtlich. Doch auf Grund fehlender Mittel mussten bestimmte Kriterien eingeführt werden. So bekommt ein Holocaustopfer das Recht auf eine Beihilfe, wenn er oder sie sechs Monate lang gezwungen war, sich im Konzentrationslager oder siebzehn Monate im Ghetto aufzuhalten. Ausserdem wurde eine Zuwendung für diejenigen vorgesehenen die, unter extremen Bedingungen wie z.B. in einem Keller, Wandschrank oder Bunker versteckt gewesen zu sein, achtzehn Monate verbrachten. Letzteres Kriterium existiert praktisch nur auf dem Papier, denn juristisch lässt es sich kaum beweisen, wo und unter welchen Umständen der Mensch versteckt worden war.

Mein Büro arbeitet gerade an einem dritten Programm, dem des maßgeblichen Ausweitens der Hilfen für die Opfer des Nazismus in den Ländern Osteuropas. Es handelt sich um, zur baldigen Unterzeichnung vorbereitete, Einverständniserklärungen zwischen der Regierung der BRD und der »Claims Conference«, die die Freigabe von 200 Millionen DM, von deutscher Seite, beinhalten. Demnach könnten, bereits im August dieses Jahres, achtzehntausend osteuropäische Juden damit beginnen, eine monatliche Rente in der Größenordnung von 250 DM zu erhalten. Wie das in die Praxis umgesetzt werden soll ist noch unklar, doch werden hierfür zwei Möglichkeiten in Betracht gezogen. Erstere könnte die Einrichtung von Büros der »Claims Conference« in den osteuropäischen Ländern bedeuten, und die zweite wäre eine groß angelegte Werbekampagne ihrer Tätigkeit, damit die Leute sich selbst an die angegebenen Adressen wenden könnten.

A.P.:

Könnte es denn passieren, dass die Bezieher dieser Renten, irgendwo in Warschau oder, sagen wir, im ukrainischen Ternopil, nie erfahren, wem sie das Geld zu verdanken haben?

M.W.:

Das Wichtigste ist der Triumph der Gerechtigkeit. Ruhm und Lorbeer spielen für mich im gegebenen Fall keine besondere Rolle. Um so mehr, als ich mir sicher bin, dass dieses Programm sich auf die ehemalige Sowjetunion ausweiten werde. Meine Kanzlei schöpft alle Möglichkeiten aus, damit das Geld bei allen Holocaustopfern ankommt, unabhängig davon, ob sie in der ehemaligen Sowjetunion oder den Ländern Osteuropas leben.

A.P.:

Abschließend, meine letzte Frage. Als kleines Kind befand ich mich, von Juli bis September des Jahres 1941, zusammen mit meinen Eltern im Ghetto und ab Oktober 1941 bis September 1943 gehörte ich, im Kreis Smolensk, dem Tross des Partisanenkonvois an. Würde ich denn, aus juristischer Sicht, zu den Opfern des Holocaust zählen?

M.W.:

Ich denke nein. In erster Linie, weil Sie sich auf dem Territorium der Sowjetunion befanden und weil diese Frage, wie ich weiter oben erwähnte, bis jetzt noch nicht endgültig geklärt worden ist.

Der zweite Grund wäre ein moralisch emotionaler: der Tross des Partisanenkonvois scheint immer noch besser und leichter zu sein als die Kriegsbedingungen einer Truhe oder eines Kellers.

Mit dem Münchner Rechtsanwalt Michael Wittl sprach unsere Korrespondentin Anastasia Powerennaja.

ÜBER MANUSKRIPTE

UND LEBENSFORMEN

Ich lese das Manuskript »Wie sich mein Leben entwickelte« von Viktoria Chmelnizkaja, das demnächst in einem der St. Petersburger Verlage erscheinen wird. Meine Freundin schreibt über sich selbst, ihre Familie, über unsere (dritte Welle) der Emigration und die Menschen, mit denen sie das Leben in diesen langen Jahren außerhalb Russlands zusammengeführt hatte.

Ich schreibe keine Rezension — das wäre voreingenommen, sondern ich möchte eines ihrer Kapitel ergänzen — das über Vera Lourié, eine der letzten Figuren des vergangenen Silberzeitalters und Muse dreier großer Dichter — Gumiljow, Andrei Bely und Konstantin Waginow.

Von Ende der siebziger bis Mitte der achtziger Jahre, des bereits vergangenen Jahrhunderts, lebte ich mit meiner Familie in West-Berlin und verbrachte meine gesamte Freizeit beim Buchantiquariat des Berliner Flohmarktes. Die Ausbeute war einzigartig, jedoch nicht überraschend, denn in den zwanziger Jahren gab es in dieser Stadt 78 russische Verlagshäuser. Es wurden mehr Bücher, Zeitschriften und Zeitungen auf Russisch als auf Deutsch veröffentlicht. Jede neuentdeckte Ausgabe war mir teurer als ein Lottogewinn oder gar Pyramiden aus Geld. Meine erste Bekanntschaft mit Vera fand nicht auf der Schwelle ihrer großen Wohnung im Zentrum Berlins statt, sondern begann mit der ersten Ausgabe des literarischen Almanachs »Spolokhi« (Nordlichter), den es mir aus den staubigen Kisten jener »Schatzinseln« herauszufischen gelang. Dieses Buch ist heute eine Rarität unter den Raritäten, nur war ich damals gezwungen es Vera zu überlassen. Unter anderem fand sich im Almanach das Gedicht von B. Pasternak — »Ein Matrose in Moskau«:

Moskau schien der Geburtsort des Schotters zu sein,
welcher voranschritt
zu Staube zermalmet zu werden, um von der Bergrücken Abgrund,
von Neuem zerrieben zu sterben...

Auf der gleichen Seite standen Gedichte, die ich zum ersten Mal las:

»...Worte, gleich leeren Bienenstöcken klaffen,
Und keinerlei Bilder. — Wie soll man erschaffen!

Ein hölzerner Stuhlkreis,
Verworrener Fäden Gedanken«.

Diese Zeilen gehörten einer damals jungen Dichterin, Vera Lourié, die mir in der Emigration zu einem sehr nahestehenden Menschen wurde. Wir lernten uns kennen, freundeten uns sogleich an und verbrachten viele Stunden zusammen vor ihrem Samowar beim Tee. Sie verstand es zu sprechen, und ich zuzuhören. Als sehr junge Frau, fast noch ein Mädchen, besuchte Vera das »Haus der Künste« in Petrograd. Dort gab es bereits Kurse verschiedener Autoren und Regisseure. Zum Beispiel sprach Jewrejnow über das Theater. Gumiljow unterrichtete Versifikation und behauptete, man könne jedem Menschen das Dichten beibringen. Samjatin leitete einen Kurs mit Vorträgen über Prosa. Vera belegte zwei Kurse — Gumiljows und Jewrejnows. Sehr bald verliebte sie sich in den Ersteren. An ihrem Geburtstag lud sie den Dichter zu sich nach Hause ein und bot ihm ihre Gedichte feil.

Sie sehen auf alle von oben hernieder,
Doch Ihre Augen spiegeln Trauer wieder.
Ich liebe es Ihren gesengten Blick zu betrachten,
Als wie die östlichen Götter zu schauen erachten.
Wie Ihre gepressten Lippen ihre Blässe entfalten,
Lässt des Nachts mir sündige Träume bereiten.
Sie verstehen es, Zärtlichkeiten zu schenken,
Ihre Liebkosungen meinen Geist für immer durchtränken.
Wenn aber Ihre kühlen Wellen entgegen mir wehen,
So verachte ich das Lächeln des Frühlings zu sehen.
Des Weges Zufall zusammen uns brachte,
Vergebens, selbst wenn vor Ihnen zu entkommen ich trachte,
Und ich bete zu Gott inniglich,
Zu vernehmen von Ihnen: »Ich liebe dich«.
Und befrage die Karten nach Ihrer Macht,
An jedem Abend um Mitternacht.

Gumiljow hatte sich, Veras Unreife spürend, immer verweigert ihre Gedichte zu analysieren, doch sein Tod machte sie sehr bald erwachsen, reif und mutig.

Alle seine Schüler der »Klingenden Muschel« arrangierten nach dem Ableben des Dichters eine Trauerfeier.

Vera ging zur Achmatowa und sagte zu ihr: — Anna Andrejewna, wir organisierten einen Gedenkgottesdienst für den Sünder Gottes Nikolaj in der Kathedrale »Kasanskj Sabor«. Werden Sie kommen?

— Natürlich werde ich das — war die Antwort der Dichterin und des Dichters Ex-Frau. Vera schreibt sogleich das Gedicht »Zum Tode des Dichters«. Später wird es in der Berliner Zeitung »Tage« veröffentlicht.

Es fällt schwer auf der Straße zu gehen,
Es fällt schwer in die Wolken zu sehen.
In trübem Lehm die Beine verworren.
Der langen Peitsche gleich hängt mir die Hand.
Er war stark, frei und war stolz
Erbaute aus Marmor ein Haus.
Doch starb er nicht unter jener Platane,
Worunter Maria mit Christus einst saß.
Er ging hindurch. Ruhigen Mutes und düster
Durchschauend die Schwärze des Himmels sobald,
Und seine letzten Gedanken
Kennt nur der nördliche Wald.

Solcherlei Trauerfeiern gab es nicht gerade wenige in dieser seltsamen Zeit: Vera beerdigte auch den Bildhauer Tomskow, ihren Lehrer, den Geographen, Tagantsew sowie den Juristen Zaitsew... Die junge Dichterin nahm ebenso in der Wohnung von Alexander Blok an dessen Gedenkfeier und Beerdigung teil... Damals scherzte man: — Würden alle Trauerzüge bombardiert werden, gäbe es keine Intelligenz mehr in St. Petersburg.

Veras Eltern verstehen, dass es Zeit wird zu gehen. Die Angst um ihre Tochter treibt sie zunächst nach Riga und von dort nach Berlin.

In der deutschen Hauptstadt erfährt das Mädchen von einem Café namens »Landgraf«, in dem sich russische Schriftsteller, Künstler und alle literatur- und kunstinteressierten Menschen treffen. Dieser Ort wird auch das »Haus der Kunst« genannt.

Vera wurde herzlich aufgenommen, sie verlas einen kurzen Bericht über die Petrograder Dichter und gab eigene Gedichte zum Besten. Sogleich wandte sich Andrei Bely an sie und sagte: — Bringen Sie Ihre Gedichte zu »Gelikon«. Die junge, gerade erst 21 Jahre alt gewordene, Frau war stolz und glücklich.

Doch hatte der »Gelikon«-Verleger Vishnjak eine ganz andere Meinung ihre

Gedichte betreffend. Er sagte zu ihr: — Ich danke Ihnen und tue alles für Sie was Sie wollen, aber Ihre Gedichte werde ich nicht drucken.

Der Leiter jener Kulturabende hieß Minskij der, zusammen mit der Übersetzerin Vengerova, damit begonnen hatte Vera auf maskuline Art zu nennen — Benjamin, da sie die erste Dichterin der gerade erst begonnenen Emigration war. Immer wenn Bely nicht zu diesen Veranstaltungen erschien, bat Minskij: — Benjamin, gehen Sie zu ihm und laden Sie ihn noch einmal zu unserem Treffen ein. Wenn Sie ihn bitten, wird er kommen. — Was tatsächlich auch so war.

Bely, Bely, Bely... Das Jahr 1921 und sein Aufenthalt in Berlin wurden für ihn zu seiner schwersten Zeit. Jewgeni Samjatin beschrieb diese Zeitspanne des geistigen Umbruchs dieses brillanten Dichters, meiner Meinung nach, am besten und zutreffendsten. — Aus anthroposophischer Höhe stürzte er hinab — zum Foxtrott und Wein... Doch besaß er die Kraft wieder aufzustehen, nach Russland zurückzukehren und weiter zu leben. — Nach Moskau brachte ihn eine gewisse Frau Wassiljewa, die dem damaligen Literaturkreis angehörte und eigens dafür gekommen war, um ihn abzuholen. Seine Frau (und Nicht-Frau), Assja Turgenjewa, blieb in Berlin zurück. Das einzige, was diese beiden Talente verband, bevor Bely wieder nach Russland ging, war die Anthroposophie. Einst, noch vor dem Ersten Weltkrieg, schlossen sie ihre Ehe im schweizerischen Dornach, als eine Verbindung zweier freier Menschen ohne eheliche Intimität. Über diesen Abschnitt ihres Lebens kann man bei Voloshin nachlesen. Vera litt. Neben ihr hatte der Dichter in Berlin eine Dame des Herzens, das »einfältige Gretchen«, die Tochter des Wirtshausbesitzers, bei dem alle zum Weintrinken und Tanzten zusammenkamen. Es gab Momente, in welchen es dem gesamten russischen Umfeld so vorkam, als würde er nicht überleben. Überdies sagte er selbst zu Vera, er müsse umkommen, denn ihm schien, sein Kopf befinde sich in einer Art Kuppel, die in Dornach niederbrannte...

Trotz all des Frauenleids wusste Vera, dass der Dichter ihr Verständnis sowie ihr Vergeben-können zu schätzen wusste — dies gab ihren Gefühlen Raum zu einer starken Freundschaft heranzuwachsen. Stundenlang saßen sie in einer Pension am Victoria-Louise-Platz zusammen, wo er wohnte. Sie war die erste, der er seine noch nicht abgeschlossenen Erinnerungen an Blok vorlas. Er las und erklärte ihr ausführlich ein sehr komplexes Poem namens »Glossalia«, und sie freute sich sehr, als erste eine Rezension dieses Poems schreiben zu können, welche sogleich zeigte, dass aus ihr eine literarische Mitarbeiterin werden könne. Zu einer ernstzunehmenden Dichterin

hatte es nicht gereicht, auch besaß sie keinen Beruf, und das Leben in Berlin war teuer und schwierig. Sie wurde bemerkt und bekam sowohl in der »Tage« als auch im »Spolokhi« eine Stelle als Literaturmitarbeiterin.

So bot ihr der künftige sowjetische Graf Alexej Tolstoi an mit ihm zusammenzuarbeiten (wie würde sich ihr Leben daraufhin entwickelt haben, hätte sie dem zugestimmt?). Der Redaktionssekretär der Zeitung »Rul« (Steuerrad), Arbatov versprach ihr ebenso »goldene Bergeshöhen«. Vera erzählte mir oft und mit Stolz, in ihrem Leben viele Menschen betrogen zu haben — sowohl Männer als auch Frauen (wie man es so tat in jener Zeit...), niemals aber ihre Partei der Sozialrevolutionäre! Nur an ihrem Vorgesetzten, und später engen Freund Michael Osorgin, dem Autor des wunderbaren Romans »Sivtsev Vrazhek« (von 1928), zweifelte sie in Bezug auf den Parteigenossen ihr Leben lang.

Sehr jung, attraktiv (Vera war nicht schön), voller Begierde nach einem neuen Leben und einer neuen Moral, gewann sie leicht die Liebe und Freundschaft bedeutender Schriftsteller des damals russischen Berlin. Das Wichtigste war, sie brachten ihr das literarische Arbeiten bei.

Ihre Liebe zu den Ehrenburgs trug sie durch ihr ganzes Leben. Von den jungen Kollegen verband sie lebenslange Freundschaft mit Alexander Bachrach, der ihr das Schreiben von Rezensionen und Feuilletons beibrachte. Für eine solche Rezensionen bekamen sie von Viktor Schklowski was zu hören, als dieser die Redaktion betrat, nach einem Stuhl griff, damit auf den Boden einhämmerte und scharf bemerkte: — Welch eine Frechheit und wie empörend, was diese Kinder über uns Schriftsteller schreiben! Was für eine inakzeptable Gemeinheit!

Bis heute bewahre ich die literarischen Porträts von Alexander Wassiljewitsch Bachrach »Dem Gedächtnis nach und nach Aufzeichnungen« sorgfältig auf, die der Autor Vera Lourié, er bezeichnete sie als seine Schwester sechsten Grades, einst schenkte (und sie schenkte sie mir) mit der Widmung: — Der lieben Vera zur Erinnerung — an das Meer, an Pawlowsk, an Berlin, an das »Quartett«, an Swinemünde (Stadt in Polen), an viele Dinge. Paris, 4.07.78 (Tag der Abreise nach Finnland).

Vera besaß einen nicht nachlassen wollenden Schmerz, der sie bis an ihr Lebensende begleitete — ihre jüdische Nationalität. Vor kurzem starb mein guter Freund Enno W., der auch ein guter Mensch gewesen ist. Sein Vater war Chefchirurg der Nazi-Armee, und seine Mutter eine italienische Jüdin. Wie stolz er darauf war, nach israelischem Recht, ein echter Jude zu sein.

Meine Enkelin, Aimée Sophie Gerards, fügte zu meinem russisch-jüdisch-

polnischen Blut, durch ihren Vater, noch niederländisch-spanisches und französisch-amerikanisches hinzu. Im Jenseits werde ich einst glücklich sein, sollte sie jemals zu sich selbst sagen — ich bin Russin — vielleicht kommt es aber auch anders. Sie ist in Deutschland geboren und lebt in Deutschland, und in ihrem Kinderausweis steht »deutsch« — nicht für Nationalität, sondern als Staatsangehörigkeit dieses Landes. Ich hoffe, sie wird sich schlimmstenfalls als Internationalistin bezeichnen.

Vera verachtete und hasste geradezu ihr Jüdischsein. Es war unmöglich, die Nationalität ihrer Mutter zu verbergen, dafür war ihr Vater, je nach Umständen, entweder Russe (mit dem Namen Lourié) oder »evangelisch« — eine ihrerseits, bei Bedarf, erfundene Nationalität. Das bestätigt auch Viktoria Chmelnizkaja in ihrem Text. All dies war jedoch keinesfalls nur dem Nationalsozialismus zuzuschreiben. Es taucht plötzlich eine ihrer Geschichten vor mir auf — Die »Mischung« eines Halbbluts verschonten die Faschisten. Meine Mutter wurde erst 1944 von der Gestapo verhaftet und überlebte nur dank ihrer zweiten Tochter. Vera sprach über ihre jüngere Schwester, die wahrscheinlich von einem deutschen Vater abstammte und nach deutschem Gesetz nicht mehr jüdisch war. Ihren Namen kenne ich nicht, denn sie erwähnte ihn nie.

Veras Erzählungen zufolge war ihr Vater Offizier der Russischen Garde und diente im Ersten Weltkrieg unter dem Kommando von Hetman — Pavlo Skoropadskyi. Er wurde in Berlin mit allen militärischen Ehren beigesetzt. Deshalb wurden ihnen zu Beginn des Zweiten Weltkriegs Lebensmittelkarten gebracht, doch dann fiel sogar ihr Hund unter die rassistischen Gesetze und wurde als »Halbblut« registriert. — Paradoxerweise, so Vera, war Berlin eine freiere Stadt als der Rest Deutschlands. In der Provinz hätten wir nicht überlebt.

Als die Reihe an sie kam, wandte sie sich an Skoropadskyi, den Freund ihres Vaters, der ihr half: Veras Haft bei der Gestapo dauerte weniger als acht Wochen. Nach ihrer Entlassung wurde sie in dem selben Lager als Schreibkraft beschäftigt, wie auch meine Berliner Freundin in »Wie sich mein Leben entwickelte« schreibt. Nichtsdestoweniger kommen acht Wochen bei der Gestapo einem ganzen Leben gleich, aus dessen vielen verschiedenen Episoden sie mir erzählte, als es galt (um mit ihren Worten zu sprechen) — auszuweichen, zu überlisten und wie ein Zirkusseiltänzer zu balancieren. Vera kannte bereits die Geschichte der russischen Schauspielerin Agatova, die von Leuten der Gestapo an ihrem Hauseingang erschossen wurde, nur weil sie nicht gewillt war deutsch mit ihnen zu sprechen, und alle ihre Fragen auf Russisch beantwortete...

Es gab auch noch einen Vorfall, der die Familie Lourié beinahe das Leben gekostet hätte. Eines Nachts kam plötzlich die Gestapo und verhaftete ihren Untermieter. Ihre Durchsuchung brachte jedoch nicht das gewünschte Ergebnis. Allerdings fanden Vera und ihre Mutter später heraus, dass dieser junge Mann in Verbindung zur Widerstandsbewegung »Rote Kapelle« stand. Nach einigen Monaten kam der Vater dieses Burschen zu ihnen und zog einen Sender aus dem Versteck im Ofen hervor. Was waren sie froh, das alles nicht gewusst zu haben, sonst hätte sie womöglich die Angst verraten können.

Nach dem Krieg schrieb sie den Aufsatz »Meine Bekanntschaft mit der Gestapo« und veröffentlichte in der Pariser Zeitung »Russischer Gedanke« ihre Erinnerungen an Bely und Gumiljow. Literarisch war sie damals nicht mehr aktiv.

Sie begann Gedichte auf Deutsch zu schreiben, wie mir jedoch scheint, keine sehr poetischen. Gott sei Dank war sie nicht eitel. Ich glaube, ihr war bewusst, dass sie ihr ganzes Leben lang nur Schülerin ihrer Lieblingsdichter war.

Zu jener Zeit, als wir uns kennenlernten, umgab sie sich mit jungen Leuten, unterrichtete Russisch und veranstaltete einmal im Monat ein »literarisches Wohnzimmer«, welches ich nie besuchte. Eines Tages stellte mir Vera eine Frage, die mich erschütterte: Ob ich wüsste, woran ich in den letzten Minuten meines Lebens denken werde? — Ich denke nämlich darüber nach, sagte sie, seit dem Tag als Gumiljow starb (der letzten Zeilen »Zum Tode des Dichters« erinnernd) denke ich darüber nach und weiß es nun. Ich werde mich an mich selbst erinnern, jung, zärtlich, Kostjas (Konstantin Waginows) Hände nach mir ausgestreckt, wie auch seine mir gewidmeten Gedichte. Er war der einzige der mich, nichts erwartend und nichts verlangend, einfach nur liebte.

Die Nacht fiel sanft auf deine Wimpern nieder,
So viele Tage, an welchen unsre Liebe wir bewahrt.
Und blauer Rauch steigt wirbelnd wieder,
Inmitten farbenfroher toter Ufer auf und harrt.
Orpheus war Mensch, doch ich nur grauer Rauch.
In lockiger Nacht die Liebe schwerer wiegt,
Ihr unauslöschlich Feuer unmöglich zu verwahren auch,
Wenn brennend sie vor diesen toten Ufern liegt.

KÜHLE UNBEHAGLICHKEIT

DER FREIHEIT

Ein Brief an Olga Beschenkovskaja und die Personen ihrer Erzählung

Ein blauer Fluss mit gelb- und rotgefärbten Herbstbirken gesäumt. Dieses Bild, ein kleines Stückchen Kindheit, blieb mir als mein erstes Schulbuch, das sich »Die Muttersprache« (Rodnaja Retsch) nannte, in Erinnerung. Nun halte ich die 2. Ausgabe eines neuen gleichnamigen literarischen Journals in Händen. Gerade noch träumten wir davon, und die »vierte (Emigrations-) Welle« hatte es vollbracht, eine echte »dicke« Literaturzeitschrift heraus zu bringen. Eine Russische. In Deutschland. Weder die Gestaltung noch der Inhalt verdienen es provinziell genannt zu werden, was durchaus befürchtet werden konnte. Ich beginne mit den Gedichten.

...Ich stehe mitten in Europa
Mit Asiens Sehnsucht in den Augen...

Danil Tschkonija

...Und mir scheint, als ob sogleich,
Du über jene Schwelle trittst,
Und Weite öffnet sich dem Blick...

Waldemar Weber

So in etwa klingt des Journals Refrain über sein Hauptthema — das der Emigration natürlich. Die Redaktion nimmt gleich vorweg: Die 2. Ausgabe ist erst der Anfang, in Zukunft erwarten uns die unterschiedlichsten Themen.

Augenblicklich bleibt mein Blick an der ersten Zeile, einer in Genre und Manier ungewöhnlichen Erzählung hängen: »ICH HASSE...besonders Deutsche und Juden... Nein, tatsächlich Juden und Deutsche«...

Erst dann lese ich den nicht minder ungewöhnlichen Titel:

— »Viehwasen 22« — Eine geografische Geschichte oder das Tagebuch eines erbosten Emigranten.

Darein vertiefend stelle ich mich auf den Rhythmus dieser Tagebuch-Erzählung ein... und begreife, dass das buchstäbliche oberflächliche Verstehen jeder, angefangen bei der ersten, Phrase der Autorin Olga Beschenkovskaja

zumindest naiv wäre. Hinter der Maske des »erbosten Emigranten«, verbirgt sich nämlich die sorgen- und leidvolle Autorin selbst. Es erscheint mir so gleich, als kennten wir uns ein ganzes Jahrhundert schon und wären Freunde. Ich hege Mitgefühl für ihre Traurigkeit und Trauer, mitunter muss ich mit ihr zusammen lachen, nehme das ironische Lächeln und dämonische Funkeln ihrer Augen wahr...

Oft lesen wir: Die Redaktion trägt keine Verantwortung für... Und wir, verehrte Leser, tragen denn wir Verantwortung für das Nicht-Verstehen eines Autors? Ich halte es nicht aus und rufe an.

— Sagen Sie, Olga, »ICH HASSE«, ist das eine Haltung oder eine Handlung?

— Selbstverständlich eine Handlung.

Ich bedanke mich bei ihr für das Journal und ihre Erzählung.

— Schreiben Sie darüber?

Hier nun also schreibe ich. Keine Rezension, schon gar nicht ein Verteidigen der Autorin vor ihren zukünftigen »blonden Leserinnen«. Nicht Haltung — Handlung also. Eine Haltung stellt ein Prinzip dar, da rückt man nicht von ab. Eine Handlung kann man verstehen und erklären. Weshalb ging Beschenkovskaja das Risiko ein, gleich mit der ersten Phrase, das eben erst neu erworbene Publikum und den neuen Leser von sich zu stoßen?

Die Erzählung ist gedruckt, also scheint der Eintritt ins Asylheim V 22 für Aussenstehende nicht mehr untersagt. Ich möchte ein aufrichtiges Gespräch, jedoch nicht mit der Autorin, sondern mit den Heimbewohnern selbst führen. Auf die Frage, weshalb nicht mit der Autorin, möchte ich sagen, Beschenkovskaja stellt eine bekannte Prosadichterin wie auch Poetin dar, und Poeten dieses Ranges befanden sich mit der Macht in Russland stets in Zwietracht, doch die Bewohner dieses Wohnheims V 22 bringen naturgemäß die verschiedensten Lebenserfahrungen mit sich. Nicht zufällig spricht sie gleich zwei Mal in der Erzählung davon:

...«Ein Dichter düster ist und aussen vor, sowie für den Regierungssitz,
als für den Tempel auch,

Er nimmt nicht teil, gleich einem Gott, um eigener Ehre willen flehend«...

...«Und stellt euch vor, ein Dichter, in höchstem Maße bei sich,
Sah sich nicht als Minister, noch schlichtweg als Messias an«.

Nun also möchte ich mit den Heimbewohnern sprechen. Um eine persönliche Pritsche bitte ich nicht, mir genügt der Platz an einem Tisch. Mit diesem »erbosten«, scharfen und grausam harten Tagebuch sorgt die Au-

torin beim »Emigrantensumpf« ernstlich für Unruhe, in dem sie die Einwohner von V 22 dazu zwingt, tief in sich hinein zu blicken... sich zu schämen und von dem zu befreien, was sie davon abhält, in gegenseitigem Respekt und harmonischem Verhältnis ihrer Koexistenz (jene — wir) zu leben. Mehr noch, sich in diesem Land wie — bei sich zu Hause — zu fühlen.

— Sprich nicht schlecht, das ärgert mich, — sagte einst meine jüngere Tochter zu mir. Auch ich möchte Sie nicht verärgern, verehrte Einwohner des Wohnheims V 22, sondern möchte bloß erklären, was uns, die ehemaligen Emigranten, mit Ihnen verbindet und was uns unterscheidet. Nicht trennt, nein, unterscheidet, und eben das ist unsere Emigrationserfahrung.

Eine meiner Bekannten (der neueren Emigranten) sagte einmal: — Natürlich, München ist nicht Moskau, doch lässt es sich leben, nur dass Deutsche jetzt vor deinem Fenster gehen.

Eine Etage höher wohnt eine einfache deutsche Rentnerin. Da ihre Rente die Sozialhilfe meiner Bekannten nicht wesentlich übersteigt, trägt sie des nachts Zeitungen für Hotels aus, ohne zu vergessen, stets ein paar frische Exemplare russischer Zeitungen für ihre neuen Nachbarn mitgehen zu lassen. Sie weiß nämlich, dass jene täglich vor dem Problem der Wahl stehen, fünf DM für die Zeitung auszugeben oder doch für Zigaretten.

»Eine trübere Erzählung gibt es nicht«... (Puschkin — Zitat), solcherart war wohl das »Tagebuch des erbosten Emigranten« seitens der Autorin gedacht, um schwierige Gefühle zu provozieren und bereits Überlebtes wieder ins Gedächtnis zu rufen. »Viehwasen 22« überzeugt wiederholt davon, dass die »vierte Welle« der sowjetischen Emigranten, ähnlich ihren Vorgängern, das Land nicht liebt, welches sie beherbergt. Die Leidenschaften, die durch die Erzählung tosen, erscheinen mir wie eine rosa Schleife auf meiner gestählten langjährigen Emigrantenhaut.

Meine Emigration begann in Leningrad schon zwei Jahre vor der Ausreise, während der Zeit der Ablehnung meines Antrags. Der Tag begann mit dem Besteigen des Schafotts, mit eiskalten Schlachten der sowjetischen Parteibüros, in welchen man gestern noch geachtet war von allen, und heute als Volksfeind und Verräter dasteht. Welche erstaunlichen Fähigkeiten besaß doch diese Macht, im Menschen das Menschliche zu töten: hinausgehend auf die Straße erwartete ich, dass mir jeder Vorübergehende ins Gesicht spucken werde, und wenn er es nicht schaffe, so doch in den Rücken — unbedingt.

Sie, erboster Emigrant, mögen die deutsche Bürokratie nicht — »Formulare sammelt man in Deutschland mit der gleichen Leidenschaft, wie man in

Russland Pilze sammelt« — (Zitat). Doch eben genau diese Formulare könnten Sie vor vielen Unannehmlichkeiten schützen. Mit der Zeit werden Sie es verstehen und zu schätzen wissen. In den zwei Jahren vor der Ausreise versuchte ich eine einzige Bescheinigung zu bekommen, ohne der es nicht möglich gewesen wäre das Land zu verlassen: eine Bestätigung, dass mein Vater im Jahre 1941 im Soldatenmassengrab der Region Smolensk bestattet wurde. Als ich mich an das zuständige Gericht wand, bekam ich die Antwort: — »Ablehnung rechtlicher Schritte mangels juristischer Begründung«. — Die sowjetische Art sich, in Würde, an die Gefallenen zu erinnern.

Ich schreibe über mich, um das Gesprächsthema unserer Emigrantenerfahrung weiter fortzuführen. Mir ist aufgefallen, dass ich seit geraumer Zeit in »sowjetisch« und »sozialistisch« zu unterteilen begann. Das Sowjetische, in meiner heutigen Vorstellung, ist zu so etwas wie einem Überbau geworden, und das Sozialistische zur Basis. Wäre das Sowjetische tatsächlich für alle gleich, so würden sich nicht die einen auf den Pritschen des Wohnheims V 22 »von der Ruhe« ausruhen, während die anderen auf Pritschen der psychiatrischen Anstalten zu liegen haben. Gerade weil unser »sowjetisch« derart verschieden aufgefasst werden kann, schrieben so manche »verbotene Werke« (welche ausschließlich im Ausland herausgegeben wurden) und Anekdoten, und der Rest mühte sich ab mit Ausführungsformen monumentaler Losungen wie: — »Vorwärts, dem Sieg des Kommunismus entgegen!« — Gäbe es dies alles nicht, hätte die »prinzipientreue« Nina Andreeva (berühmte Parteipersonlichkeit) es verstanden meine Prinzipien wertzuschätzen, ohne nach den eigenen zu handeln.

Mit den Pronomen — meine, meins — bezeichne ich das Sozialistische in uns. Dort waren wir zu Hause, jeder gleich arm, jedoch zufrieden mit dem, wie es hieß: ... »Rundherum alles Kolchose, rundherum ist alles meins«...

Mein Jugendbekannter, Pjotr Maslov, sagte:

— Ich habe eine Regel, indem ich die letzten zwei Rubel immer für ein »Viertelchen« (250 ml Wodka) ausbe.

Nicht jedem war es bewusst, doch lebten alle auf die besagte Art, diese zwei Rubel waren nämlich stets die letzten...

Einige Jahre zuvor verkaufte mein deutscher Freund seine Firma in Deutschland, wobei er dem Staat eine solide Steuersumme abtrat (beachten Sie, erboster Emigrant, — für Ihre soziale Unterstützung, um auf den Pritschen behaglicher liegen zu können, und über bunte Buchrücken der Lieblingsbücher in Erinnerung zu schwelgen). Arbeitslos geworden konnte er nun endlich seine historische Heimat besuchen, das Dorf Sankt Peters, wel-

ches sich im einst segensreichen Österreich — Ungarn befand, und heute zu einer sozialistisch-kapitalistischen Perestroika Ungarns konvertierte.

Er traf dort auf seine armen Verwandten und verspürte den Wunsch ihnen zu helfen. (Lies, erboster Emigrant, den Beginn der Erzählung von der Eiscreme, dem prachtvollen Mercedes und den knausrigen geizigen Deutschen. Oder erlaube mir an den 17. August diesen Sommers zu erinnern. An diesem Tag stellte mir mein deutscher Freund eine Frage, was ich denn täte, hätte ich heute Geld auf einem Bankkonto in Russland, und was ich fühlen würde, wenn ich es verlöre. Was? Krank würde ich werden, meinen Schlaf und meine Ruhe einbüßen. Unvermögend wie ich bin, kann ich mir das leisten. Während er, als Unternehmer, stets in Form sein muss. Dann fügte er hinzu, der Grund, weshalb er mich das frage, sei der, dass er in diesem Jahr ein Viertel seines Kapitals verloren hatte und alles nur, weil Präsident Clinton sich nicht in der Lage sah, seinen Hosenschlitz geschlossen zu halten. Wer von uns hört also die Moneten klimpern? — Das alles bezieht sich noch immer auf die Seite 119 der Tagebuch-Erzählung).

Das Ihre, welches eben noch nicht ihrs gewesen war, erhaltend kamen die Verwandten mit der Absicht des »Gebenden« nicht zurecht, sodass mein Freund sich nun veranlasst sah nach Ungarn umzuziehen, um dort eine eigene Firma zu gründen. Interessant, die neuen »Miteigentümer« und »Mitinhaber« der Firma zu beobachten, die sich ausschließlich für die Frage interessieren, was denn jetzt alles ihnen gehört? Hierbei unterscheiden sich die Ungarn wenig von uns, den ehemaligen Sowjets. Denn nicht Deutschland ist es, welches wir nicht lieben, sondern uns selbst in ihm, weil wir das gewohnte allgemeine Meins, welches es hier, Verzeihung, nie gegeben hatte, verloren haben.

Ich schreibe keine Rezension. Bemerke, dass ich im Fortgang der Erzählung Gefallen finde an dem Ärgerlichen und Freude am psychologischen Übereinstimmen von Wort und Essenz verspüre. Mich freut es, wie der erboste Emigrant sich nicht über die gesamte Reihenfolge der Sätze hinweg ärgert. Leid tut mir nur, dass diese Erzählung, die einer Beichte gleichkommt, nicht von den deutschen Feministinnen gelesen werden kann, die über mich verärgert sind. — (Dank der Übersetzung, können sie es jetzt doch). Vor einigen Jahren wurde ein ins Deutsche übersetzter Artikel von mir veröffentlicht. Sein Kern bestand im Wesentlichen darin, dass der westliche Feminismus eher bemüht sei die Persönlichkeit des Mannes zu vernichten, wohingegen der sowjetische versucht, ihn Ärmsten, zu beschützen. Weiter lese ich in der Erzählung: — Hinter einem Ehemann zu leben, ist wie hinter einem Zaun zu

sein... Nichtsdestotrotz werde nicht ich hinter ihm sein, sondern er hinter mir... in jeder möglichen Hinsicht... Diese »jede mögliche Hinsicht« ist wie bei sowjetischen Wahlen mit nur einem Kandidaten zu verstehen. Wir, die Ehefrauen, Mütter und Freundinnen, wir waren dieser Zaun, der unsere Männer vor dem gnadenlosen System abschirmte. Hinter diesem Zaun nur erlangten sie ein Gefühl von Würde und eine Art Gewissheit, Hausherr und Ernährer sein zu können. In bitterer Erinnerung blieben mir die Worte meines verstorbenen Mannes, der bis zu seinem Ableben immer wieder die selbe Frage stellte: — Warum sagst du nie »wir«, immer nur »ich«? Heute freue ich mich, wenn jemand »wir« sagt.

Schriebe ich eine Rezension, so beschrieb ich was mich, die Leserin des Tagebuchs, verärgerte. Durch den ungewöhnlichen Erzählstil mitgerissen, »allmählich auf den Geschmack kommend und in Ekstase geratend«, beginnt der erboste Emigrant offensichtlich stellenweise zu übertreiben und, bloß der Provokation willen, zu provozieren. Doch dies ist nicht mein Thema. Ich schreibe über das Eine — den Unterschied unserer Emigrationserfahrung, über das, was mir hilft in Deutschland zu leben, woran der erboste Emigrant sich jedoch stört.

In der Erzählung wiederholt sich ein paar Mal der Satz: »Warum sind Sie nach Deutschland gekommen?« Eine, für ihre Leber schwer verdauliche, und ihrer, der V 22-Bewohner, schwachen Konstitution, beleidigende Frage... Wie würde sich hingegen unsere Leber fühlen, würde uns diese unsensible Frage hier in Deutschland, auch noch in unserer eigenen Muttersprache, gestellt werden... Und was, wenn dieser Fragende sich als ein besonders »Liebenswürdiger« erweist, den man dafür versucht ist zu verhauen, weil er sich selbst mit Überzeugung antwortet: »Wir wissen warum! Der KGB — füttert zu, der KGB — zahlt extra.«

Wahrlich, weshalb sind sie hierher gekommen, weshalb hierher geflogen? »...Der seltene Vogel fliegt bis zur Mitte des Dnepr...« — Nikolai Wasiljewitsch Gogol. Sie, verehrter Autor, kannten wohl nicht alle Vögel! Die STÄNDIGE AUFENTHALTSERLAUBNIS ist ein robuster Vogel, der nicht nur fliegend ankommt, sondern ein geräumiges Nest noch einfordert, und sich die passende Zeit für seinen Nestbau aussucht. Wie lässt sich dieses Schwergewicht mit einem deutschen, leicht gefiederten touristischen Vogel denn vergleichen, der lediglich für ein paar Wochen an den Ufern der Newa (St. Petersburg) gelandet ist? »Mit seinem Wissen über Helmut Kohl, Bier und Würste..., was führte ihn nach Russland?« Hier hat der erboste Emigrant eines nicht berücksichtigt, nämlich dass der Leser die Spreu vom Weizen leicht zu unter-

scheiden weiss und begreift, »wo die Mühle, wo das Wasser ist« (Redewendung). Es ist nicht nötig mit Karten zu jonglieren und Fakten an den Ohren herbeizuziehen.

Fragen, die man an uns stellt sind stets ungefährlicher als diejenigen, welche, leidvoll und schmerzhaft, in unseren Gehirnen und Gedächtnissen hängen blieben.

— Hatte er getötet? Dies war die gefährlichste Frage meiner Adaption und Integration.

— Und der?

Eine deutsche Bekannte ruft an und sagt, ihr Vater sei gestorben.

— Eva, mein Beileid, glaubst du, ich möchte einen Hitler-General beerdigen? (Was lüge ich: beerdigen, — ginge es nach mir, hätte ich sie allesamt noch im Jahre 1941 beerdigt, doch eine Gedenkfeier — bitte ich mir zu ersparen).

Man ersparte sie mir nicht und setzte mich zwischen zwei ehemalige Oberste. Sogleich vernehme ich das Übliche: »Ich habe nicht getötet«. Der der rechts saß war Pilot und Topograph, der Linke Verbindungsoffizier. Sie haben selbstverständlich nicht getötet...

Doch vor kurzem erst weinte ich zusammen mit dem, der getötet hatte... Zu Beginn der Perestroika trat ich oft beim West — Ost Forum mit Vorträgen und Veröffentlichungen auf, in denen ich die deutsche Ekstase, Gorbi und der Perestroika gegenüber, etwas abzukühlen versuchte. Ich gestehe, es ist mir nicht gelungen.

— Wir verstehen, sagte man neulich zu mir, Sie sind ob dieses Systems beleidigt und können nicht anders reden.

Einst jedoch hatte man mich verstanden... nach einem meiner Vorträge, in einem Kloster in Weltenburg an der Donau, kam ich mit dem Abt ins Gespräch.

Die Antwort auf seine Frage, wo ich meine Kriegskindheit verbracht hatte, lautete: Im Kreis Smolensk, beim Tross des Partisanenkonvois im Kaspljanschen Wald, wo man mich, dem Ghetto entkommen, versteckte.

— Ich tötete euch, ich tötete... er brach in Tränen aus.

Später brachte er mich in sein Büro und zeigte mir sein Notiz- bzw. Tagebuch, in welchem wir gemeinsam lasen.

»24. August 1941, Kasplja. Heute haben die Partisanen meinen besten Freund, Otto, ermordet. Trauer.«

An diesem Tag bin ich zwei Jahre alt geworden, es war mein Geburtstag. Ich weiss nicht wie Sie, geehrte Bewohner von V 22, reagieren würden,

ich für meinen Teil habe Pater Odilo vergeben. Wir wurden Freunde. Bis zum Ende seiner Tage hatte er für mich gebetet.

Über schneebedeckte und schneelose Grenzen hinwegfliegend kamen wir hier an. Unsere Gemeinsamkeit ist — jeder spürt, mit sämtlichen Milliarden seiner Zellen, den Verlust des gewohnten Lebens und der heimatlichen Umgebung.

...»Mehr als eine Emigration kann man nicht verkraften. Denn in diesen einen Sprung steckt man sämtliche einem zur Verfügung stehende konzentrierte Kraft des Sonnengeflechts hinein — wie eine letzte Leidenschaft«

Olga Beschenkovskaja

Paradoxerweise gibt es in unserer Gemeinsamkeit doch Unterschiede.

»Das Spiel ist aus. Duster ist die Welt und leer.
Doch weiter — Kosmos: schwarzes fremdes Land« ...

Nicht wie im Westen, sondern als wie im luftleeren Raum fühlten wir uns anfangs und lernten erst was Freiheit zu bedeuten hat! Kaum jemand von ihnen, erboste Emigranten V 22, war nicht bereits einmal vor seiner Emigration, als Gast oder Tourist, in eben diesem Westen schon gewesen, sei es auf Geschäfts- oder Urlaubsreise.

Mit dem Erhalt der deutschen Staatsbürgerschaft büßten wir für immer den Vaternamen ein und auch das Vaterland. Ihr Umzug vertauschte bloß die »geografische Geschichte« mit anderen Breiten- und Längengraden, den sowjetischen oder russischen Pass bewahrend. Unsere Ausreise damals war »für immer«. Und Sie? Sind Sie überhaupt ausgewandert, »die Buchrücken der Lieblingsbücher« zu Hause lassend? Sie existieren hier, ohne dort zu leben.

...«und weile ich im Ausland
obgleich es heißt — ich lebe«...

Wir leben, weil wir frei sind. Doch Sie gerieten in Ihre eigene Gefangenschaft, dazu noch durch sich selbst bewacht. Ich kann nicht widerstehen hier ein Zitat eines politisch gefangenen Schriftstellers und Dichters, Arkadij Steinberg, heranzuziehen:

... »Im Gefängnis kamen unweigerlich und zuallererst — ohne die geringste Chance — jene ums Leben, die ihre Zeit dort als Zäsur im Leben betrachteten, die man nicht zu überleben, sondern abzuwarten hatte, anstatt das Leben an sich in Betracht zu ziehen... Diejenigen, die das verstanden — konnten **nicht** überleben, die anderen — **konnten** nicht überleben.«

Ich bin mir sicher, im Wohnheim V 22 gibt es keine Nicht-Verstehenden. Vor ihnen erstreckt sich ein neuer Raum — die Welt, Länder und Kontinente. Die Zeit ist reif sich vom »Ballast der Trauer« zu befreien und ein »unbeabsichtigtes Leben«, wie bei der Dichterin und Autorin von »Viehwasen 22«, zu beginnen.

»Wir stehen, der (alten Russ) weisen Könige und Priester gleich, vor der Geburt des neuen Tags, und ungeachtet dessen was er bringt, wird er uns — ein großes Wunder sein«...

UNGELÖSTE RÄTSEL

Bitterkeit und Ärger blieben zurück, nachdem ich Wladimir Posners TV-Produktion »Das deutsche Rätsel« angesehen hatte. Die Rätsel sind geblieben und wenn es nicht die letzte Serie gegeben hätte, so würde der Film gar offiziell und bürokratisch wirken.

Es war nicht richtig gewesen, während einer unbeschwerten Spazierfahrt, von der Schwere der deutschen Geschichte und den Deutschen selbst zu erzählen. Was dem Filmemacher in Italien und Frankreich gelang, schlug in Deutschland fehl. Genauso unangemessen erwiesen sich auch die Scherze seines Beifahrers Ivan Urgant. Beim Zuschauen drängt sich der Gedanke auf, wie es nur möglich war solch einem talentierten Menschen seinen professionellen Geschmack zu verderben.

Misslungen scheint mir der Beginn des Films selbst, welcher ein scharfer Kontrast: das fröhliche Treiben auf dem Münchner Oktoberfest, unzählige leergetrunkene Maßkrüge gefolgt von dem ewigen Leid Hunderttausender, in den Öfen von Dachau, ums Leben gekommener.

Mich, die ich als Kind das Ghetto und den Tross des Partisanenkonvois erlebt hatte, berührte und packte der Film keineswegs, noch ließ er mich in

Tränen ausbrechen. Er erschien mir sogar schwächer als viele sowjetische Spielfilme, die man bis heute nicht ohne Tränenvergießen ansehen kann. In Deutschland leben etliche Millionen ehemals sowjetischer Menschen. Ihre Erfahrung sich in dieses Land einzuleben und einzufügen wiegt millionenschwer.

Hätte Posner diese Tatsache in seinem Drehbuch berücksichtigt, so gäbe er seinem Film einen Subtext, eine gewisse Stimmung, er wäre reich an echten Menschen und nicht bloß an Schauspielern.

Als allererstes fehlt es an Mitgefühl und Bereitschaft der Deutschen uns zu Hilfe zu eilen, angefangen beim Sozialarbeiter, bis hin zum höchsten Beamten.

Folgend schreibe ich über meine persönliche Erfahrung. Meine Emigration begann in West-Berlin. Als plötzlich mein Mann verstarb nahm sich, innerhalb von zwei Stunden, mein Nachbar Klaus Gawronski, Koordinator einer dispositiven Leitstelle der BVG, zwei Wochen unbezahlten Urlaub, um, gemeinsam mit seiner Frau Inge, meine Kinder in ihr Wochenendhaus bei Coburg zu bringen. Sie waren für mich weder Bruder noch Schwester, einfach nur Nachbarn, gutherzige Nachbarn, welche mir bis ans Ende meiner Tage unvergessen bleiben.

Anfang der 80er-Jahre begann ich in München beim »Radio freies Europa« zu arbeiten. Der Umzug kam einer zweiten Emigration gleich: Abermals mit zwei Kindern und zwei Koffern...nur besaß ich in dieser Stadt bereits erste deutsche Bekannte, die mir zuerst halfen ein Zimmer in einem kleinen Hotel zu finden, und später gelang es ihnen (heimlich!), mit Hilfe des Rathauses, sich für eine Wohnung einzusetzen.

Man kann sich vorstellen wie erstaunt ich war, als ich einen Brief von Herrn Kronawitter, seinerzeit Münchens Oberbürgermeister, in Händen hielt, in dem er mir mitteilte, dass er bereit sei, »im Rahmen seiner Möglichkeiten«, bei der Wohnungssuche behilflich zu sein... d.h. das Oberhaupt der Stadt gibt also zu, in gewisser Weise beschränkt zu sein in seinen Möglichkeiten! Man sollte eine Kopie dieses Briefes an alle Bürgermeister und Gouverneure Russlands schicken, damit sie verstehen in welchem Maße sie sich von den bayerischen Beamten unterscheiden, samt ihren Möglichkeiten.

Für die Aufnahmen, die von der deutschen Unsauberkeit und Habgier erzählen, nimmt meine Wertschätzung der persönlich-menschlichen Seite des Filmemachers schwer ab. In jedem Land wird man Leute finden, die von unsauberem Geschirr essen und trinken, und das nicht einmal aus Gründen, Warmwasser sparen zu müssen. Für mich ist die Habsucht eines Deutschen nicht habsüchtiger, als die eines Engländers oder Schotten.

Der westliche Mensch besitzt nur mal nicht dieses Russische »Heute zecht meine Seele bis auf den letzten Rubel, und morgen leiht sie sich beim Nachbar Geld für ein Stückchen Brot«.

Die Deutschen leihen nicht, sondern sie helfen. Wir sind geradezu gewöhnt an ihre Hilfsfonds und humanitäre Hilfe. Lassen uns auf ihre Kosten ausbilden und behandeln, tragen ihre für uns gekauften Kleider und gleichzeitig kritisieren wir sie. Diesbezüglich kann ich so einige Beispiele nennen. In den ersten Tagen meiner Münchner Zeit kommt eine Bekannte (Freundinnen werden wir später), Frau Kius, ehemals deutsche Botschafterin für den Kongo und Marokko, zu Besuch. Als wir uns kennenlernten war sie Vorsitzende des deutschen Komitees zum Schutze des Gedenkens an Wallenberg. Als sie sah, wie ich den Tee in ein Marmeladenglas, statt einer Teekanne, goss war sie nicht minder beschämt als ich selbst. Eine Stunde später kam sie mit einem prachtvollen alten englischen Teeservice wieder. Ich nahm ihr Geschenk an, und wir mussten beide lachen, als wir uns der Unverhältnismäßigkeit einer solchen Gabe bewusst wurden, verglichen mit meinen beiden Koffern, von denen schon die Rede war. Das ist allerdings schon lange her.

Doch gibt es auch ein Beispiel aus heutiger Zeit. Der Sohn meiner bayerischen Freunde, Dramaturg und Übersetzer französischer Renaissanceliteratur ins Deutsche, Georg H., unterstützte viele Monate lang zwei seiner Freunde finanziell, welche ihre Dissertationen abgeschlossen hatten und nicht gleich ins Berufsleben einsteigen konnten. Ihr berufstätiger Freund kam mit einem Drittel seiner Gage aus, während er den übrigen Teil auf die Konten seiner Freunde überwies. Ich würde auch Ihnen, Wladimir Wladimirowitsch und Ihren Enkeln einen solchen Freund wünschen.

Ich verstehe, es gibt folgende zwei Hauptthemen, die der Film verfolgt, zum einen die allgemeine Vergebung der Deutschen und zum anderen der aktuelle Nazismus. Das für mich anschaulichste Beispiel ist die in Berlin lebende Tochter Posners, die, zusammen mit ihren deutschen Nachbarn, ihren Innenhof mit Steinen pflastert, auf welchen die Namen der Juden eingraviert sind, die zu Hitlers Zeiten hier wohnten und in Konzentrationslagern vernichtet wurden. Schade nur, dass ein von Münchner Bürgern improvisiertes Denkmal, eine Tafel für die Opfer des Faschismus, welches sich am Rotkreuzplatz in München befindet, nicht gezeigt wurde. Auf dem Boden stehen fünf alte Koffer, und an der Tafel sind fünf Fotografien mit kurzen Lebensläufen der Juden angebracht, die im Ghetto ums Leben kamen und in meiner sowie den benachbarten Straßen wohnten...jeden Morgen stehen hier frische Blumen und Kerzen.

Apropos Straßen, weiß der Filmemacher eigentlich, dass es in München 96 oder 98 Straßen gibt, die (wie der Geschwister-Scholl-Platz) ihre ursprüngliche, noch vor der Zeit des Nationalsozialismus, Bezeichnung zurückerhalten haben und Namen jüdischer Ehrenbürger der Stadt tragen?

Unter ihnen der Präsident des bayerischen Fußballclubs Kurt Landauer, namentlich mit ihm an der Spitze gelang es der Mannschaft 1932, zum ersten Mal, deutscher Meister zu werden. Auch wurde das Andenken an den Künstler, und zu Beginn der 30er-Jahre Direktor der Kunstakademie, Max Liebermann, von den Münchnern wiederbelebt, wie auch das des ersten Universitätsprofessors für deutsche zeitgenössische Literatur, Michael Bernays sowie viele andere bedeutende Persönlichkeiten.

Nicht in Worten, sondern in Taten sehe ich die Reue meiner deutschen Mitbürger und weiß es sehr zu schätzen.

Was das Hauptthema, den aktuellen Nazismus, betrifft, so würde ich die tätowierten Bizepse der Schlägertypen aus dem Film entfernen, und nur ihr unheilvolles Dorf zeigen sowie Fragmente der bedeutendsten deutschen Nachkriegsgerichtsverhandlung beim Oberlandesgericht München, die NSU-Prozesse gegen Rechtsextremismus, mit ihrer Hauptangeklagten Beate Zschäpe.

Der Kontrast im Anschluss, die Liebe zur Heimat betreffend, hatte mir gefallen. Man sieht eine Dame (Russin oder Ukrainerin) im Kostüm einer Prinzessin und zukünftigen Zarin Russlands, die ihrem Interviewer über die gesamte Breite des Bildschirms die Bedeutung ihres persönlichen Glücks erklärt: Deutschland ist ihr zur zweiten Heimat geworden.

Auf mehreren Hundertmeter Filmband sind schließlich Posners Enkel zu sehen. Einer von ihnen spricht verlegen davon, dass er sich, von seiner Nationalität her, als Berliner fühlt, und die ältere Enkelin fügt etwas traurig hinzu, ganz gleich wo sie sich befindet, fühlt sie sich immer ein wenig nicht bei sich...

Ein Dank an die Enkel, die nicht nur den Film ihres Großvaters gesehen, sondern ihn auch durch ihre lebendigen Worte bereichert haben.

Ich bin auf ihrer Seite, denn ich glaube nicht ans Sekundäre, an ein zweites zu Hause, eine zweite Heimat oder eine zweite Weltanschauung sogar: heute ist man Kommunist und KGB-Funktionär, und morgen steht man mit der Kerze am Altar, die Hand des Popen küssend.

Dieser Art Aufrichtigkeit und sekundärer Wahrheit kann ich keinen Glauben schenken.

Jedoch möchte ich der Antwort Wladimir Wladimirowitsch's auf die Frage, ob er ein Germanophobe sei? — Ich versuche es nicht zu sein — aufrichtig glauben.

AUS DEM UNGARISCHEN HINTERLAND

Ein vergangenes Leben lässt sich den Jahren nach bemessen, nach verlorenen und für immer gegangenen Freunden, oder aber der Geografie nach: studiert habe ich in Moskau am Moskwa-Fluss, an der Newa in Leningrad gearbeitet und Kinder großgezogen, danach kam West-Berlin an der Spree. Seit Ende der 80-er und die gesamten 90-er Jahre teilte sich mein Leben zwischen München an der Isar und dem ungarischen Hinterland an der blauen Donau auf.

Für mich, die ich vierzig Jahre lang im höchst entwickelten Sozialismus des Ostens gelebt habe, war es hochinteressant das Leben in meinem neuen Land zu beobachten, in dem zwei Welten, zwei Systeme, wie es in der Partei- und Propagandasprache hieß, aufeinanderprallten.

In der Tat erinnerte Ungarn seinerzeit an einen lebendigen menschlichen Organismus, bei dem Kopf und Herz dem Westen entgegenstrebten, und die Arme und Beine, steckengeblieben im Sozialismus, nicht erlaubten dies zu tun. Auch war das Leben im Land sehr unterschiedlich. Ich lebte in einer wohlhabenden und teuren Gegend an der Grenze zu Österreich — einem Erholungsgebiet mit heißen Quellen, mehr Touristen als Einheimischen, und einer solchen Menge an Zahnarztpraxen und Optikerläden, welche wahrscheinlich in keinem anderen Land der Welt zu finden sei.

Das Leben im Süden des Landes ist etwas billiger und dementsprechend ärmer. Budapest kommt einem Herrenhaus unter den ungarischen Städten gleich. Genau wie Moskau ist es ein Staat im Staat. Was es dort nicht alles gibt (wie es in sowjetischen Schlagern besungen wurde). Die Stadt allein stellt fast die Hälfte der Industrieproduktion des gesamten Landes sicher und ist mit die reichste und schönste ihrer Art, mit ihren Museen, Theatern und weltberühmten Bädern. Dort ist Raum für höchste Couture, Luxushotels und schicke Restaurants. Budapest ist ebenso für sein brodelndes Nachtleben bekannt: Bars, Diskotheken, Kasinos. Hier gedeiht die »intellektuelle« Kriminalität, die oft mit russischen und ukrainischen Bürgern in Verbindung gebracht wird, welche aus dem Ausland importiertes Geld, in legalen und illegalen Transaktionen, zu »waschen« versucht sind. Geldwäsche, Sexgeschäfte (zu meiner Zeit gab es in der ungarischen Hauptstadt etwa 4–5 Tausend Prostituierte, die alle unter der Kontrolle krimineller Gruppen standen), Drogen, 40–50 Prozent des ungarischen Ölmarktes befanden sich in Händen der kriminellen Welt. In jenen Jahren lebte der Waffen- und Sprengstoffhandel

wieder auf. So mussten der Budapester Polizeichef, General Otila Bert und seine Untergebenen hart arbeiten, um »die geliebte Stadt in ruhigen Schlaf zu wiegen«.

Ausser Budapest birgt Ungarn noch fünf weitere nicht ganz so große Städte, der Rest des Landes besteht aus Provinz und Hinterland.

Ich bin weder Politikerin noch Wirtschaftsexpertin, vergleicht man jedoch die beiden ehemals sozialistischen Staaten — die Tschechoslowakei und Ungarn (Ende der 80-er, Anfang der 90-er Jahre), so fällt sofort ins Auge, welche unterschiedlichen Wege diese Länder, nach dem Zusammenbruch des Warschauer Paktes und der Strukturen der wirtschaftlichen Zusammenarbeit innerhalb des ehemaligen CMEA (Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe), gegangen sind. Die Tschechen, so schien es mir damals, wollten sogleich damit beginnen gut zu leben. Prag ließ die tschechische Krone auf der Skala in die Höhe schnellen, verkaufte seine besten Unternehmen an westliche Investoren, verdoppelte die Gehälter der Arbeiter und Angestellten, sodass alsbald tschechische Kronen, aus den Taschen der einheimischen Touristen, in den Westen flossen. Der Lebensstandard der Bevölkerung wurde künstlich angehoben, die Kaufkraft stieg.

Westbürger mit Kapital begannen damit tschechische Aktien und Wertpapiere zu kaufen, doch nur wenige Jahre darauf beschlich die Fachleute, Geschäftsleute und vor allem die Aktionäre plötzlich das Gefühl von Ungereimtheiten, die Krone betreffend. Folglich passierte das, was passieren musste: Die Nationalbank der Tschechischen Republik wertete die Krone gegenüber der ausländischen Währung ab, während der Premierminister des Landes, in jenen harten Tagen, verkündete, der internationale Finanzmarkt »spiele« gegen die Tschechische Republik. Seinen Worten nach käme es dem Land teurer, würde man jenen Markt bekämpfen, weshalb Prag sich zu diesem extremen Schritt gezwungen sah. Erst viel später erkannten viele das Scheitern der Wirtschaftspolitik und die Unmöglichkeit einer langfristigen Existenz auf Schuldenbasis.

Ungarn ging den umgekehrten Weg — den einer bewussten Senkung des Lebensstandards. Viele Ungarn erinnern sich noch mit Unmut an den damaligen Finanzminister Bokros und seine »NEP« (Neue Ökonomische Politik) — ein hartes, strenges, wie amerikanische Experten schrieben, »Austerity program«, ein Sparpaket, welches in erster Linie Ausgabenkürzungen vorsah und zweitens — eine Kürzung der Sozialleistungen und Zulagen, die sich auf jede ungarische Familie negativ auswirkte. Krank zu sein wurde teuer, da die Krankenversicherung bis zu 40 Prozent des Gehalts verschlang,

und viele andere Formen medizinischer Versorgung fortan bezahlt werden mussten.

Folglich verloren viele Familien spezielle Zuschläge (ähnlich dem deutschen Kindergeld). Im Übrigen betrug, in diesen schwierigen Zeiten, die ungarische Mindestrente 12 500–14 000 Forint (120–140 DM). Eine solche Rente erhielt zum Beispiel eine mir bekannte Floristin. Ohne in den Gärten anderer Leute Blumen zu züchten und zu verkaufen, wäre es für sie sehr schwierig gewesen zu überleben. Ich kann nicht sicher sagen, ob es direkt mit Bokros Programm zusammenhing, dass es für meine Nachbarn kostspieliger wurde ihre Ferien in ihrem Heimatland zu verbringen, als in den Nachbarländern Slowakei oder Griechenland, da den Plattensee westliche Touristen okkupiert hatten. Doch gilt dies, ehrlich gesagt, nicht für jeden. So wie es die »neuen Russen« gibt, so tauchten auch hier bald die »neuen Ungarn« auf, die sich alles leisten konnten: sowohl den Plattensee als auch Las Vegas. Sie begannen damals schicke Sommerhäuser und Villen aufzukaufen und feierten üppige Hochzeiten. In Budapest konnte man oft ihre feierlichen Eskorten antreffen — in weißen »Lincolns«, die mit frischen Blumen und Luftballons geschmückt waren. Früher ließen sie ihre Kinder im Ausland ausbilden. Heute gibt es die Möglichkeit Auslandsfachdiplome zu erhalten, ohne die Hauptstadt dafür verlassen zu müssen. So begann beispielsweise die British International School damit, ungarische Gymnasiasten im Rahmen des britischen GCSE-Programms (General Certificate of Secondary Education) auszubilden und internationale Bachelor-Zertifikate auszustellen. Genauso war es möglich, sofern man das Geld dafür besaß, eine höhere internationale Ausbildung anzustreben. Hierfür diente das »Western Maryland College«, an welchem die Ausbildung an den Fakultäten für Wirtschaft, Betriebswirtschaft, Volkswirtschaft, Politik usw. in englischer Sprache durchgeführt wurde. Prozentual gesehen gab es in Ungarn jedoch nur wenige solcher Studenten.

Wie also gelang es den Menschen, meinen neuen Landsleuten, trotz massiver Besteuerungen normal zu leben? Ich kann nur aus der Sicht meines Dorfes sprechen. Die gesamte arbeitsfähige Bevölkerung, insbesondere die qualifizierten Fachkräfte, verlassen das Dorf und gehen nach Österreich, Deutschland, in die Schweiz und sogar in den Norden Europas. Zu Hause sind sie nur zu Gast, dafür besitzt die Familie Fremdwährung. Der andere Teil der Einwohnerschaft versucht einen Arbeitsplatz in den neuen, gerade erst in Ungarn gegründeten westlichen Firmen zu finden, da der Verdienst hier bedeutend höher, als in den staatlichen Unternehmen, ausfällt. Viele bestellen ihren eigenen Grund und Boden. Unser Nachbar und Bürgermeister,

Herr Frank, besitzt zum Beispiel sieben Hektar Ackerland, auf dem er jedes Jahr Mais anbaut — hervorragendes Futter für seine private Schweinefarm. Die Aufzucht von Schweinen (von denen es in jedem Haus zwischen fünf und zwanzig gibt) und deren Verkauf an den Staat, zählt zu einer weiteren Quelle des Familieneinkommens. Traditionelles Handwerk wird, ohne in Vergessenheit zu geraten, gepflegt und weiterentwickelt, z.B. die Handarbeit der Frauen, wie Nähen, Sticken und Stricken. Die Kunst der ungarischen Handwerksmeisterinnen wird von Generation zu Generation weitergegeben. Natürlich wird auch viel Zeit und Mühe für die Gartenarbeit sowie den Gemüsegärten aufgewendet. Mir scheint, als lebe man hier im Allgemeinen viel ärmer als beispielsweise die Bayern. Allmählich erfahren private Automobile eine Erneuerung, weshalb die Einheimischen eine respektvolle Haltung dem Fahrrad gegenüber besitzen: Meine Dorfbewohner transportieren riesige Säcke Viehfutter, wie auch Öl- und Gaskanister darauf, sie fahren mit dem Fahrrad zum Einkaufen und viele ebenso zur Arbeit. Hier trägt die Frau keinen Pelz, dafür billige Schuhe. Geht man jedoch in ein beliebiges Haus, genauer gesagt in ihre Keller, so wird man erstaunt sein über den Vorrat der Bauern: Eingemachtes, Marmeladen, hausgemachte Würste, Schinken, ganze Gefrierschränke voll von fachmännisch zerteiltem Fleisch, und natürlich gibt es in jedem Haus Wein aus eigener Herstellung. Die Ungarn wissen nicht nur, wie man Wein herstellt, sondern auch, wie man ihn trinkt. Betrunkene wird man hier nicht entdecken, sie trinken auf die Gesundheit, zur Entspannung und in Maßen: entweder bei sich zu Hause oder in sogenannten »Buffets«, die bis Mitternacht geöffnet haben.

Ich mag es mich dort aufzuhalten. In diesen »Buffets« trinkt man nicht nur Wein und Bier, sondern auch Mineralwasser, Säfte, natürlich Coca-Cola und Pepsi, sowie unglaublich starken Kaffee, den selbst Italiener nicht mehr trinken könnten. Das Wichtigste jedoch bei diesen Zusammenkünften ist der Austausch und der gemeinsame Zeitvertreib beim Schach, Backgammon, Dame- oder Kartenspiel. Sowohl die Gäste als auch die Gastgeber freuen sich stets über neue Besucher.

Ihre Gastfreundschaft habe ich sehr hoch zu schätzen gelernt, denn für meine Adaption ist sie von größter Bedeutung gewesen. Mir kommt es so vor, als wurde dieses Wort speziell für die Tierwelt und für ehemalige Sowjetbürger erfunden. In meiner Straße wohnt ein Schweizer, ein Österreicher, und mir zur Seite mein deutscher Lebensgefährte, der seine Firma in Deutschland verkaufte und nun in unserem Dorf eine Fabrik für Pneumatik-Technologie baut. Einige sind im Ruhestand, andere arbeiten, alles in allem leben

alle normal, ich also — lerne mich zu adaptieren, suche nach Harmonie in Bezug auf meine neue Umgebung: Mir ist wichtig, wie ich mich an die Menschen gewöhne und sie sich an mich. Offenbar reichte meine Emigrantenerfahrung in Deutschland für Ungarn nicht aus, sodass alles mit einem gewissen Unverständnis begann: — Warum hat die Russin einen so hohen Zaun gebaut? Weshalb ein so riesiges Grundstück nur mit Gras und Blumen bepflanzt, auf welchem für das halbe Dorf Gemüse angebaut werden könne?

Ich lerne also. Der Zaun lässt sich nun nicht mehr umbauen, doch dessen Tor sowie die Haustür stehen immer offen. Meine Nachbarn kommen ohne »Ankündigung«, wie es im Dorf üblich ist, vorbei. Im Garten blühen jetzt nicht mehr nur Blumen, sondern es wachsen dort Obstbäume, der Wein ist angebaut und Tomaten, Salat, Paprika und Küchenkräuter wurden angepflanzt. Jetzt bin auch ich für meine Dorfbewohner — eine von ihnen und kann, selbst in Abwesenheit der Eigentümer, in jedem Garten und Gemüsegarten mich bedienen. Mich besticht in ihnen eine erstaunliche Gemeinsamkeit mit der russischen Provinz. Menschen, die Landarbeit verrichten, wertschätzen ihre Arbeit wenig: — Nimm nur, es gehört uns allen, es ist unverkäuflich und kostet nichts. Wie schwierig es doch zumal sein kann, ihnen Geld geben zu wollen!

Die ländliche Intelligenz lebt, wie überall, unter erschwerten Bedingungen. Was unterscheidet sie von der russischen? In erster Linie die Fremdsprachenkenntnisse: Deutsch, Französisch, Englisch, Italienisch und sogar Russisch. Was verbindet sie? Ihr Bezug auf die Kindererziehung, die Sorge um ihre Zukunft. Von frühester Kindheit an bringen Eltern ihre Kinder in Musik-, Ballett-, Sport-, Kunst- und anderen Schulen unter. Für das Erlernen von Fremdsprachen wird am meisten Geld und die meiste Aufmerksamkeit aufgewendet: Jedes Jahr führt das Ministerium für Nationale Bildung eine für Gymnasiasten spezielle Prüfung (ausserhalb des Schullehrplans) über Fremdsprachenkenntnisse durch. Ein Schulkind, welches diese Prüfung erfolgreich besteht, erhält die Chance, an einer angesehenen Universität zu studieren.

Ein ungarisches Dorf kann man sich ohne Kirche und ohne Priester nicht vorstellen. Namentlich ist es der Pastor, der das geistige Leben der örtlichen Gesellschaft in vielerlei Hinsicht bestimmt. Ehrlich gesagt erinnert unsere Dorfkirche an einen ländlichen russischen Club. Dort sind immer viele Menschen versammelt, es werden lebhaft Diskussionen geführt, und die neuesten lokalen und globalen Ereignisse verhandelt. Interessant ist, dass während des Gottesdienstes sowohl Jungen als auch junge Vertreterinnen des »schwachen« Geschlechts dem Priester als Messdiener zur Seite stehen.

Der Pfarrer bringt den Kindern übrigens nicht nur die Regeln des Gottesdienstes bei, sondern vermittelt ihnen in erster Linie eine hohe gesellschaftliche Moral, tiefen Respekt und Ehrfurcht Älteren gegenüber, sowie die Fähigkeit, sich um Kranke und Schwache zu kümmern. Er bereitet die Kinder sowohl auf die Konfirmation als auch auf die weihnachtliche »Kolyada« (Heiliger Abend) vor — das lustigste Fest eines ungarischen Dorfes.

Vor allem Anderen aber sind die Schulen und die Kirche darum bemüht, der jungen Generation ein Gefühl der Liebe und des Respekts für die Geschichte und Kultur der Ungarn zu vermitteln. Es genügt eines der unzähligen Dorfmuseen zu besuchen, um sich von dem wahren Patriotismus meiner Dorfbewohner überzeugen zu können.

Eben von diesem Gefühl ließen sich die Ungarn leiten, als es um die für ihre Gesellschaft wichtigste Frage ging, die der Entscheidung über die Möglichkeit eines NATO-Beitritts Ungarns. Mit Freude las ich damals die Erklärung von NATO-Sekretär Javier Solana, dass Tschechien, Polen und Ungarn eine Einladung zum Nordatlantischen Verteidigungsbündnis erhalten würden. Laut den Worten des Staatssekretärs des ungarischen Außenministeriums Mátyás Ersch, unterstützten alle im Parlament vertretenen Parteien die künftige Mitgliedschaft Ungarns in der NATO. Das letzte Wort wird beim Referendum liegen. Erst nachdem das ungarische Volk »Ja« gesagt hat, wird die Regierung die Idee verwirklichen können, die einigen ungarischen Mitbürgern Zähneknirschen, in Bezug auf den Warschauer Pakt, verursachten.

Diesbezüglich gab es in jenen Jahren so manche Kontroversen innerhalb der ungarischen Gesellschaft. Ausdruck gegenteiliger Ansichten verlieh zum Beispiel die »Öffentliche Koalition für menschenzentrierte Politik«, die Demonstrationen und Kundgebungen im Zentrum von Budapest veranstaltete und sich mit folgender Botschaft an den russischen Präsidenten wandte, dass nicht alle Ungarn dafür sind, »die vollständige Souveränität des Landes aufzugeben«, wie in diesen Dokumenten betont wird.

Mit der Bitte sich zu diesen Reden zu äußern wandte ich mich an Herrn Boris Egri, Professor an der Landwirtschaftlichen Universität Mosonmagyaróvár:

— Sowohl die Vergangenheit als auch die Geschichte des ungarischen Volkes lehren, dass es für ein Land wie Ungarn lebensnotwendig ist, ständige Verbündete zu haben, sagte Professor Egri. — Einhundertfünfzig Jahre lang lebten wir unter der Herrschaft des fünften Osmanischen Reichs. Danach ernährten die Ungarn zweihundertfünfzig Jahre lang die Habsburger-Dynastie, die, unbestritten, viel für Kultur, Bildung und Wirtschaft getan hatte für

mein Land, uns jedoch das Wichtigste vorenthielt — die Unabhängigkeit. Auch die Sowjetrepublik Ungarn, die im Jahre 1919 genau 133 Tage lang bestand, hat uns diese Unabhängigkeit nicht gebracht. Des Weiteren begann ein endloser Wechsel der politischen »Kulisse«, als Regierungen wie Kurierzüge kamen und gingen. Ungarn hing politisch und wirtschaftlich von den USA und Frankreich, von England und Deutschland ab. Besonders stark spürten wir die Bedeutung der Kabale, nachdem Adolf Hitler in Deutschland an die Macht kam. Was die Politik des deutschen Führers meinem Land einbrachte ist allgemein bekannt. Nach dem Zweiten Weltkrieg kamen schließlich die »großen Brüder« zu uns, auf Bajonette aufgereichte gebrochene Seelen und Leben mehrerer Generationen Ungarns mit sich bringend... Doch das Unverständlichste für mich ist, wie es der Sowjetmacht in einer so relativ kurzen historischen Zeitspanne gelungen ist, den Ungarn etwas einzuverleiben, was in Jahrhunderten weder den Türken noch den Habsburgern gelungen ist — eine besondere, für den Rest der Welt unverständliche, sowjetische Mentalität. Infolgedessen blieben wir, nachdem wir uns endlich aus der Umarmung der sozialistischen »Brüderlichkeit« befreit haben, innerlich noch immer unfrei.

Nichtsdestotrotz erhielten wir die Freiheit, und mit ihr das Recht zu wählen. Heute muss Ungarn entscheiden, ob es ein neutraler Staat bleiben oder der NATO beitreten will. Ich kann nur aus meiner Sicht sprechen, bin jedoch überzeugt, die Unterstützung meiner Landsleute zu haben, dass unser Land sich entscheiden muss, der NATO als gleichberechtigter Partner beizutreten. Obwohl dieser Schritt Ungarn sicherlich einiges kosten wird. Doch neben starken Partnern werden auch wir stärker werden, mehr Vertrauen in unsere Fähigkeiten gewinnen und selbstbewusster werden.

Ich kann nicht umhin, mich der Meinung eines Gelehrten anzuschließen, der an eben jener Universität arbeitet, die die Habsburger vor hundertfünfzig Jahren gegründet haben.

Denn sowohl ich als auch Millionen Menschen in diesem Land wollen daran glauben, dass das Schwerste bereits hinter uns liegt. Ebenso, dass mein Nachbar, Herr Frank, sich nicht nach einem Zusatzeinkommen umschauen müsse, um seine Familie ernähren zu können. Und schließlich, dass meinen Nachbarn im ungarischen Hinterland endlich das Wichtigste zuteil wird — die innere Freiheit und die Zuversicht des morgigen Tages.

DES WILLENS UNFREIE WAHL

Die goldene Mitte des Familienglücks. Wie lässt sich die Innigkeit eines ehemaligen, stets einwenig angetrunkenen, russisch-sowjetischen Ehemannes mit dem Stereotyp eines nicht besonders großzügigen, modern-rationalen, deutschen Ehegatten vereinen, dessen Liebe zwar strahlt, jedoch nicht wärmt? Diesem Thema widmete sich eine Journalistin namens N., auf den Seiten einer russischsprachigen Zeitung. »... nicht als seelenverwandt (rodnoj), in unserem russischen Verständnis, angenommen zu sein, beschwert sie sich bei ihrem neuen Mann«.

Werfen Sie einen Blick in ein Deutsch-Russisches Wörterbuch: »rodnoj« — »der Verwandte« — wird ausschließlich im Sinne eines Familienmitglieds übersetzt, ohne geringste Anzeichen auf Geistes- oder Seelenverwandtschaft.

Ja und Geistigkeit, unsere innere Fülle, auf die wir so stolz vor unseren neuen Ehemännern sind, wird im russischen Sinne ganz ohne Poesie ins Deutsche übersetzt.

Der Geist stellt für sie, die Deutschen, in erster Linie ein religiöses Verständnis dar. Auch wird er als Bewusstsein interpretiert und häufiger noch als Verstand oder Gedankengang. Dem Ozhegov-Wörterbuch zufolge hat das alles seine Richtigkeit.

Könnte man nicht ein Derivat für die Gründung einer neuen Familie verwenden: unsere Geistigkeit und ihr Pragmatismus und Verstand — das neue Fundament einer Emigrantenehe.

Nur wollen wir in dieser neuen Ehe alles gleich auf einmal haben, können jedoch eine einfache Wahrheit nicht begreifen: bevor man etwas bekommt muss man erst lernen etwas zu geben. Wenn es der neuen Ehe nicht gelingt die aufgepeitschte russische Nationalität mit dem standhaften deutschen Pragmatismus zu vereinen, denn der russische Geist stimmt mit der deutschen Sentimentalität wenig überein, dann wird es keine Harmonie in dieser Ehe geben.

Nachdem ich mein halbes Leben in Deutschland verbracht habe, davon einige Jahre mit einem Deutschen zusammenlebte, kam ich zu der Überzeugung, dass eine Familie gegenseitige Verpflichtungen bedeutet.

Glücklich ist jene Ehe, die diese Verpflichtungen mit Liebe, Bereitwilligkeit und Wohlwollen erfüllt. In diesem Falle wird das Familienband unzertrennbar sein, ganz unabhängig von Nationalität und Mentalität. Uns, den ehemaligen sowjetischen Ehefrauen und Freundinnen, ist es unerlässlich, im neuen

Land, vieles zu erlernen und sich von der inneren Faulheit zu befreien. Leider werden Reichtum und materieller Wohlstand des Mannes für viele von uns zur Bremse, statt zur Startrampe für die Entwicklung. Ich bin sicher, dass gerade auch Familien der »neuen Russen« auf diese Probleme stoßen.

Ich entsinne mich meines früheren sowjetischen Lebens und des ewigen Vorwurfs meines Mannes: — Warum sagst du niemals »wir«, sondern immer nur »ich«?

Ich denke, ich war nicht die Einzige. An erster Stelle kamen die Kinder, die Karriere und die Arbeit, während der Ehemann daneben existierte. Ganz nach dem Prinzip — wo soll er schon hin. Erst nach seinem Tod begriff ich, Welch eine schlechte Ehefrau ich abgab. Stets eine Antwort parat: »Verzeih, ich habe es nicht geschafft«. Heute schaffte ich es nicht sein Hemd zu bügeln und morgen — das Essen zu bereiten, usw...

Mit einem Deutschen wäre so ein Verhalten völlig inakzeptabel. Unabhängig davon, ob er nach Hause kommt oder nicht, ist das Essen um 12:15 h fertig und steht auf dem gedeckten Tisch. Endlich verstehe ich, dass das Essen nicht das Öl für den Antrieb, sondern ein Vergnügen darstellt, welches unsere gemeinsame Freizeit, mit für ein paar Stunden abgeschaltetem Telefon und abgesperrtem Haustor, symbolisiert.

Vieles, was in der neuen Familie einer Protokollaufnahme glich fand in einer russischen keinen Platz.

Wenn zum Beispiel eine meiner damaligen Leningrader Freundinnen gesagt hätte, sie bespreche gemeinsam mit ihrem Mann täglich das Menü für morgen, ich hätte ihr nicht geglaubt. Die Mahlzeiten wurden aus dem bereitet, was man bekommen konnte, aus dem, was es im nächstgelegenen Laden gab. Ich hätte mich lustig über meinen viel zu früh aus dem Leben gegangenen Mann gemacht, hätte er mich gebeten eine Suppe aus grünen Bohnen zuzubereiten mit der Anmerkung, die Schoten sollten in eineinhalb Zentimeter lange Stücke geschnitten sein.

Denn, der Meinung meines zweiten Mannes zufolge, sehen ein Zentimeter lange Schoten unästhetisch in dem Teller aus und zwei Zentimeter lange passen nicht auf den Löffel.

So lerne ich anhand von Alltagskleinigkeiten Toleranz zu üben, lerne, für ein paar Stunden nur am Tag, zwar in Hülle und Fülle, doch ausschließlich meine eigene Hausherrin zu sein.

Eines Tages war ich zutiefst erstaunt, als ich las, dass die Tochter von Bayerns Oberhaupt, Franz-Josef Strauß, nach dem Gymnasium, anstatt die prestigeträchtige Universität zu besuchen, auf eine Haushaltsschule ging.

Jetzt weiß ich auch warum: die Universität läuft ihr nicht davon und bereits im Amt der Bayerischen Kultusministerin führt sie mit ministerialer Brillanz, auch ihren privaten Haushalt. Ihr Chefsessel scheint nur das Beiwerk für die drei traditionellen K's — Kinder, Küche, Kirche, zu sein.

Oft stößt man auf Heiratsanzeigen, in welchen solide Damen aus Moskau, Sankt Petersburg, Riga oder Odessa, sich als Ehefrauen für Deutsche anbieten. Ich möchte ihnen eine Frage stellen — Werden Sie überhaupt in der Lage sein, die Frau eines westlichen Menschen zu werden? Wie soll man ihnen erklären, dass so eine Ehe — zwei Welten, zwei verschiedene Lebens- und Denkweisen, zwei ganz unterschiedliche soziale Ebenen, Erziehungsformen und schließlich noch, zwei Sprachen darstellt. Reicht ihnen die Lebenskraft, der Wunsch das alles zu bewältigen und dabei eine würdige Partnerin des Ehemannes zu bleiben, ohne sich in ein Tschechowsches »Seelchen«, zu verwandeln?

Sollte alsdann eine von ihnen, von ihrem deutschen Manne, eines Tages hören »Du bist ich« — so kann sie es, mit voller Gewissheit, als »rodnaja« übersetzen...

»NIEMAND WIRD VERGESSEN,
NICHTS WIRD VERGESSEN«

Olga Bergolts Vermächtnis

»Niemand wird vergessen, nichts wird vergessen« — diese beflügelnden, zur Losung gewordenen Worte, eingraviert auf die Gedenkmauer des Piskarevskoye-Friedhofs, welcher viele Opfer der Leningrader Blockade birgt, gehören der Dichterin und Radiosprecherin Olga Bergolts und sind ihr Vermächtnis an uns und unsere Nachkommen. Ihre tägliche, von dem hungernden Volk, herbeigesehnte Radiosendung nährte die Leningrader und verlieh ihnen Trost. Auf Grund dessen bin ich der Überzeugung, Deutschland war im Unrecht von Russland zu verlangen, den 75. Jahrestag des Endes der Leningrader Belagerung nicht zu feiern. Mein Einverständnis mit Moskau ist eher selten, andererseits verstehe ich auch, weshalb man dieses Fest so prunkvoll zu zelebrieren bemüht ist.

Mein verstorbener Ehemann, der als fünfjähriger Junge die gesamten 900 Tage der Blockade in einer kalten Altbauhauswohnung der Kirotschnaya Strasse 23, in einem alten »Voltaire-Sessel« sitzend verbrachte, ein hungriger Junge ein »sattes« Buch, einen Klassiker der russischen kulinarischen Literatur von Elena Molochovjets, in Händen haltend, welches ihn lesen lehrte, nannte diesen Tag niemals einen Feiertag, sondern bezeichnete ihn als Ereignis, als mächtiges Ereignis der Tränen und der Freude.

Nicht nur die Geschichte meines Mannes, sondern auch das Leben meiner Freunde und Bekannten, welche die Belagerung miterlebten, lehrten mich das Leben in ihren Kategorien wahrzunehmen, denn stets schienen sie und scheinen mir noch heute, besondere Menschen zu sein, Menschen die ohne Lüge leben, die ein Gewissen haben, weil sie nicht nur ihr eigenes Leben leben, sondern auch das derjenigen, welche nicht gelebt und überlebt hatten. Bei den einen waren es Nahestehende, bei anderen Verwandte, bei dritten enge Freunde oder aber Nachbarn. Wie nahe erscheint doch jedem Leningrader der Weg zum Piskarevskoye-Gedenkfriedhof...

Aus diesem Anlass lud die jüdische Gemeinde München, zusammen mit der Gesellschaft MIR e.V., 44 Blockadeopfer, drei Überlebende des Krieges sowie uns — die Kinder dieses schrecklichen Krieges, zu einer feierlichen Veranstaltung ein.

Die einleitenden Worte der MIR-Präsidentin Tatjana Lukina, des Generalkonsuls der Russischen Föderation in Bayern, Herrn S.P. Ganzha sowie der Vorsitzenden des Koordinierungsrats der russischen Landsleute in Bayern, Elena Herzog, waren einfach und kurz. Jeder von ihnen wünschte allen Teilnehmern des Festaktes Gesundheit und ein langes Leben.

Das Konzert begann mit der Vorführung eines Dokumentarfilms über die Belagerung (Blockade) Leningrads, ein Geschenk des Direktors des Piskarevskoye-Friedhofs an Tatjana Lukina. Unweit der Leinwand nahm ein Quartett Platz (Artur Medvedev — Violine 1, Polina Schäfer — Violine 2, Brindusa Ernst — Viola, Philipp von Morgen — Violoncello). Sie spielten das Streichquartett Nr. 8 von Dmitri Schostakowitsch — »Im Gedenken an die Opfer des Faschismus und des Krieges«. —

Ihr Spiel war dergestalt durchdringend, harmonisch, strukturiert, dass es schien, als höre man ein einziges Soloinstrument von der Bühne her erklingen, dessen Musik, wie durch den Zauberstab eines abwesenden Dirigenten, sich zu einer mitreißenden Welle aller menschlichen Gefühle und Emotionen wandelnd, dem Leid, der Trauer, dem Zweifel, der Hoffnung und endlich, dem langersehten Siege gleicht. Jene Welle erhob sich bis zum Bühnenrand, stieg über die leidvolle Leinwand des fortlaufenden Films hinauf und stürzte schließlich in den Saal, mitten hinein in unsere Herzen, unsere Seelen.

Das Auditorium hielt den Atem an: kein Rascheln, kein Laut, keinerlei Bewegung — im Publikum schluchzte es verhalten. Meiner Ansicht nach war dies die beste Darbietung des gesamten Konzertprogramms.

Folgend betraten der bekannte Jazzpianist und Pädagoge, Professor Leonid Chizhik, sowie der Bariton und einstige Solist des Bolschoi Theaters, Dmitri Kharitonov, die Bühne; zusammen boten sie ein lyrisches Liederfest der Kriegsjahre dar.

Svetlana Prandetskaya, unser Publikumsliebbling, setzte würdevoll die Liederreihe mit dem Repertoire der Klawdija Zhulzhenko fort.

Maxim Gorkis Worten »In meiner Kindheit gab es keine Kindheit« kann ich nichts abgewinnen. Ich glaube nicht daran und freue mich, dass auch die Dichterin Lidia Smolenskaya, die gleichfalls die Blockade überlebte, derselben Ansicht ist. Ihre weiche poetische Wortform nehmen sogar diejenigen wahr, die sonst wenig erfahren in dem Gespür für hohe Poesie oder gleichgültig ihr gegenüber sind. Ihren Auftritt beschloß sie mit folgenden Zeilen:

Unserer Kindheit Preis ist Leningrads Unsterblichkeit,
Eben jene, die nicht kamen, brannten aus in ewiger Feuersbrunst...

Wir rächten sie, indem wir überlebten...

Wir überlebten!

Dem möchte ich nur noch eins hinzufügen: »Lebt, seid und seid!«

Bevor Alexander Merlin im mit Orden und Medaillen verzierten Paradeanzug die Bühne betrat, umrundete er sämtliche Tische mit den geladenen Veteranen, um allen seinen Freunden die Hände zu drücken.

Er ist ein aussergewöhnlicher Mensch: Schriftsteller, Musiker, Schauspieler, Dichter, und jetzt auch noch Leiter eines Theaterstudios. Einige erstaunt es, andere erzürnt es, doch den von uns allen verehrten, 93 jährigen, Merlin nennen wir alle zärtlich »Saschenka«. Er erzählte dem Publikum, wie er 1943, nach einer Verletzung, im heimatlichen Leningrad im Krankenhaus lag und währenddessen zuerst die Musik komponierte und danach dann die Worte erfand. So entstand das Lied »Du wirst zurückkehren«.

Zum dritten Jahrestag des Endes der Leningrader Blockade erklang dieses Lied auf der Bühne des Mariinski-Theaters, in einer Ausführung der durch die UdSSR geehrten Künstlerin, Tamara Kravtsova. Fotografien dieser Künstlerin trugen alle Seemänner der baltischen Flotte in ihren Matrosenjacken bei sich, sodass Sascha Merlin's Lied über die Schiffsdecks der baltischen See auf Reisen ging.

Würde ich ein Szenario dieser Veranstaltung geschrieben haben, so hätte ich sie mit dem Auftritt der Schüler der künstlerischen Kinderakademie der Gesellschaft MIR e.V. enden lassen.

Ihre kreativen Aufführungen gleichen einem von den Jüngeren an die Älteren weitergereichten Staffelstab. Ich hingegen wünschte es wäre umgekehrt, dass die Jugend die Staffel von den Älteren entgegennehme, um die Geschichte des Landes ihrer Eltern zu kennen, um das Wort »Holocaust« nicht mit »Tapetenkleister« zu verwechseln, damit jedes Neugeborene zum Weltbürger werde, ohne Krieg, ohne Faschismus, ohne Revanchismus und Terrorismus.

Wünschen wir doch der neuen Generation ein Leben voller Frieden und Glück.

Unter Freunden: (von links nach rechts) Vladimir Maximov, Schriftsteller und Chefredakteur der Zeitschrift 'Kontinent' in Paris, Dichter und Journalist Vasily Betaki, Sportkolumnist Artur Werner, Schachspieler und Journalist, wie auch Doktor der Bibliographie, Emmanuel Stein sowie ich selbst.

